



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Haben Kulturen Konflikte?“

Stellenwert der kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten
am Beispiel eines Wiener Gemeindebaus

Verfasserin

Bettina Schwarzmayr

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
1.1. Motive für die Wahl des Themas	1
1.2. Aktueller Forschungsstand und Forschungslücke	2
1.3. Forschungsfrage.....	2
1.4. Aufbau der Arbeit.....	3
2. Theoretische Einbettung der verwendeten Begriffe: einige Facetten des Kulturbegriffs und kulturelle Dimensionen von Konflikten	4
2.1. Begriffsbestimmung „Kultur“	4
2.1.1. Verhaltenstheoretische Ansätze	5
2.1.2. Sozialpsychologische Ansätze – Kulturelle Variabilität	6
2.1.3. Kognitionswissenschaftliche Ansätze.....	9
2.1.4. Anthropologisch-semiotischer Ansatz – das Kulturelle	12
2.2. Weitere Begriffsdefinitionen: einige Facetten des Kulturellen	14
2.2.1. Konzepte um den Identitätsbegriff.....	14
2.2.1.1. Anders-sein, fremd-sein, „othering“.....	14
2.2.1.2. Ethnizität und Multiplizität von Identität	15
2.2.1.3. Ethnozentrismus.....	18
2.2.2. Konzepte um den Begriff „Interkulturalität“	19
2.2.2.1. Interkulturelle Kompetenz.....	20
2.2.2.2. Sprache	22
2.2.2.3. Interkulturelle Kommunikation und interkulturelles Lernen	23
2.2.2.4. Religion und Grußformeln	26
2.2.2.5. Kulturalisierung	28
2.2.3. Xenophobie und Rassismus.....	28
2.2.3.1. Vorurteil und Stereotyp	29
2.2.3.2. Migrationshintergrund – die rechtliche Dimension	31
2.3. Konflikt und kulturelle Dimensionen von Konflikten	32
2.3.1. Konfliktdefinition.....	32
2.3.2. Konfliktverhalten	35

2.3.3.	Konfliktgegenstände	38
3.	Kommunaler Wohnbau und Wohnungsverwaltung in Wien	39
3.1.	Die Entstehung der Gemeindebauten in Wien.....	39
3.1.1.	Historische Voraussetzungen	40
3.1.2.	Rechtliche Voraussetzungen.....	42
3.1.3.	Architektur einer proletarischen Gegenwelt.....	44
3.2.	Der Gemeindebau heute.....	47
3.2.1.	Die Wohnhäuserverwaltung „Wiener Wohnen“.....	47
3.2.2.	Grundvoraussetzungen zur Vergabe von Gemeindewohnungen	49
3.2.3.	Bevölkerungsstruktur im Gemeindebau	51
3.2.4.	Das Aufgabenspektrum der HausbesorgerInnen.....	53
3.2.5.	MieterInnenbeirat	55
3.3.	Gebietsbetreuung für Städtische Wohnhausanlagen	58
3.3.1.	Aufgaben der Gebietsbetreuung für Kommunalwohnungen.....	58
3.3.2.	Konfliktvermittlung im Gemeindebau durch die Gebietsbetreuung.....	60
4.	Das Fallbeispiel Sandleitenhof	63
4.1.	Vorgangsweise und Methode.....	65
4.1.1.	Feldzugang.....	65
4.1.2.	Datenerhebung und Auswahl der InterviewpartnerInnen.....	66
4.1.2.1.	Teilnehmende Beobachtung.....	67
4.1.2.2.	Quantitative Daten	68
4.1.3.	Datenanalyse.....	68
4.2.	Der Sandleitenhof.....	69
4.2.1.	Die Konzeption und Geschichte.....	69
4.2.2.	Die Wohninfrastruktur im Wandel.....	73
4.2.3.	Die demographische Zusammensetzung	74
4.2.4.	Das Sozialleben	79
4.2.4.1.	Matteottiplatzfest	80
4.2.4.2.	Hofgespräch – Hofpalaver.....	81

4.3.	Ergebnisse der Erhebungen.....	82
4.3.1.	Verunsicherung und Veränderung	82
4.3.2.	Ordnung und Sitten	85
4.3.2.1.	Manieren.....	85
4.3.2.2.	Fremde Sitten	86
4.3.2.3.	Höflichkeit.....	89
4.3.3.	Vorurteile und Stereotypen gegenüber Alten und Jungen.....	90
4.3.3.1.	Respekt vor dem Alter	90
4.3.3.2.	Ruhestörungen durch Kinder	92
4.3.4.	Die Anderen.....	94
4.3.4.1.	Die Türken.....	95
4.3.4.2.	Vorurteile gegenüber den Anderen.....	98
4.3.4.3.	Die Rolle von Deutschkenntnissen	99
5.	Weitere Ergebnisse im Hinblick auf kulturelle Zugehörigkeiten	100
5.1.	Bedeutungen von kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten	100
5.1.1.	Ruhestörung, Verschmutzung, Waschküche und Besuch – die Regeln im Gemeindebau.....	102
5.1.2.	Aneignung von Raum: Platzmangel und Freiraum.....	105
5.1.3.	Individualisierung und Vereinsamung.....	108
5.1.4.	Macht und Ohnmacht.....	110
6.	Weitere theoretische Überlegungen und Einordnung der Ergebnisse	111
6.1.	Bedeutung der sozialen Stellung	111
6.1.1.	Habitus	112
6.1.2.	Soziale Felder	115
6.1.3.	Kapitalformen.....	116
6.1.3.1.	Das ökonomische Kapital.....	116
6.1.4.	Das kulturelle Kapital	117
6.1.4.1.	Das soziale Kapital	117
6.2.	Arbeiterkultur und Kapitalformen: die veränderte Rolle der SPÖ im Gemeindebau.....	119
7.	Schlussfolgerungen und Ausblick	125

Bibliographie	130
Liste der durchgeführten Interviews.....	145
Liste der Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle	146
Abstract	147
Ehrenwörtliche Erklärung.....	148
Lebenslauf	149

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Konfliktlösungsstile	36
Abbildung 2: Lageplan des Sandleitenhofes	64
Abbildung 3: Wohndauer im Sandleitenhof	75
Abbildung 4: Hauptgemeldete nach Geburtsland	76
Abbildung 5: Hauptgemeldete nach Staatsbürgerschaft.....	77
Abbildung 6: Gemeldete Personen per Haushalt	78
Abbildung 7: Alter der EinwohnerInnen nach Geschlecht.....	79
Abbildung 8: Zuzüge 1996-2009 nach Geburtsland	96
Abbildung 9: Zuzüge 1996-2009 nach Staatsbürgerschaft.....	97
Abbildung 10: Verbotsschilder im Sandleitenhof.....	105

1. Einleitung

1.1. Motive für die Wahl des Themas

Zur Bekämpfung von Armut und Elend wurde das Wiener Wohnbauprogramm in den 1920er Jahren entwickelt und damit der Gemeindebau etabliert. In Wiener Wahlkämpfen spielt der Gemeindebau immer wieder eine zentrale Rolle¹, da circa ein Drittel der in Wien Wahlberechtigten im Gemeindebau wohnt. Das sind ungefähr eine halbe Million Menschen, also mehr als die EinwohnerInnenanzahl von Graz, Salzburg und Klagenfurt zusammen. Gerade die Wahlkampfmeldungen von rechten Parteien überschlagen sich dann mit Hiobsbotschaften wie Schafschächtungen in Waschküchen, Sperrmüllbergen in Innenhöfen, Kochorgien bei offenen Türen und Fenstern einem Kommen und Gehen ganzer Sippschaften und attestieren Überfremdung im Gemeindebau. Dem gegenüber stehen die Beobachtungen von anti-rassistischen Organisationen, die von ausländerfeindlichen Übergriffen und Beschimpfungen berichten. Der Gemeindebau steht also immer wieder im Mittelpunkt von Migrations- oder Integrationsdebatten in Wien.

Galt eine Wohnung in einem Gemeindebau in den Zwischenkriegs- und Nachkriegsjahren als Privileg, so verschlechterte sich der Ruf des Gemeindebaus deutlich in den 1980er Jahren, obwohl es seit dieser Zeit intensive Bemühungen um bessere Stimmung in den Wiener Gemeindebauten gibt. Beispiele dafür sind umfangreiche Sanierungsprogramme seit 1984 durch den "Wiener Stadterneuerungs- und Bodenbereitstellungsfonds" und die Einführung und der Ausbau von Gebietsbetreuungen als Anlaufstelle für BewohnerInnen, bis hin zur Einführung der MieterInnenbeiräte 1988. Trotzdem stellt das Wochenmagazin „Profil“ fest: „Nur 16 Prozent der Gemeindebaummieter haben Matura (im Wien-Schnitt sind es 30 Prozent). 36 Prozent müssen mit weniger als 1.000 Euro im Monat auskommen (Wien-Schnitt: 25 Prozent), die Arbeitslosenrate in den Gemeindebauten ist meist doppelt so hoch wie in Wien insgesamt. ‚In einen Gemeindebau hineingeboren zu sein heißt darum ja auch immer, ihn verlassen zu wollen, es einmal weiterzubringen‘, meint Burgschauspieler Karlheinz Hackl, Jahrgang 1949, früher ein ‚Schlüsselkind‘ im Körner-Hof in Margareten“ (Lackner 2010).

Viele der Spannungen im Gemeindebau werden auf den Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund zurückgeführt. Daher liegt es nahe sich genauer anzusehen, welchen Anteil die kulturellen Zugehörigkeiten von unterschiedlichen BewohnerInnen tatsächlich bei Nachbarschaftskonflikten haben.

¹ Exemplarisch kann erwähnt werden: die Öffnung der Gemeindebauten in Notfällen für EWR-BürgerInnen (2001), die Öffnung der Gemeindebauten für Menschen mit Aufenthaltsverfestigung (2005), der rot-blauer „Kamp um den Gemeindebau“ während des Landtagwahlkampfes 2010.

1.2. Aktueller Forschungsstand und Forschungslücke

Aus Bereichen der Organisationsentwicklung und des Managements gibt es zahlreiche Publikationen zu Themen wie „intercultural training“, „intercultural communication“ oder „intercultural competence“ (vgl. Bennet 1995, Gudykunst 2005, Sarbough 1988, Ting-Toomey/Oetzel 2001, Triandis 2006). Die darin erwähnten empirischen Daten beziehen sich allerdings nahezu ausschließlich auf Expatriates, internationale Konzerne und Handelsbeziehungen. Viele dieser Erkenntnisse sind nur begrenzt auf das Spannungsfeld „kulturelle Zugehörigkeit, Wohnumfeld Gemeindebau und Konflikt“ anwendbar. Kulturelle Zugehörigkeit wird in den Organisations- und Managementstudien vereinfacht als Staatsbürgerschaft angenommen. Das ist für die vorliegenden Forschungsfrage unzureichend, denn formal ist die überwiegende Mehrheit der BewohnerInnen eines Gemeindebaus in Österreich geboren oder besitzt die Österreichische Staatsbürgerschaft; jedenfalls haben diese Menschen ihren Hauptwohnsitz in Wien und trotzdem empfinden sie sich nicht notwendigerweise als österreichisch. Weiters ist das eigene Wohnumfeld ein zu intimer Bereich, als dass es mit einer Beschäftigungssituation verglichen werden könnte, denn in den Studien zu interkulturellen Beschäftigungsverhältnissen werden auch Lohnanreize, Arbeitszeitregelungen, Unterstützungsleistungen zur Auslandsentsendung und Hierarchieverhältnisse berücksichtigt. Entgeltzahlungen, Zeitbegrenzungen oder offizielle Hierarchien sind allerdings keine Kategorie, die für das Wohnen im Gemeindebau bedeutsam sind. Zur Forschung im Wohnumfeld braucht es also andere Fragestellungen und eine andere Herangehensweise.

Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten zu den Wiener Gemeindebauten befassen sich jedoch mit Stadtplanung oder Architektur (vgl. Hautmann/Hautmann 1980, Wilhelm 1985, Tassmann/Hatz/Matznetter 2009, Podbrecky 2003) und kaum mit kultur- und sozialwissenschaftlichen Themen und Perspektiven. Es gibt allerdings eine begrenzte Anzahl von österreichischen (Diplom-)Arbeiten aus dem Bereich der Soziologie sowie der sozialen Arbeit und Gemeinwesenarbeit, in denen es um sozialräumliche Arbeit im Gemeindebau geht.

1.3. Forschungsfrage

Wegen der angedeuteten Forschungslücke ist die Frage, die ich mit dieser Diplomarbeit zu beantworten versuche, die nach der **Rolle von kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonalen Konflikten am Beispiel Sandleitenhof**, einem Gemeindebau in Wien 16. Wiener Gemeindebezirk Ottakring. Wie beeinflussen unterschiedliche kulturelle Zugehörigkeiten einen Konfliktverlauf? Welche sozialen Prozesse und gesellschaftlichen Hierarchien werden bei Konflikten im Gemeindebau sichtbar?

1.4. Aufbau der Arbeit

Um mich den beiden komplexen und für die Kultur- und Sozialanthropologie zentralen Themen meiner Forschungsfrage „Kultur“ und „Konflikt“ anzunähern, welche schon ganze Curricula und Fachbibliotheken füllen, bin ich folgendermaßen vorgegangen:

Nach der Einleitung versuche ich in Kapitel zwei den Begriff „Kultur“ zu erläutern und eine Begriffsdefinition für die Beantwortung der Forschungsfragen in dieser Arbeit zu wählen. Das Kapitel zwei beschäftigt sich daher mit der theoretischen Einbettung der verwendeten Begriffe, also einigen Facetten des Kulturbegriffs und kulturelle Dimensionen von Konflikten und behandelt definitorische Abklärungen von Konzepten, die für die Beantwortung der Forschungsfrage notwendig sind. Es handelt sich dabei beispielsweise um Konzeptionen von Interkulturalität, Ethnizität oder Identität bis hin zu Rassismus und Vorurteilen, denn alle sind wesentlich für den Blickwinkel der Kultur- und Sozialanthropologie und in einem multikulturellen Wohnumfeld wie dem Wiener Gemeindebau wichtig. Außerdem ist ein Teil den kulturellen Dimensionen von Konfliktdefinition, Konfliktverhalten oder Konflikthaltungen gewidmet.

Die historische Entwicklung des kommunalen Wohnbaus in Wien und der öffentlichen Wohnhausverwaltung wird in Kapitel drei beschrieben. Sie ist unerlässlich um die emotionale Diskussion um die Wiener Gemeindebauten zu verstehen, die natürlich auch Auswirkungen auf BewohnerInnen hat. Außerdem werden die Gebietsbetreuung und öffentlich finanzierte Konfliktvermittlungsangebote dargestellt. Der Gemeindebau war und ist Ideologie und politisches Bekenntnis; das kann bei einer Arbeit zu „Kultur“ und „Konflikt“ nicht unberücksichtigt bleiben.

In Kapitel vier widme ich mich dem Sandleitenshof. Das Forschungsfeld wird durch Lagebeschreibung, Architektur, Bevölkerungsstruktur und Geschichte erklärt. Die Methode meiner Datenerhebung und Datenauswertung wird erläutert und die qualitativen Interviews und teilnehmenden Beobachtungen werden analysiert.

Nach diesen unabdingbaren Kontextualisierungen, Begriffsbestimmungen und Datenanalysen geht Kapitel fünf direkt auf die Beantwortung der Forschungsfrage ein, anhand von Themen wie Macht und Ohnmacht, Angst vor Veränderungen oder Religionszugehörigkeit. Anhand dieser Themen arbeite ich heraus, welche Rolle unterschiedliche kulturelle Zugehörigkeiten bei interpersonalen Konflikten haben können und was nicht der kulturellen Zugehörigkeit angelastet werden kann.

In Kapitel sechs werden weitere theoretische Überlegungen zur sozialen Stellung der BewohnerInnen angestellt. Das ist notwendig, um die Anwendung des von mir gewählten

Kulturbegriffes darzustellen und auch um die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen der BewohnerInnen genauer zu beleuchten.

Im abschließenden Kapitel sieben gebe ich ein Resümee und einen Ausblick auf mögliche zukünftige Forschungsthemen.

2. Theoretische Einbettung der verwendeten Begriffe: einige Facetten des Kulturbegriffs und kulturelle Dimensionen von Konflikten

Um den wissenschaftlichen Rahmen in der Kultur- und Sozialanthropologie darzustellen ist es notwendig einige Begriffsdefinitionen vorzunehmen. Die Konzepte werden begrifflich-sachlich definiert, um eine eindeutige Verwendung in dieser Arbeit zu gewährleisten. Dieses Kapitel beinhaltet jedoch keine historische Darstellung der Begriffsentwicklung.

2.1. Begriffsbestimmung „Kultur“

Der „Kultur“-Begriff wird in verschiedenen Wissenschaften zum Teil sehr kontrovers diskutiert. Die Vielfalt, der Umfang der Erklärungsansätze und der Interpretationsweisen aus der Literatur kann in dieser Arbeit nicht erschöpfend aufgegriffen werden. Jedoch sollen die Begriffe definitorisch abgegrenzt und eine Auswahl an Sichtweisen und Ansätzen vorgestellt werden. Bedenkt man die zentrale Wichtigkeit des Begriffs „Kultur“ für die Kultur- und Sozialanthropologie, aber auch generell für alle Kulturwissenschaften, so erstaunt es doch, dass es noch immer eine große Begriffsunsicherheit gibt: „Even though the term has been discussed in countless books and articles, there is still a large degree of uncertainty in its use – anthropologists employ the notion in fundamentally different ways“ (Hatch 1973 zit. in Borofsky 1994: 243). Bereits 1952 sammelten Alfred L. Kroeber und Clyde Kluckhohn in ihrem Buch „Culture: a critical Review of Concepts and Definitions“ Kultur-Definitionen und reflektieren kritisch auf 164 Definitionen der über 300 gesammelten Bestimmungen von Kultur.

Meine Recherchen lassen mich zu dem Schluss kommen, dass die Mehrzahl der akademischen Institute, die sich mit Konflikt und Interkulturalität befassen, von SprachwissenschaftlerInnen, ÖkonomInnen und PädagogInnen geleitet wird. Daher habe ich mich neben der Literatur aus der Kultur- und Sozialanthropologie mit den Fachgebieten Linguistik, Betriebswirtschaft und Erziehungswissenschaft, aber auch Psychologie auseinandergesetzt. Die vier nachfolgenden Ansätze zur Definition von „Kultur“ habe ich gewählt, da sie in Fachbüchern, die sowohl das Thema Kultur als auch das Thema Konflikt behandeln, am häufigsten genannt werden (vgl. Augsburg 1992, Berkel 1984, Bennet 1995,

Danesi/Perron 1999, Eysenck 2004, Fu/Morris 2000, Gelfand/Nishii/Holcombe/Dyer/Ohbuchi/Fukuno 2001, Gesteland 1999, Gudykunst 2005, Hofstede 2004, Jakober 2009, Kappe 1996, Matzl 2004, Mayer/Boness 2004, Mehta/Rückert 2004, Mumford-Fowler/Mumford 1995, Nestvogel 2004, Sarbaugh 1988, Shearman 2008, Thomas 1994, Ting-Toomey/Oetzel 2001, Triandis 2006, Trompenaars 1993, Wyer/Chiu/Hong 2009).

2.1.1. Verhaltenstheoretische Ansätze

Die zentrale Botschaft verhaltenstheoretischer Ansätze ist, dass „Kultur“ weitreichend und weitgehend unbewusst das menschliche Verhalten beeinflusst. Als früher und bedeutender Vertreter des klassischen Behaviorismus gilt zum Beispiel der Psychologe Burrhus Frederic Skinner. Für Skinner (vgl. 2011) ist Kultur im Wesentlichen ein Nebenprodukt von Umwelteinflüssen das auf individuelles Verhalten einwirkt.

Der Soziologe und Handlungstheoretiker Bernhard Miebach (2006: 21) beschreibt die Verhaltenstheorie wie folgt: „Die Verhaltenstheorie setzt sich zum Ziel, soziologische Gesetze zu finden, mit denen sich soziales Verhalten adäquat beschreiben und vorhersagen lässt. Soziales Verhalten ist dabei Verhalten, das sich auf andere Akteure bezieht“.

In zahlreichen Publikationen zum Thema interkulturelle Konflikte, vornehmlich aus dem Bereich der Betriebswirtschaft, wird vor allem auf verhaltenstheoretische Ansätze Bezug genommen. Da ich anhand der Forschungsfrage ein spezifisches, soziales Verhalten genauer zu verstehen versuche, ist es relevant, wie die Verhaltenstheorie „Kultur“ erklärt.

Kulturspezifische Kommunikationsweisen und die damit verbundenen Verständigungsschwierigkeiten wurden vom Semiotiker Edward T. Hall in einer Theorie des sozialen Verhaltens ausführlich untersucht. Er erforschte Gestik, Mimik, Intonation, Bekleidung, Körperhaltung in unterschiedlichen Kontexten und Kulturen auf deren Bedeutung. Diese sind nach Hall wesentliche Anhaltspunkte deuten eine „verdeckte Information“ und „hidden culture“ (vgl. Hall 1997: 57f.) an und sie dienen zur wechselseitigen Orientierung für mögliche Gegenüber. Zur „Sprache des Verhaltens“ zählt Hall zum Beispiel auch den Umgang mit Raum und Zeit oder mit Information.

Obwohl Hall „Kultur“ als etwas sehr Komplexes darstellt, wird doch „Kultur“ bei nahezu allen verhaltenstheoretischen Studien als abgegrenzte, selbstreproduzierende Einheit dargestellt (vgl. Trompenaars 1993, Gesteland 1999). Einer abgegrenzten Definition von Kultur ist in der Kultur- und Sozialanthropologie schon lange nicht mehr üblich, außerdem ist eine hermetische Definition von Kultur wenig zielführend für eine Analyse von interpersonellen Konflikten in Wiener Gemeindebauten, denn dort wohnt das Eigene und das

Fremde auf engem Raum zusammen, lebt in der gleichen Stadt, stößt sich ab, befruchtet sich und beeinflusst einander ständig.

2.1.2. Sozialpsychologische Ansätze – Kulturelle Variabilität

Die Sozialpsychologie befasst sich mit den sozialen Bedingungen und Konsequenzen des menschlichen Verhaltens. Wichtige Themen sind Untersuchungen von Beziehungen in und zwischen Gruppen (Gruppendynamik), Sozialisation, soziale Einstellungen, Einstellungsänderungen, Vorurteile, Einfluss der sozialen Umwelt auf die Wahrnehmung von Dingen und Personen, Konformität, Rollenverhalten bzw. Rollenkonflikte (vgl. Brockhaus 1999b: 164f.).

Der Sozialpsychologische Ansatz ist in der Konfliktforschung am gängigsten; Matzl (2004: 8) beschreibt ihn folgendermaßen: „Dieser versucht, basierend auf Wertestudien, Kulturen anhand von allgemeingültigen Werten zu beschreiben, zu erklären und zu vergleichen“. Oft werden Werte als Kernstück von Kultur beschrieben, zum Beispiel von der Kommunikationswissenschaftlerin Sachiyo Shearman (2008: 4): „Values are the beliefs that are held individually or collectively, perceived consciously or unconsciously, communicated explicitly (verbally articulately) or implicitly (symbolically), used as the criteria for cognitive, affective, or behavioural judgements to guide our choices out of available options, as they influence society, while society influences them“. Durch kulturell geprägte Vorstellungen ist es laut Shearman möglich die Welt zu verstehen; diese Vorstellungen beinhalten auch eine Bewertung.

Shearman zählt Bereiche auf, anhand derer man Kulturen aufgrund ihrer Wertevorstellungen miteinander vergleichen beziehungsweise unterscheiden kann:

- Wertvorstellungen werden von Individuen getragen oder um gesellschaftlich geteilt
- Wertvorstellungen werden explizit oder implizit kommuniziert
- Wertvorstellungen helfen Erwünschtes und Unerwünschtes voneinander zu unterscheiden
- Wertvorstellungen nehmen Einfluss auf das Verhalten, da sie als Filter dienen um Entscheidungen zu treffen

Wertvorstellungen helfen bei der Einteilung in positiv, wünschenswert, ideal, negativ, zu vermeiden und mangelhaft. Der Schwerpunkt von Shearman's Studien liegt dabei auf Kulturvergleichen zwischen Kulturen und Gesellschaften, die Shearman als mehr eigenständig und unabhängig beschreibt, und anderen, die eher verflochten und von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt sind (vgl. Shearman 2008).

Kulturvergleichende Wertestudien auf individueller Ebene haben bereits eine gewisse Tradition. Einer der bekanntesten Studien-Autoren ist Geert Hofstede (vgl. 2004). Er erforschte mittels Fragebögen die Einstellungen und Haltungen von weltweit über 120 000 MitarbeiterInnen eines internationalen Konzerns (IBM). Mittlerweile hat er mit seinen Studien Menschen aus 70 verschiedenen Nationalitäten befragt. Hofstede vergleicht Kulturen hauptsächlich anhand von vier Dimensionen:

1. Machtdistanz, beschreibt das Ausmaß der Akzeptanz von Macht und Hierarchie beziehungsweise die Erwartung nach Gleichberechtigung.
2. Kollektivismus versus Individualismus, beschreibt das Ausmaß der Wertschätzung von individueller Leistung gegenüber kollektiven Leistungen.
3. Femininität versus Maskulinität, beschreibt das Ausmaß in dem in dem Weiblichkeit, Männlichkeit, Gender-Neutralität oder Gender-Differenzen betont werden.
4. Unsicherheitsvermeidung, beschreibt das Ausmaß des Verlangens nach Struktur und Sicherheit beziehungsweise die Erwartung von Freiheiten.

Diese vier Dimensionen umfassen nach Hofstede universelle Variabilität die er heranzieht um Kulturen zu vergleichen und das Verhalten von Individuen zu erklären. Laut Geert Hofstedes Darstellung von „Software of the Mind“ (vgl. 2004), ist Kultur die mentale Programmierung jeder Person in einer gegebenen Gruppe oder Organisation, aufgrund dieser Programmierung werden Handlungsableitungen getroffen. Ich bezweifle allerdings, dass es möglich ist mittels Multiple-Choice-Fragebögen kulturelle Variabilität aussagekräftig zu ermitteln und dem Kulturellen dabei gerecht zu werden.

Die sozialpsychologische Gemeindepsychologie² nach Triandis (2006: 285) sieht Kultur als Verstärkungsschema: “Culture acts as a schedule of reinforcement, thereby influencing what is perceived (perceptual selectivity), how it is perceived (information-processing-strategies), and how the information is organized (cognitive structures)”. Triandis schlägt vier universelle Verhaltensdimensionen als Parameter vor (vgl. ebd.: 285 ff.), die ähnlich angelegt sind wie jene Parameter von Hofstede. Diese sind:

1. Assoziation versus Dissoziation (wird beschrieben wie Kollektivismus bzw. Individualismus)
2. Überlegenheit versus Unterlegenheit (stellt die Bandbreite von Machtdistanz dar)
3. Intimität versus Formalität (wird beschrieben wie der Strukturierungswunsch bei Unsicherheitsvermeidung)

² Sozialpsychologische Gemeindepsychologie ist ein Teilbereich der Psychologie: „Die Gemeindepsychologie hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Erleben und Handeln der Menschen in ihren spezifischen Lebenswelten zu untersuchen und sie bei einer produktiven Lebensbewältigung zu unterstützen“ (Keupp 2011).

4. offenes versus verborgenes Verhalten, also explizite oder implizite Normen

Exemplarisch stellen die Beispiele von Shearman, Hofstede und Triandis häufig betriebswirtschaftlich zitierte Wertestudienkonzepte dar, die sich immer etwas in ihren Begrifflichkeiten und den verschiedenen Kategorien, die sie bilden, unterscheiden. Bei diesen und ähnlichen Wertestudien besteht immer die Gefahr, dass durch Reduktion und Simplifizierung Vorurteile und Stereotype zementiert werden. Zwar erlauben alle zitierten Skalen nicht nur Schwarz-Weiß-Malerei, sondern auch diverse Schattierungen, jedoch erfolgt aufgrund der Zuschreibung zu einer „Nationalkultur“ eine Kategorisierung. Alleine in Hofstedes Buch „Cultures and Organizations: Software of the Mind“ enthalten bereits die Titel mehrerer Kapitel den Begriff „national culture“, wobei dieser Wortgebrauch völlig unkritisch passiert. Der von Hofstede verwendete Begriff „impliziert Einheit von Territorium, Staatszugehörigkeit, Ethnizität, Sprache, möglicherweise auch von Religion, Weltanschauung und Verhaltenstypik, die real existierenden Staaten nicht nachgewiesen werden kann. Außerdem erschwert die Gleichsetzung von Kultur und Nation, Kultur von landesspezifischen, politisch-rechtlichen und ökonomischen Einflussgrößen zu trennen“ (Peer 2003: 76).

Vor allem Hofstede legt lediglich Wert auf die Beschreibung einer Kultur, um in dem jeweiligen Land erfolgreich wirtschaften zu können; es geht also nicht um Verstehen des Kulturellen. Aus einem statistischen Mittelwert wird schnell eine absolute Zuschreibung von Eigenschaften und Merkmalen, EinwohnerInnen eines Landes werden als homogene Gruppe beschrieben. Durch die Überbetonung der nationalen Zugehörigkeit werden andere Identitätsaspekte vernachlässigt. Im sozial-psychologischen Sinn bedeutet Identität häufig die Kombination von Merkmalen, die eine Person von anderen unterscheidbar macht. Der Europarat (CoE 2008: 19) bezieht sich bei der Definition von Identität auf die Einzigartigkeit jeder Person: „Our identity, by definition, is not what makes us the same as others but what makes us unique. Identity is a complex and a contextually sensitive combination of elements“. Identität ist komplex und vor allem abhängig vom Kontext. Idealerweise begreifen wir Identität als etwas Sinngebendes und Positives, der Sozial-Psychologe Charles Stangor (2004: 74) beschreibt dies folgendermaßen: „Normally, social identity results in positive feelings, which occur because we perceive our own groups, and thus ourselves, in a positive light“.

Andere VertreterInnen der sozialpsychologischen Ansätze behandeln kulturelle Zugehörigkeiten bereits deutlich sensibler. Als Beispiel Stella Ting-Toomey und Johan G. Oetzel (2001: 17), die in ihrer Definition von „interkulturellem Konflikt“ nicht mehr von „national cultures“ sprechen, sondern von „cultural communities“: „Intercultural conflict is

defined in this book as the experience of emotional frustration in conjunction with perceived incompatibility of values, norms, face orientations, goals, scarce resources, processes and/or outcomes between a minimum of two parties from two different cultural communities in an interactive situation“.

Zwar enthält dieser Ansatz die Anregung offen zu sein und mögliche Unterschiede früh wahrzunehmen, aber er ist für meine Forschungsfrage nicht wirklich von Interesse, weil er für eine Analyse der Situation in Wiener Gemeindebauten zu kurz greift. Die überwiegende Mehrheit der BewohnerInnen eines Gemeindebaus besitzt die Österreichische Staatsbürgerschaft und alle leben im selben Land, trotzdem fühlen sie sich nicht notwendigerweise kulturell zueinander gehörig.

2.1.3. Kognitionswissenschaftliche Ansätze

Weil das Verständnis von geistigen Prozessen beim Verständnis der Rolle von kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten hilft, wird der kognitionswissenschaftliche Ansatz im Folgenden erläutert.

„Kognition“ ist die Sammelbezeichnung für alle Prozesse und Strukturen, die mit dem Wahrnehmen und Erkennen zusammenhängen (vgl. Brockhaus 1998: 398). Der Anthropologe Maurice Bloch (1994: 276) definiert Kognitionswissenschaft als “the attempt to bring cognitive psychology, philosophy, neurophysiology, artificial intelligence, linguistics, and anthropology together in order to understand cognition”.

Es ist allerdings nicht möglich das Selbstverständnis einer Person unabhängig vom Sozialraum³ der Person zu betrachten. Die Sozial- und Kognitions-Psychologen Steven J. Sherman, David L. Hamilton und Amy C. Lewis (1999: 86) beschreiben die Abhängigkeit der Selbst-Wahrnehmung von der Gruppenzugehörigkeit wie folgt: “In general, social identity approaches⁴ emphasize the importance of people’s group memberships for their own self-conceptions of who they are, what they are like, and how they differ from others. Thus, an individual’s self-concept and self-understanding are not simply a function of his or her own experiences and accomplishments, but are also a function of the groups to which that individual belongs”. Eine Gruppe kann sich durch gemeinsame Merkmale wie Geschlecht, Klasse, Kultur oder ähnliche Gemeinsamkeiten definieren. Das Kulturelle ist Teil von Sozialbeziehungen. Kulturelle Identität ist sowohl Teil der persönlichen als auch der sozialen Identität und diese ist sehr vielfältig unter den BewohnerInnen von Wiener Gemeindebauten.

³ Bezeichnung für die institutionelle und soziale Infrastruktur eines bestimmten Gebietes, in dem die Bedürfnisse und Interessen einer Person gedeckt werden.

⁴ „Social Identity Theory“ besagt, dass Gruppenmitgliedschaft eine In-Gruppen/Selbst-Kategorisierung schafft, welche die In-Gruppe auf Kosten der Out-Gruppe bevorzugt.

Der Wiener Gemeindebau wurde nicht gebaut um komplexen Individualinteressen zu genügen. Der Gemeindebau wurde für eine homogene BewohnerInnengruppe geplant (siehe auch Kapitel 5).

Um die Beschreibung kognitionswissenschaftlicher Ansätze eingehender zu beleuchten, möchte ich noch weitere WissenschaftlerInnen erwähnen, die das Kulturelle anhand von kognitionswissenschaftlicher Vorstellungen zu erklären versuchen. So beschreibt zum Beispiel der Anthropologe Marvin Harris (1993: 534) Kultur als: „learned patterns of behaviour and thought characteristic of a societal group“. Ein weiterer Vertreter der Kultur- und Sozialanthropologie, Conrad Phillip Kottak (2003: 497) arbeitet in eine ähnliche Richtung: „Culture is collective, shared, meaningful. It is transmitted by conscious and unconscious learning experiences acquired by humans, not through their genes, but as a result of growing up in a particular society.“ Verhaltensmuster werden durch Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe erlernt. Daher gibt es auch im Gemeindebau ein Nebeneinander von verschiedenen Verhaltensmustern, also Kulturpraktiken die eben nicht von allen BewohnerInnen verstanden werden oder die für alle bedeutsam sind.

Die Vertreterinnen der psychologischen Anthropologie Claudia Strauss und Naomi Quinn (1994: 288ff.) versuchen das Verständnis von Kultur anhand von fünf zentripetalen Tendenzen zu begreifen. Diese sind nach Strauss/Quinn: die Motivationskraft, die relative Dauerhaftigkeit bei Individuen, die relative historische Stabilität (weitergegeben über Generationen hinweg), die relative Themenbezogenheit (können wiederholt zur Anwendung kommen in unterschiedlichen Kontexten), die mehr oder weniger weite Verbreitung (zumindest teilweise gemeinsam genutzt mit einer sozialen Gruppe). Auch bei diesem Erklärungsmodell zu Kultur wird klar, dass im Gemeindebau viele von Grund auf verschiedene Vorstellungen aufeinander treffen.

Die Psychologin Michele J. Gelfand und der Betriebswirt Michael W. Morris (vgl. 2004: 55) versuchen mit ihrem dynamischen Konstruktivismus kulturelle Unterschiede anhand von drei Punkten zu verstehen:

1. Welche Wissensstrukturen sind aufgrund von Sozialisation internalisiert und daher abrufbar innerhalb einer gewissen Kultur?
2. Welche Wissensstrukturen sind leicht aufgrund einer ständigen Nutzung abrufbar, wobei sie die Überlegenheit von kulturellen Institutionen, von öffentlichen Diskursen oder Sozialstrukturen widerspiegeln?
3. Welche Wissensstrukturen werden erst durch Konflikt herausgefordert oder aktiviert als Eigenschaften einer Konfliktpartei, des Konfliktes selbst oder des sozialen Kontexts?

Diese Fragen zeigen wichtige Einflüsse auf Wissensstrukturen auf, die Abrufbarkeit von Wissensstrukturen ist allerdings kaum im Rahmen einer Diplomarbeit umfassend erforschbar. Auch die Wirtschaftswissenschaftler Robert Wyer, Chi-Yue Chiu und Ying-yi Hong (vgl. 2009: 3f.) plädieren für einen dynamischen konstruktivistischen Ansatz, der uns wegführen soll vom Beschreiben der Kulturen zum Erklären des Kulturellen. Sie stellen vier Postulate auf.

Diese sind:

1. Eine physische, vom Menschen gemachte Umwelt fördert die relative Dominanz von speziellen Wissensstrukturen.
2. Dieses Wissen wird zu geteiltem Wissen der Mitglieder einer Gruppe, wenn es herangezogen wird, um eine gemeinsame Basis für Kommunikation zu schaffen, und über Generationen weitergeleitet wird. Das führt zur Formation von kulturellen Verhaltensregeln.
3. Wegen der häufigen Verwendung in der Kommunikation wird das geteilte Wissen, also die Basis für Kommunikationsregeln, für individuelle Mitglieder dauerhaft verfügbar. Das führt zur Entwicklung einer geistigen Haltung, aus der Individuen Bedeutung schöpfen, was wiederum ihre Kognition, ihren Affekt und ihr Verhalten formt.
4. Wenn ein Individuum zwei Kulturen ausgesetzt ist, kann es die Basis für Verhaltensregeln beider Kulturen aktivieren.

Vor diesem Hintergrund ist es also schlüssig, dass Wyer, Chiu und Hong (vgl. 2009: 4) Kultur als Wissensnetzwerke definieren, mit erlernten Denkroutinen, Gefühlen, Interaktionen sowie als einen Korpus substantieller Erklärungen und Ideen über Aspekte der Welt. Kultur als Wissensnetzwerk zu definieren hilft dabei, Kultur von bloßer Staatszugehörigkeit oder Nationendenken zu entkoppeln, wenngleich diese auch Träger von Kulturellem sein können. Kultur über den Zugang zu und die Verfügbarkeit von Wissen zu definieren und sich damit von „Nationalkultur“-Konzepten abzuwenden, ist ein hilfreicher Ansatz für die Analyse von Wohnkulturen. Bei Gemeindebauten gibt es zum Beispiel Gruppen, die sich zueinandergehörig fühlen, weil sie „auf der gleichen Stiege“ wohnen, auch das kann als eine Art von Subkultur betrachtet werden. Auch die ArbeiterInnenkultur im Gemeindebau kann nicht mit Nationendenken erklärt werden. Um Wissensnetzwerken auf die Spur zu kommen, wäre allerdings eine längere, systematische Feldforschung notwendig. Die kognitionswissenschaftlichen Ideen von Strauss und Quinn (1994), von Gelfand und Morris (2004) und von Wyer, Chiu und Hong (2009) wären nur überprüfbar oder anwendbar, wenn ich zu mehreren Generationen über lange Zeit in Kontakt gestanden wäre. Meine limitierten

Aufenthalte als teilnehmende Beobachterin und die Durchführung ausgewählter Interviews haben mir bedingt Aufschluss über die Verfügbarkeit von Wissen der BewohnerInnen des Sandleitenhofes gegeben.

2.1.4. Anthropologisch-semiotischer Ansatz – das Kulturelle

Weil die Bedeutung von Zeichen sowie die Beziehung der Zeichen zueinander ein weiterer Ansatz ist, mit dem die Rolle des Kulturellen bei interpersonellen Konflikten veranschaulicht werden kann, ist es relevant die Bedeutung dieses Ansatzes zu klären.

Semiotik ist die Lehre von den Zeichen, im Allgemeinen gegliedert in Syntaktik (Lehre von den Beziehungen der Zeichen zueinander), Semantik (Beziehungen zwischen Bezeichnetem und Zeichen) und Pragmatik (Beziehungen zwischen Zeichen, Bezeichnetem und Benutzer) (vgl. Brockhaus 1999a: 461).

In der Annäherung zu einer Kulturdefinition nach anthropologisch-semiotischem Ansatz sind die Ansätze des Anthropologen Borofsky (1994: 243) wichtig. Laut Borofsky haben die verschiedensten Definitionen des Kulturellen eines gemeinsam: „the definitions of the cultural tend to share at least one common trait – they portray it as relatively coherent. The idea is that certain items co-occur, are somehow interrelated, and/or support one another in a particular manner“.

Der britische Ethnologe Jack Goody (1994: 250ff.) benennt – wie Borofsky – viele Schwierigkeiten der Grenzziehung von Kultur als Konzept. Er verweist dabei auf die Ergebnisse des Denkens, die soziokulturellen Systeme (Religion, Politik, Interpersonelles), unterschiedlichen Begrenzungen zwischen Räumlichem (Abgrenzungen zwischen Gruppen und Individuen) und Hierarchischem (Grenzziehungen bei unterschiedlichem sozialem Status, unterschiedlicher sozialer Klasse), sowie Produktions- und Kommunikationsmodalitäten. Das Kulturelle ist Teil von Sozialbeziehungen und es gilt deren Symbole und Bedeutungen zu erforschen: „The cultural, in other words, is the social viewed from another perspective, not a distinct analytic entity“ (ebd.: 260); das gestaltet die Begriffsdefinition sehr komplex.

Diese Komplexität beschäftigt auch den Linguisten und Anthropologen Roger M. Keesing (1994: 309f.); dieser plädiert für einen kritischen Kulturansatz, der folgende vier Überlegungen berücksichtigt:

1. Die Produktion und Reproduktion kultureller Formen ist komplex. Daher untersucht Keesing die Art und Weise in der symbolische Produktion mit Macht und Interesse (im Sinne von Klasse, Hierarchie und Gender) verbunden ist.

2. Keesing nimmt an, dass viele Elemente der kulturellen Traditionen ideologische Elemente der Macht in sich tragen. Ideologien dienen dazu, die Welt mit idealisierenden Subjekt-Positionen zu definieren.
3. Ein kritisches Konzept des Kulturellen würde mit der Annahme beginnen, dass in jeder Gemeinschaft oder Gesellschaft multiple Subdominante und teilweise untergetauchte kulturelle Traditionen (im Verhältnis zu Macht, Stellung, Klasse, Gender, Alter) sowie Hegemonialkräfte und dominante Traditionen existieren.
4. Es sollte nicht davon ausgegangen werden, dass es geschlossene Grenzen gibt, in denen kulturelle Bedeutungen sich durchsetzen. Eine „Kultur“ als gebundene Einheit würde den Weg freimachen für eine wesentlich komplexere Konzeption von Interpretation, Überlagerung und Nachahmung.

Keesing benennt damit Macht und damit verbunden auch Ideologie oder Klasse als Element eines kritischen Kulturansatzes. Weiters weist er darauf hin, dass „Kultur“ kein geschlossenes System ist sondern ein vielschichtiger Prozess. Sein Ansatz Kultur als Prozess zu sehen und das Kulturelle in Verbindung mit Macht und Ressourcen zu betrachten ist daher sehr hilfreich bei der Analyse der Rolle von Kulturellem im sozialen Wohnbau.

Aufbauend auf einem kritischen Kulturansatz sprechen die beiden kanadischen Semiotiker Marcel Danesi und Paul Perron (1999: 67) von der Dimension der bedeutungsgebenden Ordnung: „Culture is a system of shared meaning that is based on a signifying order, a complex system of different types of signs that cohere in predictable ways into patterns of representation which individuals and groups utilize to make or exchange messages“. Auch der Ethnologe Clifford Geertz (1987: 9) sowie der Sozialökonom Max Weber messen der „Bedeutungsgebung“ hohen Stellenwert bei: „dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich [Geertz] Kultur als dieses Gewebe ansehe“.

Für eine relativ kurze teilnehmende Beobachtung der BewohnerInnen des Sandleitenhofes eignen sich sowohl die Überlegungen Goodys, wonach Ereignisse und Interaktionen sowohl sozial als auch kulturell sein können, auf die Perspektive kommt es an, als auch die hilfreichen Rahmenkonzepte für die Strukturierung von Problemstellungen für die teilnehmenden Beobachtungen von Keesing. Zur bedeutungsgebenden Ordnung von Danesi und Perron ist zu bemerken: „Durch die Inkludierung einer ‚bedeutungsgebenden Ordnung‘ in die Definition ist auch die Erkenntnis, dass Kulturen nur in ihrem Kontext erfahr- und verstehbar sind, berücksichtigt. Individuen lernen die (Be-)Deutungen ihres Systems durch

die Sozialisation. Die Kenntnis dieser Bedeutungen ist notwendig, um Nachrichten zu verstehen und Symbole und Zeichen richtig deuten zu können“ (Matzl 2004: 9).

Versteht man die Bedeutung, dann kann man miteinander interagieren, idealerweise ohne größere Missverständnisse: „Kultur stellt also das gegenseitige, grundlegende Verstehen von Mitgliedern der gleichen Kulturgemeinschaft sicher, indem sie gemeinsame Wertsysteme und Normen zur Verfügung stellt, die sich wiederum in Regulierungen, in Interaktionen, Kommunikation und Verhalten ausdrücken können. Durch das Symbolsystem Sprache werden gemeinsam geteilte Wortbedeutungen und Regulationen und somit Interpretationen von Schemata möglich“ (Mayer/Boness 2004: 22f.).

Wenn ich in dieser Arbeit von kultureller Zugehörigkeit spreche, so gehe ich von Tendenzen kultureller Orientierung aus. Es handelt sich in dieser Arbeit vornehmlich um Menschen mit bestimmter Herkunft oder Religionszugehörigkeit, die tendenzielle Kulturorientierungen erkennen lassen. Diese enthalten jedoch individuelle Ausprägungen und sind wandelbar. Am ehesten sind unterschiedliche Wertigkeiten erkennbar bei der Aneignung von Freiraum, bei Tagesrhythmen, bei Genderrollen, Emotionen, Macht, Sprache, Stereotypenbildung und Kommunikationsstilen – auf die ich im Verlauf der Arbeit weiter eingehen werde. Die Darstellungen in Kapitel 2.1 verdeutlichen wie komplex die Annäherung an das Kulturelle ist, sie veranschaulichen aber auch, dass in Hinblick auf die Behandlung der Forschungsfrage vor allem die kultur- und sozialanthropologischen Sichtweisen hilfreich sind.

2.2. Weitere Begriffsdefinitionen: einige Facetten des Kulturellen

Die Bedeutung des Kulturellen ist nur im Kontext der jeweiligen Lebenssituation der Individuen und unter Berücksichtigung ihrer Identität erfahr- und verstehbar. Mit der kurzen Darstellung einiger Konzepte aus dem Feld des Kulturellen möchte ich die Komplexität und Vielschichtigkeit verdeutlichen.

2.2.1. Konzepte um den Identitätsbegriff

2.2.1.1. Anders-sein, fremd-sein, „othering“

Zunächst wird „Kultur“ im Alltag oft mit Eigenbildern und Fremdbildern erklärt. Das Andere und Fremde beschreibt eine oft abstrakte Abweichung vom Vertrauten. Erst durch Vergleich ist es möglich das vermeintlich Andere zu identifizieren. Das Wörterbuch der Völkerkunde erklärt zum Begriff „Fremd“ folgendes: „Fremd, Das Fremde. Die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden folgt in allen Epochen und Kulturen einem dialektischen Prinzip. Unter dem Eindruck des Fremden verändert sich die Wahrnehmung des Eigenen und

damit zugleich auch das, was in Abgrenzung davon eben noch fremd erschien. (...) [D]ass die Eigenschaften, die am Fremden wahrgenommen werden, auf den Beobachter selbst zurückverweisen, klingt auch in der folgenden Sentenz an, die E. Bloch und K. Valentin fast gleichlautend formulierten: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“ (Hirschberg 1999: 135). Sich selbst durch die Abgrenzung von Anderen zu definieren, spielt auch bei der postkolonialen Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak (vgl. 1996: 117) eine wichtige Rolle. Sie hat den Begriff „othering“ geprägt und meint damit ein Werkzeug der Distanzierung und Differenzierung der Gruppe, der man sich selbst zugehörig fühlt, von einer anderen Gruppe. Spivak beschreibt es als „das im Machtdiskurs ausgeschlossene Andere“. Sich selbst ein positives Image zu geben und das Andere zu brandmarken ist dabei entscheidend. Spivaks Konzept des „othering“ ist untrennbar mit der Darstellung und Kritik von Ethnozentrismus⁵ verbunden (siehe dazu auch Kapitel 2.2.1.3).

Der Begriff „Identität“ ist auch wichtig bei der Definition von „Fremdheit“ des deutschen Erziehungswissenschaftlers Ortfried Schäfter dar. Schäfter (1991: 12) stellt das Fremd-sein in seinen Arbeiten zu Interkulturalität wie folgt dar: „Fremdheit, nicht als objektiver Tatbestand, sondern als eine die eigene Identität herausfordernde Erfahrung, ist Indiz und lebhafter Ausdruck dafür, dass nun neuartige und für das bisherige Selbstverständnis ‚befremdliche‘ Beziehungen erschlossen werden konnten. Erst wenn Grenzen zu Kontaktflächen werden, wird Fremdheit zu bedeutsamer Erfahrung“. Schäfter schlägt Deutungsmuster von Fremdheit anhand von vier elementaren Ordnungsschemata systemspezifischer Innen/Außen-Beziehungen vor (vgl. ebd.: 15):

1. Das Fremde als tragender Grund und Resonanzboden von Eigenheit
2. Das Fremde als Negation von Eigenheit
3. Fremdheit als Chance zur Ergänzung und Vervollständigung
4. Eigenheit und Fremdheit als Zusammenspiel sich wechselseitig hervorrunder Kontrastierungen

2.2.1.2. Ethnizität und Multiplizität von Identität

Nach dem Fokus auf das „Andere“ und das „Fremde“ widme ich mich nun der Identitätsfindung im Hinblick auf „Ethnizität“. „Ethnizität“ ist ein Begriff der zur Einordnung von kulturellen Identitäten dient und kulturelle Zugehörigkeit bestimmen helfen kann. Die ethnologische Definition dazu lautet: „Ethnizität bezeichnet den Prozess der kulturellen Differenzierung von Bevölkerungsgruppen in Form der Selbst- und Fremdzuschreibung

⁵ Ethnozentrismus bezeichnet in der Sozialpsychologie und der Soziologie die Tendenz, dass Menschen ihre Mitmenschen im Allgemeinen an dem ihnen vertrauten, eigenen Lebensstil messen und beurteilen.

spezifischer Traditionen innerhalb von Staaten, aber auch staatsübergreifend. Als gruppen- bzw. identitätskonstituierende Merkmale können Traditionen (z.B. Sprache, Religion, Abstammung, Wirtschaftsweise, gemeinsame Geschichte) in beliebiger Anzahl und Kombination selektiert werden. Durch das kognitive Prinzip der In- und Exklusion von Bevölkerungsteilen formieren sich taxonomisch geordnete Wir-Gruppen (Verwandtschaftsgruppen, ethnische Gruppen, nationale Gruppen). (...) Ethnizität ist ein universelles Phänomen, das der Sicherung von sozialer Mitgliedschaft und dem Zugang zu den materiellen und ideellen Gruppenressourcen in kulturpluralistischen Staaten dient“ (Hirschberg 1999: 100f.). Ethnizität wird daher wichtig, wenn die Gruppenressourcen begrenzt sind. Ethnizität wird durch Kulturalisierung in den Vordergrund gespielt, wenn es um die Sicherung von Zugang zu Ressourcen wie Raumnutzung und Aneignung geht, was im Sandeithof deutlich zu beobachten war.

Andre Gingrich (vgl. 1998: 102ff) stellt Ethnizität in seinem Artikel über Ethnizität für die Praxis sieben Thesen auf. Diese Thesen besagen, dass Ethnizität 1. das jeweilige Verhältnis zwischen zwei oder mehreren Gruppen, unter denen die Auffassung vorherrscht, dass sie sich kulturell voneinander in wichtigen Fragen unterscheiden, darstellt. Weiters meint er, dass 2. Ethnozentrismus manchmal unvermeidlich ist, aber selten richtig. Er weist 3. darauf hin, dass ethnische Unterschiede zu verabsolutieren leicht zu Rassismus führen können, ethnische Unterschiede zu ignorieren aber ebenso. Gingrich betont 4., dass Ethnizität und Nation nicht identisch sind und Ethnizität oft nationale und staatliche Grenzen überschreitet. Zur Unterscheidung mit Kultur stellt er 5. Die These auf, dass Ethnizität als Beziehungsgeflecht bloß bestimmte Aspekte der beteiligten Kulturen in diesem Wechselverhältnis darstellt. Er betont 6. die Veränderlichkeit von Ethnizität im Laufe der Zeit und weist 7. darauf hin, dass Ethnizität je nach den Umständen variiert.

Unsere Persönlichkeit und unser Verhalten werden aber nicht nur durch Ethnizität geprägt. Vielmehr wird unsere Identität unter anderem durch den Zugang zu Ressourcen (Bildung, Geld), das soziale Geschlecht, die sexuelle Orientierung, die körperliche und geistige Gesundheit, das Alter, die Religionszugehörigkeit, den Familienstand oder den Beruf geprägt. Manche dieser Facetten wie die soziale Lage, der Gesundheitszustand oder der Bildungsstand zwar sind veränderbar, alle Facetten sind jedoch eng miteinander verwoben. Manche dieser Facetten sind in speziellen Lebenslagen wichtiger als andere. In manchen Bereichen ist unsere Identität das Ergebnis von sozialen Konstruktionen in spezifischen Kontexten, sie ist daher nicht starr, sondern zeit- und kontextabhängig. Die Art und Weise wie sich unsere Identität bildet, ist nicht nur unterschiedlicher Ausdruck und Performance, sondern auch zum Teil eine

Reaktion auf die Welt um uns. Wie sehr unsere Identität(en) auch von den Sichtweisen unserer Mitmenschen geprägt werden, zeigt sich exemplarisch am Beispiel „Gender“ im folgenden Zitat der beiden Psychologinnen Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna (1978: 6) besonders gut: „Gender is an anchor, and once people decide what you are, they interpret everything you do in the light of that“. Unsere Identität ist also das Ergebnis unterschiedlicher Einflussfaktoren. Dies wird selten als Vielfalt gefeiert, sondern es stellt oft auch den Grund für Ablehnung oder Diskriminierung dar. Eigene Identitätszuschreibungen dienen auch als Instrument eine Gruppenzugehörigkeit und damit Ethnizität herzustellen. Die Sozialpsychologen Sherman, Hamilton und Lewis (1999: 87f.) beschreiben das Potential zu mehrfachen Gruppenzugehörigkeiten wie folgt: „Self-categorization theory emphasizes the extent to which the self-concept reflects the categorization of the self into some social grouping. (...) Any individual has many group memberships, which provide multiple potential bases for self-categorizations at any given time. (...) The consequence is self-stereotyping, in which the individual takes on the properties and attitudes that are characteristic of the group. That is, the person assumes that the attributes stereotypic of the group are also characteristic of the self. An important consequence of such context-dependent self-categorization is that one’s self-perceptions can change depending on the particular self-categorization that is evoked“. Foucault (2005: 245) hingegen meint sehr pauschal zur Frage der Identitätsfindung: „Und schließlich geht es in allen gegenwärtigen Kämpfen um die Frage: Wer sind wir? Sie wenden sich gegen jene Abstraktionen und jene Gewalt, die der ökonomische und ideologische Staat ausübt, ohne zu wissen, wer wir als Individuum sind, wie auch gegen die wissenschaftliche oder administrative Inquisition, die unsere Identität festlegt“. Er stellt die Identitätsfindung als Kampf dar, der oft gegen die vorherrschende Hegemonie geführt werden muss.

Menschen mit Migrationshintergrund suchen oft lange nach einer Identität, die Suche findet oft zwischen nostalgischen Erinnerungen und Illusionen des Verlorenen und restaurativer Heimatpflege statt (vgl. Greverus 1995: 10). Irritiert durch gesellschaftliche Veränderungen und auf der Suche nach Zugehörigkeit scheint bei den von mir interviewten BewohnerInnen des Sandleitenhofes die Selbst-Kategorisierung zu verstärkten Sichtweisen durch eine „kulturelle Brille“. Der Kontext des Nachbarschaftskonfliktes scheint also der kulturellen Zugehörigkeit eine höhere Bedeutung zuzuweisen als anderen Facetten von Identität. Gender oder Armut/Reichtum waren viel weniger explizites Thema als Migrationshintergrund und Lebensalter.

Die Konfliktmittlerinnen Violeta Hasanagic und Barbara Szerb-Mantl (2004: 28) stellen zum Thema Nachbarschaftskonflikte und Konfliktparteien mit Migrationshintergrund fest: „Die Tatsache der Zugehörigkeit zu mindestens zwei verschiedenen Ethnien ist lediglich ein Aspekt unter anderen. Diesen Aspekt besonders zu betonen hieße, das Trennende voranzustellen, was dem Zustandekommen einer Konfliktlösung sicherlich nicht förderlich ist.“ Sie weisen also darauf hin, dass eine Überbetonung des Kulturellen zu einem Fokus auf Differenzen führt.

2.2.1.3. Ethnozentrismus

Nachdem Aspekte von Ethnizität dargestellt und auch deren Veränderlichkeit und Multiplizität besprochen wurde, gehe ich nun auf das Phänomen „Ethnozentrismus“ ein. Ethnozentrismus ist die Sichtweise, bei der die eigene Lebensrealität den Mittelpunkt allen Handelns und Denkens darstellt. Dabei werden die Haltungen, das Verhalten und die Denkweisen der „Wir-Gruppe“ als höherwertig gegenüber anderen dargestellt. Die Kultur- und Sozialanthropologie definiert die Wir-Gruppe als: „Sozialtypus, der seine Identität aus der (subjektiven) Zuschreibung von Eigen- und Fremdbildern schöpft, also erst in Abgrenzung zu Mitmenschen, ‚Anderen‘, zu gemeinschaftlichem bzw. solidarischem Wesen findet. (...) Sie bezeichnen also weniger eine soziale Realität, sondern fordern vielmehr vom Einzelnen ein Verhalten, das seiner Zugehörigkeit zur Wir-Gruppe würdig sei. (...) [Dahinter] verbergen sich Verhaltensanforderungen, die dann im Resultat eine neue gesellschaftliche Organisation konstruieren können“ (Hirschberg 1999: 414). In anderen Sozialwissenschaften wird die „Wir-Gruppe“ häufig auch als „in-group“ bezeichnet. Der Begriff „Ethnozentrismus“ geht auf den Soziologen William Graham Sumner zurück (1906: 13), der beschreibt: „Ethnocentrism is the technical name for this view of things in which one’s own group is the centre of everything and all others are scaled and rated with reference to it“. Sumner war Sozialdarwinist und sprach dem Ethnozentrismus eine wichtige Rolle zu: als Stärkung der Gruppenzugehörigkeit durch Abgrenzung zu anderen und der damit einhergehenden Stärkung der Eigengruppe. Auch im Wörterbuch der Völkerkunde werden diese Funktionen des Ethnozentrismus betont, aber hier wird auch auf die Notwendigkeit einer Überwindung des Ethnozentrismus bei der wissenschaftlichen Arbeit hingewiesen: „Diese bevorzugte Wahrnehmung der Wir-Gruppe ist ein notwendiges Moment für deren Selbstbehauptung innerhalb ihrer soziokulturellen Umwelt. Sie bedingt damit aber auch die Distanzierung und Abwertung von Fremdgruppen. Ein solches ‚Ingroup-Outgroup-Verhältnis‘ findet sich bei Gruppen jeder Art (Cliques, Lokalgruppen, Altersstufen, Berufen, sozialen Schichten usw.), am stärksten ausgeprägt ist es jedoch bei Gruppen mit vielfältigen, wichtigen Funktionen und

räumlicher Bindung, (...). Fremdgruppen wird das volle Menschentum abgesprochen, und zwar umso mehr, je weiter sie sich in Kultur und Lebensstil von der Eigengruppe entfernen. Damit werden ihnen gegenüber moralische Hemmschwellen herabgesetzt“ (Hirschberg 1999: 112). Laut Georg Hansen (1996: 67), Professor für Interkulturelle Erziehungswissenschaft, ist Ethnozentrismus „der Versuch, durch gezielte Auswahl und Hervorhebung bestimmter Informationen sowie Leugnung und Missachtung anderer Informationen den Glauben an die Überlegenheit der eigenen ethnischen Gruppe glaubwürdig erscheinen zu lassen“. Geertz (1987: 34) schreibt dazu auch: „Ethnozentrismus ist das härteste Wort des Ethnologen für einen moralischen Fehltritt“. Die Kultur- und Sozialanthropologie versucht Kulturelles nicht lediglich in den Kategorien des Eigenen zu betrachten und vor allem das Kulturelle nicht anhand dieser Kategorien zu bewerten.

Es ist klar, dass Ethnozentrismen ein Hindernis für interkulturelle Kommunikation sind, denn „sie können in Konfliktsituationen gegen andere eingesetzt werden, ohne ein Unrechtsbewusstsein hervorzurufen. Ethnozentrismen sind eine Schutzimpfung gegen die realistische Einschätzung der eigenen ethnischen Gruppe“ (Hansen 1996: 67).

Von Ethnozentrismus während meiner Forschung im Sandleitenhof kann gesprochen werden, wenn es um die Einteilung in richtiges und falsches Verhalten ging, also die Beurteilung des Verhaltens anderer anhand von Normen der jeweils eigenen Gruppe.

2.2.2. Konzepte um den Begriff „Interkulturalität“

Im Folgenden ziehe ich einige Konzepte heran, die Auswirkungen auf Kommunikationsverhalten und damit auf Konfliktverhalten haben und daher für die Beantwortung der Forschungsfrage bedeutsam ist. Unterschiedliche kulturelle Prägungen bedingen unterschiedliche Bedürfnisse, was zum Beispiel Ordnungssinn oder Zeitvorstellungen betrifft. Bedenkt man diese unterschiedlichen Bedürfnisse, so wird deutlich warum das Potential für Missverständnisse steigt, vor allem bei gemeinschaftlich zu nutzenden Räumen und Flächen wie zum Beispiel: Innenhöfen, Spielplätzen, Fahrrad- und Kinderwagenräumen, Waschküchen und Hobbyräumen. Ein Spiegel des Konfliktpotentials bezüglich Aneignung von Gemeinschaftsräumen ist die Auflistung der eingegangenen Beschwerden bei der Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen für die Bezirke 14, 15 und 16 (GBwohn 14_15_16) in Kapitel 2.3.3. in dieser Arbeit.

In dieser Arbeit geht es nicht darum, einen traditionellen Kulturbegriff zu verwenden, sondern sich dem Kulturellen unter verschiedenen Aspekten anzunähern. Ich gehe also der Frage nach ob es interkulturelle Kompetenz, interkulturelles Lernen, Interkulturelle Kommunikation gibt

und wie sie sich manifestieren könnten. Außerdem nähere ich mich der Bedeutung von Kulturalisierung, Sprache und Religion für die Forschungsfrage an.

2.2.2.1. Interkulturelle Kompetenz

Interkulturelle Kompetenz geht über Faktenwissen und kulturell geprägte Bräuche, Verhaltensmaxime oder Wertvorstellungen hinaus. Wenn sich interkulturelle Kompetenz von genereller Sozialkompetenz unterscheidet, dann handelt es sich um eine Haltung oder Einstellung gegenüber kulturell Neuem oder bislang Unbekanntem aber auch um die Bereitschaft sich selbst und dem Eigenen auf den Grund zu gehen.

Die Erziehungswissenschaftlerin Eva-Maria Zeller (2007: 23) meint dazu: „Die Entwicklung interkultureller Kompetenz setzt die Bereitschaft voraus, zunächst die eigene Haltung und Einstellung zu überprüfen bzw. die eigene kulturelle Prägung und Sozialisation in den Blick nehmen zu wollen. Kann man Unterschiede zulassen und erlebt diese als Bereicherung? Ist man willens, immer Lernende zu bleiben, Dinge zu hinterfragen?“.

Eine beispielhafte Auflistung interkultureller Kompetenzen wurde von Birgit Prochazka auf der Fachtagung „miteinander.kindergarten“ – Interkulturelle Weiterbildung im Elementarbereich, am 21. November 2007, in Wien vorgestellt. Es handelt sich dabei um:

- Die Bereitschaft und Offenheit, um Unterschiede wahrnehmen, sehen und akzeptieren zu können
- Die Bereitschaft, Fähigkeit und Möglichkeit zur Selbstreflexion und Empathie⁶
- Das Wissen, dass Gegensätze nicht prinzipielle Widersprüche sind
- Die Fähigkeit, sich flexibel auf eine Vielfalt von Meinungen und Wertvorstellungen einzustellen und sich selbst zu verändern ohne sich aufzugeben oder in eine permanente Verunsicherung zu geraten
- Frustrationstoleranz und Anpassungsfähigkeit, damit Widersprüche auch ausgehalten werden können
- Die Kreativität für die Entwicklung interkultureller Handlungsalternativen und Gestaltungsmöglichkeit (Schutz vor Ohnmacht und Hilflosigkeit in interkulturellen Handlungen)
- Kulturen jenseits des Gegensatzes von Eigenkultur und Fremdkultur zu denken
- Entwicklung eines vielmaschigen, inklusiven statt eines separistischen und exklusiven Verständnisses von Kultur

⁶ Fähigkeit, sich in den Anderen, den vermeintlich Fremden einfühlen zu können.

- Die eigenen, verinnerlichteten Erfahrungen und Vorstellungen können relativiert werden und es entsteht Platz für Korrekturen und Veränderungen bzw. Bestätigungen und Verstärkungen der eigenen Verhaltensvorstellungen
- Ein Sich-Verständigen auf gemeinsamen Wert- und Beurteilungskriterien in interkulturellen Kontexten

Bei genauer Betrachtung dieser Fähigkeiten stellt sich jedoch auch hier die Frage, ob diese Fähigkeiten tatsächlich etwas mit Interkulturalität zu tun haben, oder ob es sich lediglich um soziale Kompetenzen handelt, die selbstverständlich auch in der Interaktion zwischen Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten von großem Nutzen sind.

Zwar argumentiert der Erziehungswissenschaftler Karl-Heinz Flechsig (1997), dass es sehr wohl interkulturelle Kompetenzen gibt: „Es besteht weitgehend Konsens darüber, dass sie außer der Beherrschung fremder Sprachen und außer landeskundlichen Kenntnissen eine Reihe anderer Eigenschaften umfassen, im besonderen Fähigkeiten der nonverbalen Kommunikation, der Einfühlung in fremdes Denken und Fühlen (Empathie), der Akzeptanz von Andersartigem sowie der Entdeckung und Entwicklung von Gemeinsamkeiten. Interkulturelle Kompetenzen werden als wichtig erachtet für das Zusammenleben von Menschen in multikulturellen Kontexten im allgemeinen und für die Gestaltung kooperativer Projekte und Institutionen im besonderen, deren Zahl in einer sich zunehmend globalisierenden Welt ständig zunimmt.“

Der Organisationspsychologe Karl Berkel (1984: 89) meint: „Die Fähigkeit zum offenen Dialog hat nichts mit Begabung und Intellektualität zu tun, sondern mit der Bereitschaft, sich als Person zu öffnen und zu geben, statt sich zu verweigern und vorzuenthalten.“ Auch die Argumente der Anthropologin Soteris Peer (2003: 32) bekräftigen diese Annahme: „Im Grunde ist unter ‚interkultureller Kompetenz‘ weitgehend dasselbe zu verstehen wie unter dem Begriff der ‚sozialen Kompetenz‘; handelt es sich doch in beiden Fällen um das Finden einer Verbindung zwischen Selbstverwirklichung und Anpassung an die Normen, Werte und Anforderungen, die Dritte an uns stellen“.

Klarer Vorteil in der interkulturellen Kommunikation und dadurch als interkulturelle Kompetenz zu werten ist allerdings Wissen in Form von zum Beispiel: Landes- und Regionalkunde oder Wissen über kulturelle Traditionen, Bräuche, Riten, Mythen sowie Sprachkenntnis. Dieses Wissen um Landeskunde oder Sprache alleine reicht allerdings nicht aus für gelungene interkulturelle Kommunikation, die Offenheit das Eigene zu hinterfragen, um dem Neuen begegnen zu können, macht dieses Wissen erst zu einer interkulturellen Kompetenz.

2.2.2.2. Sprache

Bevor ich auf Interkulturelle Kommunikation eingehe möchte ich zuerst die Rolle von Sprache genauer darstellen, denn Sprache ist Teil von Kommunikation und Kommunikation ist ein Teil von Kultur. Von Geburt an lernt man durch Sozialisation wie kommuniziert wird: Wortbedeutungen, Intonation, Gestik und Mimik werden angelehrt. Das heißt, unsere individuelle und kollektive Kognition wird sensibilisiert. Der Sozialwissenschaftler Peter Zimmermann (2006: 69) meint zu symbolischer Kultur: „ (...) eine solche Form symbolischer Kultur ist die menschliche Sprache, eingeschlossen die Körpersprache wie Lächeln usw. Die Sprache symbolisiert die gegenständliche Welt und alle sozialen Beziehungen.“ Die Bedeutung der Kommunikationssymbole fällt in den Bereich der Kultursemiotik. Kommunikation ist reich an kulturellen Codes. Diese Codes enthalten nonverbale Botschaften, welche für Menschen mit ähnlicher Sozialisation besser verständlich sind und besser gedeutet werden können. Marcel Danesi (2004: 1) drückt es wie folgt aus: „humans use language to encode knowledge and to pass it on to subsequent generations. (...) Language constitutes the overarching memory system of the human species.“ Ludwig Wittgenstein stellte bereits 1953 fest: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (Wittgenstein/Schulte 2001: 596).

Sogar noch früher, 1921, stellte Edward Sapir (2004/1921: 5) fest: „Language is a purely human and noninstinctive method of communicating ideas, emotions, and desires by means of a system of voluntarily produced symbols“. Die Sapir-Whorf-Hypothese besteht aus zwei Teilen: Der linguistischen Relativität und der linguistischen Determination. Die Hypothese besagt, dass die Art wie ein Mensch denkt, sowohl durch Grammatik als auch durch Wortschatz beeinflusst wird. So determiniert oder limitiert die semantische Struktur einer Sprache die Möglichkeiten der Begriffsbildung. Es gibt laut dieser Hypothese also einen kausal zwingenden Einfluss der Sprache, den man nicht unterdrücken kann.

Wenn Sprache also verschlüsseltes Wissen ist und untrennbar mit Denkansätzen und damit in weiterer Folge mit Handlungsmustern verbunden ist, dann ist klar, warum dies eine Herausforderung ist für jegliche Kommunikation mit SprecherInnen unterschiedlicher Muttersprachen. Darüber hinaus stellt Schäffter (1991: 19) im Sinne von Fremdheit als Gegenbild fest: „Wer noch nicht in der Fremde war, kennt die Heimat nicht – wer keine Fremdsprache erlernt hat, kennt seine Muttersprache nicht.“ Unterschiedliche Sprachbeherrschung ist also ein ebenso großes oder geringes Kommunikationshemmnis wie unterschiedliche Sozialisation.

Außerdem passiert es immer wieder, dass es durch unterschiedliche Wortbedeutung zu Irritationen kommt, zur Veranschaulichung dessen beschreiben Hasanagic und Szerb-Mantl (2004: 11) ein Beispiel: „Für Frau X war es ziemlich irritierend, da für sie Begriffe wie Freund und Freundin eine gewisse Intimität beinhalten und eher im Privatleben angesiedelt sind. Inzwischen weiß sie, dass sehr viele Kollegen, die aus der Türkei zugewandert sind, die Begriffe FreundIn, KollegIn und BekannteR fast synonym verwenden“. Aus diesem Beispiel wird klar, dass es hier weniger um die Fertigkeit geht, Deutsch als Sprachmedium zu verwenden, sondern um die durch Sozialisation entstandene Bedeutung der einzelnen Worte. Unterschiedliche kulturelle Zugehörigkeiten können also einen Vorteil darstellen, wenn es durch unterschiedliche Muttersprachen einfach ist, sich zu trauen, nach der Wortbedeutung zu fragen. Unterschiedliche Muttersprachen oder unterschiedliche Sprachbeherrschung wird dann zum Nachteil, wenn dies bedeutet, dass man erst gar nicht miteinander zu reden beginnt getreu der Maxime: „Die verstehen mich sowieso nicht.“ Bourdieu (2005: 83) meint zur Bedeutung einzelner Worte: „Die Macht der Worte wirkt nur auf diejenigen, die disponiert sind, sie zu verstehen und auf sie zu hören, kurz ihnen Glauben zu schenken“.

Bloch (1994: 276) stellt fest, wenn Kultur – ganz oder teilweise – das ist, was Menschen in einem speziellen gesellschaftlichen Umfeld brauchen, um zu funktionieren, bedeutet das, dass sich die Menschen dieses Wissen entweder durch die Vorhandensein angeborenen Potentials oder durch externe Quellen, oder auch einer Kombination von beidem erwerben müssen. Dieses Wissen muss so gespeichert werden, dass es einfach verfügbar wird. Bloch ist überzeugt, dass ein Großteil des Wissens nicht linguistisch ist, dass Konzepte impliziten Netzwerke von Bedeutungen sind, die durch Erfahrung gebildet werden und, dass unter bestimmten Bedingungen dieses nicht-linguistische Wissen in Sprache übersetzt werden kann. Information zu managen funktioniert nach Bloch also nicht lediglich linguistisch sondern visuell, sensorisch und mit den kognitiven Aspekten erlernter Praxis, durch Erinnerung an Sensationelles und durch Erinnerungen an Typisches.

2.2.2.3. Interkulturelle Kommunikation und interkulturelles Lernen

Kommunikation besteht nicht nur aus den erwähnten sprachlichen Elementen. Gerade bei zwischenmenschlichen Beziehungen spielt die nonverbale Kommunikation eine große Rolle. Bereits in der nonverbalen Kommunikation kommt es zu unterschiedlichen Körper-Symboliken und Körper-Semantiken. So kann schlichtes Schweigen in unterschiedlichen Kontexten vielerlei Bedeutung gewinnen. Schweigen kann Weisheit, Trauer, Höflichkeit, Zustimmung, Ablehnung oder Ahnungslosigkeit bedeuten. Ist die Interpretationsbandbreite bereits bei intra-kultureller Kommunikation groß, so wird sie im interkulturellen Kontext

noch einmal erweitert (vgl. Mayer/Boness 2004: 92). Um erfolgreich interkulturell kommunizieren zu können, sollte man das Wissen um die Möglichkeit verschiedener Bedeutungen präsent haben und die Bereitschaft unterschiedliche Bedeutungen zuzulassen.

Bevor der Konfliktbegriff genauer erläutert wird, möchte ich auf die Verständigung zwischen Menschen eingehen, also auf Kommunikation und im speziellen auf Kommunikation zwischen Menschen, die sich unterschiedlich kulturell zugehörig fühlen. Soteris Peer (2003: 27) meint dazu: „In der Kommunikation werden unterschiedliche kulturelle Hintergründe erst dann relevant, wenn die Interagierenden auch eine kulturelle Differenz zwischen sich ausmachen“. Häufig zeichnen sich laut Doris Kappe (1996: 14) Interaktionssituationen im interkulturellen Kontext dadurch aus, „dass Individuen teils bewusst, teils unbewusst versuchen, eine gegebene Situation kognitiv zu erfassen und in ihr durch Strukturierungsprozesse zunächst auf Kosten der Komplexität Orientierung zu erlangen“. Kommunikation wird erst dann als interkulturelle Kommunikation erachtet, wenn mindestens einE beteiligteR InteraktionspartnerIn nicht in ihrer/seiner Muttersprache sprechen kann.

Der Europarat definiert: „Intercultural dialogue is understood as an open and respectful exchange of views between individuals, groups with different ethnic, cultural, religious and linguistic backgrounds and heritage on the basis of mutual understanding and respect“ (CoE 2008: 10). Doch bleibt fraglich, ob es wirklich fundamentale Unterschiede gibt in der Kommunikation von Mitgliedern derselben Gruppe, also intrakulturelle Kommunikation, und von Mitgliedern, die sich zu unterschiedlichen Gruppen kulturell zugehörig fühlen, also interkultureller Kommunikation. L. E. Sarbaugh (1988: 5) meint dazu: “As one begins to identify the variables that operate in the communication being studied, however, it becomes apparent that they are the same for both intercultural and intracultural settings. In all communication analysis, we are concerned with the characteristics of the participants, the relationships among them, their encoding and decoding behaviors, the channels by which they relay symbols to one another, the social and physical contexts within which they operate, and their intentions in the communicative act.” Er räumt aber auch ein: “In the intercultural situation, the variance in response between two persons to a given set of conditions is greater than the variance within either of the persons to the set of conditions over time. In intracultural situations, the variance within the person may be as great as or greater than the variance between the two persons” (Sarbaugh 1988: 8). Zudem stellt Sarbaugh (vgl. ebd.: 11) fest, dass die Kommunikation zwischen FreundInnen schneller zu Offenheit führt als Kommunikation zwischen Unbekannten, selbst wenn die Unbekannten sich zur selben Kultur zugehörig fühlen.

Wie auch bei der interkulturellen Kompetenz gilt auch bei interkultureller Kommunikation, dass Sprachfähigkeit alleine nicht ausreicht für gelungene interkulturelle Kommunikation, erst die Offenheit Fragen zu stellen und die eigenen Vorstellungen zu hinterfragen kann gewährleisten, dass aus potentiellen Kommunikationsschwierigkeiten erfolgreiche Verständigung wird.

Um kultureller Interaktion weiter auf den Grund zu gehen, möchte ich nun noch genauer darstellen, wie interkulturelles Lernen funktioniert. Die Erziehungswissenschaftlerin Renate Nestvogel (2004: 357f.) sieht: „Interkulturelles lernen als Auseinandersetzung mit sog. Fremden und eigenen Kulturen/Gesellschaften (...). Denn nur über eine kulturelle Selbstreflexion werden ethnozentrische, mentale Muster bewusst, wird bewusst, dass andere Kulturen durch die in der eigenen Kultur erworbenen Wahrnehmungs-, Deutungs- und Bewertungsmuster rekonstruiert werden“.

Karl-Heinz Felchsing (1997) versteht unter interkulturellem Lernen „Lerntätigkeiten, bei denen Kompetenzen entwickelt werden (sollen), die den Umgang mit Menschen ermöglichen oder verbessern, die nicht der eigenen Kultur(gemeinschaft) angehören“.

Doris Kappe (1996: 16f.) beschreibt den Inhalt interkulturellen Lernens wie folgt:

- Wissen über unterschiedliche Denk- und Verhaltensstrukturen in interkulturellen Interaktionssituationen und über fremdkulturelle Orientierungs- und Symbolsysteme
- Sich-Bewusst-Werden spezifischer Persönlichkeitseigenschaften und individueller Reaktionsmuster auf Frustrationserlebnisse
- Entwicklung von Verhaltensstrategien für interkulturelle Überschneidungssituationen
- Fähigkeit zur Wahrnehmung und Interpretation des Signalcharakters der emotionalen Befindlichkeit und zu bewusstem Erkennen von Emotionen wie Ärger, Angst und Aggression
- Anwendung von Verhaltensstrategien für kognitiv unstrukturierte Situationen, von Stressbewältigungsprogrammen und fremdkulturspezifischer Verhaltensstrategien
- Aufbau von Kontakten zu fremden Personen
- Situationsadäquate Anpassung von Verhaltensstrategien

Mit Ausnahme des ersten Punktes handelt es sich bei allen Punkten um generell nützliche Sozialkompetenzen, die zur Vermeidung von Konflikten bei unterschiedlicher kultureller Sozialisierung womöglich deutlich notwendiger, aber in allen Lebenslagen hilfreich sind. Kappe (1996:24) geht weiters davon aus „(...), dass erstens Personen entsprechend ihrer jeweiligen Lernerfahrung über spezifisch geformte Sach- und soziale Handlungskompetenz verfügen und zweitens die Lerngeschichte des Einzelnen nicht im Erwachsenenalter endet“.

Noch deutlicher macht dies der Minderheitenbildungsforscher Georg Hansen (1996: 7), wenn er beschreibt, was es bedeutet interkulturell gebildet zu sein: „Es bedeutet Handlungsfähigkeit in verschiedenen kulturell oder sozial definierten Situationen. Also: die Fähigkeit, sich auf verschiedenen Sprachebenen und in mehreren Sprachen zu bewegen, unterschiedliche Werte, Normen oder Lebensperspektiven zu erkennen, zu respektieren und mit deren Repräsentanten innerhalb akzeptierter Regeln interagieren zu können sowie die Einsicht in die begrenzte Reichweite der eigenen Handlungsfähigkeit und Kommunikationsmöglichkeiten“. Anders als Kappe oder Prochazka spricht damit Hansen das Beherrschen verschiedener Sprachen an.

Für die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus (1995: 37) geht es beim interkulturellen Lernen darum, „sich von einem zugeschriebenen Habitus als zugeschriebener Identität zu befreien und die durch Nationalität, Ethnizität, Klasse, Status, Position, Alter und Geschlecht gesetzten Grenzen zu überwinden, um im interkulturellen Austausch mit den Anderen etwas Neues entwickeln zu können: als eine in Gegenseitigkeit erworbene und übernommene Identität“.

Wie schon bei der interkulturellen Kommunikation wird auch beim interkulturellen Lernen von der Auseinandersetzung mit Fremdem und mit Eigenem gesprochen sowie über Handlungsanleitungen für ein respektvolles und aufmerksames Miteinander.

2.2.2.4. Religion und Grußformeln

Da es in den geführten Interviews, die in Kapitel 4.3 interpretiert werden, häufig um „Grüßen“ geht, möchte ich den oftmals vergessenen oder zumindest unbeachteten Zusammenhang zwischen Religion und Grußformeln darstellen.

Beobachtet man Religiosität im Gemeindebau, möchte man wider besseres Wissen der stark vereinfachenden Theologie des Optimismus des polnischen Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski Glauben schenken: „Both magic and religion arise and function in situations of emotional stress: crises of life, lacunae in important pursuits, death and initiation into tribal mysteries, unhappy love and unsatisfied hate. Both magic and religion open up escapes from such situations and such impasses as offer no empirical way out except by ritual and belief into the domain of the supernatural“ (Malinowski/Redfield 1948: 67). Der US-amerikanische Ethnologe Clifford Geertz (1987: 92) stellt Religion richtungsneutraler dar: „Für den Ethnologen liegt die Bedeutung von Religion darin, dass sie in der Lage ist, dem einzelnen Menschen oder einer Gruppe von Menschen allgemeine und doch spezifische Auffassungen von der Welt, vom Selbst und von den Beziehungen zwischen Selbst und Welt zu liefern – als Modell *von* etwas – wie auch darin, tiefverwurzelte, ebenso spezifische ‚geistige‘ Dispositionen zu wecken – als Modell *für* etwas“.

Spannend im Sandleitenhof ist vor allem wie durch Beistand der Wir-Gruppe aus anti-klerikalen Arbeiterinnen plötzlich Verteidigerinnen des Christentums werden. Hierbei werden Konventionen, Bräuche und Rituale sichtbar, mit denen der Jahreszyklus begangen wird (Yom Kippur, Ostern, Jahreswechsel, Fastenzeiten und Fastenbrechen) und auch jene die Lebenszyklen markieren (Geburt, Eheschließung, Bestattung). All diese religiösen Feste, Rituale und Bräuche werden im Kreise der Familie oder mit FreundInnen gefeiert. Sie werden zuweilen von NachbarInnen nicht einmal wahrgenommen, es sei denn, der Freundes- und Verwandtenkreis ist sehr groß und daher lauter als eine Kleinfamilie, die Hellhörigkeit trägt auch dazu bei, dass sich NachbarInnen schnell lärmelästigt fühlen.

Jenes Ritual, dass in der Nachbarschaft des Gemeindebaus, wo einander eigentliche Fremde auf begrenztem Raum miteinander leben, am wichtigsten scheint, ist allerdings das Grüßen. So meint Petrus Bsteh (2007: 25), Rektor der "Kontaktstelle für Weltreligionen" und Herausgeber von "Religionen unterwegs", zum Thema Grüßen: „Der eigentliche beziehungsstiftende Gruß verliert im Getriebe der Öffentlichkeit zunehmend seine innere Bedeutung. (...) Ursprünglich und im eigentlichen kulturellen Kontext haben Begrüßungen eine ganz hohe Bedeutung, etwa die Zulassung in die Stammesgemeinschaft, ja sogar eines Bundesschlusses auf Dauer. (...) Die Unterlassung oder Verweigerung des Grußes führt zu Misstrauen und Entfremdung, die Gewährung des Grußes hingegen bezieht in die Lebensgemeinschaft ein.“ Dies spiegelt sich in zahlreichen Beschwerden der BewohnerInnen bezüglich Gruß und Grüßen wider (siehe auch Kapitel 6d).

Der evangelisch-lutherische Bischof Michael Bünker (2007: 72) stellt die Rolle des Grüßens wie folgt dar: „Evangelische setzen sich aufgrund ihres im Glauben begründeten Menschenbildes für eine Kultur des Respekts und der Anerkennung ein. Manieren sind die alltägliche Umsetzung dieser Kultur. Spezifische evangelische Vorschriften oder unmittelbar vom Glauben abgeleitete Verhaltensweisen bezüglich des Grüßens gibt es allerdings keine“. Damit widerspricht er nahezu seinem katholischen Kollegen und Pfarrer der Wiener Votiv Kirche Joseph Farrugia (2007: 136f.), der meint: „Auch wenn der Gruß im heutigen Mitteleuropa kaum mehr etwas mit Religion zu tun hat, beeinflusst das kulturell-religiöse Erbe unsere Art des Grüßens bis heute. So sagt man in Österreich und im Süden Deutschlands noch immer ‚Grüß Gott‘, was so viel heißt wie: ‚Gott grüße sie‘. (...) Bei der Verabschiedung kann dieser Gruß wiederholt oder durch einen eigenen Gruß, nämlich ‚pfüat die Good‘ (‚Gott behüte dich‘) ersetzt werden“. Während der Wangenkuss in Österreich relativ neu ist, gilt die Begrüßung unter Muslimen als eher innig, es kommt auch immer wieder vor, dass erwachsene Männer sich zur Begrüßung küssen, was unter AltösterreicherInnen eher selten vorkommt.

Birol Kilic (2007: 112), Obmann der Türkischen Kulturgemeinde in Österreich, erklärt die Rolle des Grüßens folgendermaßen: „Die Begrüßung ist im privaten und im öffentlichen Umfeld sehr persönlich. (...) Ältere Personen werden in der türkischen Kultur sehr geehrt, daher wird ihnen – egal ob Mann oder Frau – die Hand geküsst“.

2.2.2.5. Kulturalisierung

Abschließend muss im Kapitel „Interkulturalität“ auch festgestellt werden, dass „Kultur“ manchmal vorschnell oder fälschlicher Weise als Grund für einen Konflikt angegeben wird, obwohl andere Bedürfnisse der eigentliche Grund der Auseinandersetzung sind. Kulturalisierung bedeutet: „Ein kulturelles Phänomen, das einer ganzen Gruppe zugeschrieben und dann auf eine Einzelperson, die dieser kulturellen Gruppe angehört übertragen wird, kennzeichnet den Prozess der Kulturalisierung. (...) Nicht immer muss ein Konflikt, der sich zwischen Angehörigen unterschiedlicher nationaler Kulturen ereignet, ein interkultureller Konflikt sein“ (Mayer/Boness 2004: 64). Es besteht die Gefahr von kulturalistischen Konfliktdeutungen, dabei „soll es nicht darum gehen, kulturelle Kommunikationsprobleme zu ignorieren, sondern es geht vielmehr darum, aufzuzeigen, dass Kommunikationsprobleme oft missverständlich als regionalkulturelle interpretiert werden“ (Peer 2003: 29). Durch den Fokus auf das Kulturelle bei Konflikten werden oft andere Ungleichheiten übersehen. Hansen (1996: 112) meint dazu „Es ist also zu einfach, Kulturunterschiede als Ursache zu erkennen, weil sie doch vermeintlich so offensichtlich sind und dabei soziale Unterschiede und soziale Ungleichheit zu vernachlässigen“.

Es gibt bei den BewohnerInnen im Sandleitenhof zahlreiche Identitätsunterschiede, ganz abgesehen von abweichenden kulturellen Zugehörigkeitsgefühlen, wie zum Beispiel: Lebensalter/Generation/Lebensabschnitt, Kinder im Haushalt oder Kinderlosigkeit, religiöse oder sekuläre Lebensführung, allein stehend oder Mehrpersonenhaushalt. Diese Unterschiede werden oft von den BewohnerInnen gar nicht wahrgenommen durch die Kulturalisierung ihrer Kommunikationshemmnisse. Andrea Jakober (1999: 220) meint sogar: „Die Verwendung dieses Begriffs [Anm.: interkulturell] für Konflikte innerhalb von Nachbarschaften, in denen verschiedene Kulturen zusammenleben, halte ich für nicht förderlich, denn damit wird einem Nachbarschaftskonflikt die kulturelle Komponente als zentrales Konfliktpotential unterstellt, was aber auf der personalen Ebene meines Erachtens nicht ausschlaggebend ist“.

2.2.3. Xenophobie und Rassismus

Konfliktparteien gehen nicht immer respektvoll miteinander um. Bedeutet das bei Konfliktparteien mit unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten Rassismus? Vorwürfe und

negative Zuschreibungen sind im Streitfall an der Tagesordnung. Häufig kommt es auch zu überzogenen und diskriminierenden Darstellungen der „Anderen“. Die Xenophobie bezeichnet die übermäßige Furcht vor allem Fremden. Alles was ungewohnt fremd (betreffend Menschen) ist, kann Angst auslösen. „Xeno“ ist eine griechische Vorsilbe und bedeutet Fremder, Gast. Xenophobie ist eine ablehnende Einstellung und Verhaltensweise gegenüber anderen Menschen und Gruppen, die vermeintlich oder tatsächlich fremd sind (z.B. durch fremde Herkunft, Kultur, Sprache oder Religion). Das Wörterbuch der Völkerkunde (Hirschberg 1999: 135) erläutert dazu: „Der Fremde wird zum Inbegriff des Bedrohlichen und Bösen. Oft übernimmt er auch eine Sündenbock- oder Ventilfunktion“. Rassismus ist eine spezifische „Form des xenophoben Verhaltens, der Verallgemeinerung und Verabsolutierung tatsächlicher oder fiktiver Unterschiede, um daraus gegenüber anderen Vorteile zu ziehen“ (ebd.: 305). Die zunehmende Komplexität und Verschiedenheit der menschlichen Gesellschaften verunsichert viele Menschen. Zahlreiche rassistische Nationalbewegungen machen es sich daher zu Nutze, dass aus dem Gefühl der Zersplitterung ein Bedürfnis nach Einheit, Verständlichkeit und Kollektivität entstanden ist (vgl. Blomert 1991: 106).

Hansen (vgl. 1996: 10) unterscheidet bei der Zuordnung zur Wir-Gruppe in individuelle Selbstdefinition, also Personen, die sich selbst einer Gruppe zuordnen, in kollektive Selbstdefinition, also von anderen Individuen der Wir-Gruppe zugerechnet werden und Fremddefinition, also Personen die von Anderen, die außerhalb der Wir-Gruppe stehen, der Wir-Gruppe zugerechnet werden (vgl. ebd.: 10). Die Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit verdeutlicht Charles Stangor (2004: 80) wie folgt: „Individuals differ in the extent to which they identify with social groups and in the extent to which they gain their personal self-esteem through their group memberships. The ability to gain positive social identity is enhanced by the flexible use of the wide variety of group memberships available to us“. Umgekehrt bedeutet dies auch, wenn eine Gruppe, der man angehört, also kein positives Image hat, leidet auch das Selbstbild darunter.

Durch Herabwürdigung anderer Gruppen kann allerdings der Status der eigenen Gruppe erhöht werden: „One can seemingly enhance the stature of the in-group through derogation of the out-group, even if it requires selectively focusing on in-group-favouring dimensions of comparison“ (Sherman/Hamilton/Lewis 1999: 87). Dieser Mechanismus spielt auch bei der Nutzbarmachung von Vorurteilen und Stereotypen eine entscheidende Rolle.

2.2.3.1. Vorurteil und Stereotyp

Auch wenn man bemüht ist die Herabwürdigung anderer zu vermeiden, so hat doch jeder Mensch Vorurteile, bildet sich also Urteile über etwas, bevor es zu spezifischer Sachkenntnis

kommt. Häufig werden Vorurteile aufgrund von äußeren Merkmalen gebildet wie zum Beispiel: Kleidung, Haar- oder Hautfarbe, Sprechweise oder vermeintliche Gruppenzugehörigkeit. Meist handelt es sich dabei um negative Zuschreibungen, die auch zu Feindseligkeiten und Diskriminierung führen können. Mayer und Boness (2004: 65) definieren „Vorurteil“ wie folgt: „Der Vorurteilsbegriff ist im Wesentlichen durch seinen normativen, moralischen Gehalt bestimmt. Demnach unterscheiden sich Vorurteile von anderen Einstellungen nicht durch spezifische innere Qualitäten, sondern durch ihre soziale Unerwünschtheit. Als Vorurteil erscheinen demnach nur soziale Urteile, die gegen anerkannte menschliche und kulturell geprägte Wertvorstellungen verstoßen. Vorurteile entstehen einerseits oftmals durch vorschnelles Urteilen ohne genauere Kenntnis des Sachverhalts (lat: praeiudicium, dt: voreilige Entscheidung) sowie durch das Festhalten an diesen Urteilen. Häufig lassen sich Vorurteile durch Gegenargumente nicht entschärfen. Andererseits entstehen Vorurteile durch Verallgemeinerungen von Einzelfällen oder Einzelfallerlebnissen“. Vorurteile erfüllen neben Ablehnung und Diskriminierung auch folgende psychische Funktionen (vgl. Thomas 1994: 227f.):

- Wissensfunktion: Kognitive Orientierung in einer komplexen sozialen Umwelt; leichte Kategorisierung und Interpretation von Umweltgegebenheiten
- Anpassungsfunktion: Anpassung des Vorurteilsträgers an die jeweiligen sozialen Lebensbedingungen
- Abwehrfunktion: Schutz vor einem allzu negativen Selbstbild; Abwehr von Schuldgefühlen, von innerpsychischen Konflikten und von Selbstkritik
- Abgrenzungsfunktion: Abgrenzung; Förderung von Gefühlen der Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Sympathie gegenüber anderen Individuen, mit den man Vorurteile teilt
- Steuerungs- und Rechtfertigungsfunktion: Steuerung und Rechtfertigung von Vorurteilen

Dazu kommen noch weitere Funktionen wie Informationen über die eigene Position innerhalb eines sozialen Gefüges, die Erhaltung des bekannten Wertesystems oder die Schaffung der sozialen Kausalität mittels Herstellung und Bewahrung von Gruppenideologien (vgl. Kappe 1996: 31).

Die Funktion von Vorurteil und Stereotyp nach Thomas und nach Kappe sind für die BewohnerInnen des Sandleitenhofes zutreffend, denn finanziell, kulturell und sozial stehen ihnen nicht viele Ressourcen zur Verfügung; die Selbsterhöhung durch Abgrenzung ist daher ein wenig verwunderlicher Selbstschutz.

2.2.3.2. Migrationshintergrund – die rechtliche Dimension

Anschließend an die kultur- und sozialantropologischen Annäherungen an das Kulturelle und nach der Darstellung der Herabwürdigung anderer durch Rassismus sowie der Erklärung zu Funktionen von Stereotyp und Vorurteil möchte ich nun einige institutionelle und legale Definitionen von „Migrationshintergrund“ erläutern.

Nach diesen Definitionen sammeln die jeweiligen Einrichtungen oder Administrationen Daten zu Migration in Österreich.

Während die Gebietsbetreuung keine offizielle, wienweite Definition für MigrantInnen hat, definiert die Magistratsabteilung 17, Integrations- und Diversitätsangelegenheiten (vgl. MA 17), der Stadt Wien, Personen mit Migrationshintergrund wie folgt:

- Personen mit ausländischer Staatsbürgerschaft
- Personen, die im Ausland geboren sind
- Personen, bei denen mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist

Das heißt Personen, die zumindest eines dieser Merkmale aufweisen, gelten als Personen mit Migrationshintergrund.

Für die Statistik Austria sind Personen mit Migrationshintergrund Menschen, deren beider Elternteile im Ausland geboren wurden. Diese Definition von „Migrationshintergrund“ folgt der „Conference of European Statisticians Recommendations for the 2010 censuses of population and housing“. Deren Definition ist: „The group of persons with a foreign background is composed of those persons whose parents were born outside the country. The persons in this group may or may not have directly experienced an international migration“ (United Nations Economic Commission for Europe [UNECE] 2006: 90). In Österreich leben 1,427 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund, das bedeutet der Geburtsort ihrer Eltern liegt im Ausland. In drei von vier Fällen (1,075 Mio.) sind die Personen selbst irgendwann nach Österreich zugezogen (Zuwanderer der 1. Generation). Bei 0,352 Mio. Personen sind beide Elternteile aus dem Ausland zugewandert, sie selbst sind aber in Österreich zur Welt gekommen (Migrantinnen und Migranten der 2. Generation). Nahezu die Hälfte der Personen mit Migrationshintergrund (46% bzw. 0,653 Mio. Personen) besitzt die österreichische Staatsbürgerschaft (vgl. Statistik Austria 2008).

Die Magistratsabteilung 5 der Stadt Wien (Referat Statistik und Analyse) differenziert nach primärem, sekundärem und tertiärem Migrationshintergrund:

- Primär: Außerhalb Österreichs geboren und keine österreichische Staatsbürgerschaft
- Sekundär: Geburtsland Österreich, aber keine österreichische Staatsbürgerschaft
- Tertiär: Österreichische Staatsbürgerschaft, aber nicht in Österreich geboren

Die Stadt Wien (2008: 62) gibt bekannt: „Eine Abschätzung der Einwohner/-innen nach Migrationshintergrund ergibt einen Anteil von 32,1 % (538.256 Personen). Diese Abgrenzung beinhaltet die Einwohner/-innen mit nicht österreichischer Staatsangehörigkeit, die im Ausland geboren wurden (Zuwanderer, primärer Migrationshintergrund), oder in Österreich zur Welt kamen (Migrant/-innen 2. Generation, sekundärer Migrationshintergrund), sowie im Ausland geborene Österreicher/-innen (eingebürgerte Migrant/-innen, tertiärer Migrationshintergrund). Die konzeptionelle Definition ist jedoch eingeschränkt, da sie in Österreich geborene Kinder von bereits eingebürgerten Migrantinnen und Migranten statistisch nicht berücksichtigen kann, andererseits aber die kleine Gruppe der Kinder von Österreicherinnen und Österreichern, die durch Auslandsaufenthalte der Eltern außerhalb Österreichs geboren wurden, beinhaltet“.

Die Europäische Union unterscheidet bei Personen mit Migrationshintergrund zusätzlich noch zwischen MigrantInnen und nationalen Minderheiten⁷. In den meisten europäischen Staaten ist aber rechtlich lediglich das Kriterium Staatsbürgerschaft das primäre Merkmal für Migrationshintergrund.

Will man allerdings statistische Analysen in Bezug auf Integration, Diskriminierung, Rassismus, oder Ähnlichem stellen, dann müssen weitere Kriterien berücksichtigt werden, die gängigsten sind hier der Aufenthaltsstatus, die Aufenthaltsdauer, die Erst-/bzw. Muttersprache, aber natürlich auch Fragen nach der Religionszugehörigkeit, der Religionsausübung oder den Orten der Bildungsabschlüsse.

2.3. Konflikt und kulturelle Dimensionen von Konflikten

Zum Konflikt-Begriff gibt es zahlreiche, teils widersprüchliche Definitionsversuche. Eine Auswahl an Konzepten um den Begriff „Konflikt“ möchte ich hier vorstellen, um die Darstellung der Zusammenhänge zwischen „Konflikt“ und „Kultur“ zu ermöglichen.

2.3.1. Konfliktdefinition

Um Theorien um den Begriff „Konflikt“ zu erläutern, muss der Begriff selbst zuerst definitorisch abgegrenzt werden. Der Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung (1981: 235) bietet folgende Definition: „Wir definieren Konflikt als eine Eigenschaft eines Systems, in dem es miteinander unvereinbare Zielvorstellungen gibt, so dass das Erreichen des einen Zieles das Erreichen des anderen ausschließen würde“. In dieser Definition wird quasi eine lose-lose Situation dargestellt, in dem es immer ausgeschlossen ist, dass mehrere oder alle Beteiligten ihre Ziele erreichen.

⁷ In Österreich wären das zum Beispiel autochthone Minderheiten wie die Burgenlandkroaten, aber auch Roma werden von der EU unter diesen Begriff subsummiert.

Eine positivere Deutung von Konflikt bietet der Friedens- und Konfliktforscher Karl Kaiser (1970: 34): „Konflikte sollen nicht als etwas Unmoralisches, zu Beseitigendes, sondern als eine potentielle Chance zur menschlichen Bereicherung, Änderung und konstruktiven Wandlung verstanden werden. Konflikte sollen nicht beseitigt oder erdrückt, sondern in einer Weise ausgetragen werden, dass Gewaltanwendung oder die unkontrollierbare Explosion aufgrund aufgestauten Konfliktstoffs vermieden wird“. Hier wird keine negative Bewertung mehr vorgenommen. Die Konfliktdefinition von Friedrich Glasl (2010: 17) schließlich stellt die größte Bandbreite an Chancen und Risiken eines Konfliktes dar und ist daher nützlich zur Beantwortung der Forschungsfrage: „Sozialer Konflikt ist eine Interaktion zwischen Aktoren (Individuen, Gruppen, Organisationen usw.), wobei wenigstens ein Akteur Unvereinbarkeiten im Denken/Vorstellen/Wahrnehmen und/oder Fühlen und/oder Wollen mit dem anderen Akteur (anderen Aktoren) in der Art erlebt, dass im Realisieren eine Beeinträchtigung durch einen anderen Akteur (die anderen Aktoren) erfolge.“ Am greifbarsten für die Gemeinwesenarbeit⁸ im Gemeindebau scheint mir aber die Definition von Doris Kappe (1996: 20): „Konflikte sind gekennzeichnet durch ein mehr oder weniger komplexes Bedingungsgefüge, in dem die betroffenen Personen zunächst nicht in der Lage sind, ein in Frage stehendes Problem so strukturiert anzugehen, dass unter Berücksichtigung der Interessen aller Beteiligten zielorientiertes Handeln möglich ist“. Die Definition von Kappe stellt damit nicht nur die Komplexität der meisten Konflikte dar sondern auch die damit verbundenen Schwierigkeiten seine eigenen Bedürfnisse klar zum Ausdruck zu bringen oder gar strukturiert anzugehen.

Es ist daher oft Aufgabe der Gemeinwesenarbeit herauszufinden, was die eigentlichen Interessen und Bedürfnisse der Beteiligten sind.

Personenbezogene Konflikte sind gekennzeichnet durch (vgl. ebd.: 25):

- Das Fehlen von Handlungsplänen der Beteiligten
- Die Abhängigkeit der Individuen voneinander (im Fall des Gemeindebaus vor allem der gemeinsame Wohnraum)
- Die unstrukturierten bzw. auf rudimentär ausgeformten Handlungsplänen basierenden Verhaltensweisen
- Die jeweils kulturell geprägte spezifische Zielwahl, Bedürfnisstruktur und Handlungsalternative

⁸ Eines der grundlegenden Arbeitsprinzipien der Sozialen Arbeit. Gemeinwesenarbeit befasst sich mit sozialer Intervention und ist eine Tätigkeit, die von professionellen, dafür bezahlten Fachkräften ausgeübt wird.

Gelfand et al. (2001) argumentieren in ihrem gemeinsamen Artikel, dass es zwar womöglich universelle, also ethische Dimensionen von Konfliktkonstrukten gibt, aber eben vor allem kultur-spezifische, also emische Darstellungsformen von Konflikten. Das Autorenteam erläutert, dass das Konstrukt „Konflikt“ unterschiedliche Bedeutungen in verschiedenen kulturellen Kontexten hat. Ähnlich sehen das die systemische Psychotherapeutin Claude-Hélène Mayer und der Pädagoge Christian Martin Boness (2004: 15), wenn sie sagen: „Wie jedoch Menschen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten Konflikte ausdrücken und austragen und welche Art der Konfliktlösung sie bevorzugen, muss kulturspezifisch betrachtet werden“.

Im täglichen Leben hat Konflikt meist eine negative Konnotation. Der Ethnologe Thorsten Bonacker und der Soziologe Peter Imbusch (2006: 67) beschreiben das sehr eindrücklich: „Im Alltag herrscht in der Regel ein Konfliktverständnis vor, welches Konflikte als für natürlich erachtete Harmonie, Ordnung oder Gemeinsamkeiten bedrohende Elemente auffasst, die letztlich ob ihrer Auswirkungen dysfunktional für Mensch und Gesellschaft sind“. Auch die in Österreich gängigste Sichtweise auf Konflikte im Alltag ist eher negativ: ein Konflikt stellt Schwierigkeiten und Probleme dar und gilt daher eher als Belastung.

Mayer und Boness (2004: 15) beschreiben einen entwicklungspsychologischen Ansatz: „Erst in neuen konflikttheoretischen Ansätzen werden Konflikte als etwas Positives betrachtet, das Wandel, Chancen zur Veränderung, zur positiven Umgestaltung und als Möglichkeit der eigenen Erweiterung und Persönlichkeitsentwicklung sieht“.

Wie aus der Organisationsentwicklung und dem dort verankerten „Change Management“ bekannt ist, sind Veränderungen jedoch meist beängstigend für jene Menschen, die von den Veränderungen betroffen sind. Die Chance zur Veränderung, die ein Konflikt birgt, wird also häufig ebensowenig wie der Konflikt selbst als etwas Positives begriffen, sondern als etwas Unangenehmes, Unberechenbares und Beängstigendes. Die Unternehmensberater und Autoren Klaus Doppler und Christoph Lauterburg (2005: 93) beschreiben diesen Effekt besonders drastisch: „Wenn der Mensch zu viel Angst hat, wird er gelähmt – und bewegt sich auch nicht mehr“. Dies gilt nicht nur für die Organisationsentwicklung sondern auch für die Pädagogik oder therapeutische Settings und daher sicherlich auch für Konfliktlösungsstrategien im Gemeindebau. Michel Foucault meint in seinem Werk *Analytik der Macht* (2005: 233) zu dieser Angst: „Und je größer die Angst in der Bevölkerung, desto akzeptabler und wünschenswerter das System der polizeilichen Kontrolle.“ Im Gemeindebau wird oft und gerne die Polizei gerufen und es gab auch kaum Widerstände gegen die

Einführung der OrdnungsberaterInnen⁹ oder die Videoüberwachung in Aufzügen, Müllräumen, Kellern und Garagen.

2.3.2. Konfliktverhalten

Menschen verhalten sich im Konfliktfall unterschiedlich. Da Verhalten kulturell geprägt ist, ist es wichtig auf diese unterschiedlichen Verhaltensvarianten einzugehen.

Der Theologe David W. Augsburger (1992: 236) beschreibt Optionen in Konfliktsituationen, die er kulturübergreifend nennt, hierbei handelt es sich um Einstellungen und Handlungsvarianten, wie sie in bestimmten kulturellen Kontexten mehr oder weniger bevorzugt werden. In der Beschreibung von verschiedenen, kulturell geprägten Konfliktmustern und Modellen der Konfliktbewältigung unterscheidet er in sechs Optionen: Vermeidung, Unterdrückung, Dislokation, Management, Lösung und Nutzbarmachung. Augsburger (1992: 279) unterscheidet weitere drei Formen des Vergebens: „The three parallel forms of forgiveness that resolve these emotional states are ‘punitive forgiveness’, ‘inclusive forgiveness’, and ‘reconciliatory forgiveness’”. Zu „punitive forgiveness“ kommt es, wenn aus Angst vor Sanktionen um Verzeihung gebeten wird. Bei „inclusive forgiveness“ ist die Angst vor Liebesentzug die Triebfeder der Vergebung. „Reconciliatory forgiveness“ ist beziehungstransformierend; der Blickwinkel wird um den der anderen Konfliktpartei ergänzt – was zu Vergebung durch Einsicht führt. Die angesprochenen Elemente von Konflikt und der Umgang damit wie zum Beispiel: Leugnung, Strafe, Angst, Streit, Veränderung und Liebesentzug sind alle Teil zwischenmenschlicher Beziehungen und damit auch kulturell beeinflusst. In Konfliktsituationen ist also immer auch das Kulturelle zu berücksichtigen.

Dass Konfliktverhalten eine kulturelle Dimension hat, wird noch deutlicher in der Darstellung kulturübergreifender Konfliktlösungsstile wie aufgelistet bei Milton J. Bennett (1995: 149f.) in einer Tabelle von Mayer und Boness (vgl. 2004: 61f.):

⁹ Neu ins Leben gerufene Truppe von Ordnungskräften, die in direktem Auftrag der Direktion von Wiener Wohnen in allen Gemeindebauten unterwegs ist und die Einhaltung der Hausordnung, Waschküchen-Betriebsordnung, Gartenordnung und Garagenordnung überwacht.

Kulturübergreifender Stil der Konfliktlösung	Beschreibung des Stils im Blick auf die Interkulturalität
Vermeidung (Denial/Supression)	<ul style="list-style-type: none"> • Problemlösung erfolgt durch Verleugnung des Konfliktes • Unterschiede werden heruntergespielt, um Harmonie zu wahren
Macht (Power/Authority),	<ul style="list-style-type: none"> • Problemlösung erfolgt durch den Eingriff einer anerkannten Macht wie Gericht, Mehrheitsentscheid, Autoritätsperson etc.
Vermittlung (Third-Person Intermediary),	<ul style="list-style-type: none"> • Eine dritte, als allparteilich geltende, Person wird als Schlichter oder Mediator eingesetzt, um zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln
Gruppenkonsens (Group Consensus),	<ul style="list-style-type: none"> • Eine Teilgruppe erarbeitet Ideen zur Konfliktlösung und stellt diese als Entscheidung vor. Die gesamte Gruppe trägt die Entscheidung mit
Direkte Diskussion (Direct Discussion).	<ul style="list-style-type: none"> • Die in den Konflikt involvierten Individuen sprechen offen miteinander über den Konflikt. • Berücksichtigt werden die Wahrnehmungen, die Gefühle und Positionen der Individuen.

Abbildung 1: Konfliktlösungsstile

QUELLE: MAYER 2008: 39

Welche Bedeutung Harmonie, Macht, Schlichtung, Konsens oder direktem Ansprechen zugewiesen wird, ist abhängig von der bedeutungsgebenden Ordnung, deren sich eine Person bedient. Konfliktverhalten ist also stark kulturell geprägt.

Foucault (2005: 262) ist überzeugt, dass egal welcher kulturellen Zugehörigkeit sich Konfliktparteien verschreiben, gilt: „Jede Konfliktstrategie träumt davon, Machtbeziehung zu werden, und jede Machtbeziehung, ob sie nun der eigenen Entwicklungslinie folgt oder frontal auf Widerstand stößt, möchte Gewinnstrategie werden.“ Macht und Ohnmacht spielt generell eine bedeutende Rolle bei Konflikten.

Der Soziologe und Sozialökonom Max Weber (1980: 28) meint zum Thema Macht daher: „Jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung, den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“. Um Machtbeziehungen analysieren zu können, müssen mehrere Punkte geklärt werden. Foucault (vgl. 2005: 259f) nennt unter anderem das System der Differenzierungen, die Art der Ziele, instrumentelle Modalitäten, die Form der Institutionalisierung und den Grad der Rationalisierung.

Ein *System der Differenzierung* gestattet, auf das Handeln anderer einzuwirken: „rechtliche oder traditionsbestimmte Unterschiede im Status und in den Privilegien; ökonomische

Unterschiede in der Aneignung materieller Güter; Unterschiede der Stellung in den Produktionsprozessen; sprachliche oder kulturelle Unterschiede; Unterschiede im praktischen Wissen und in den Fähigkeiten usw.“ (ebd.) werden angeführt. Alle diese Differenzierungskriterien treffen auf die Bewohnerschaft des Gemeindebaus zu. Zum einen als gesamte Bewohnerschaft (Stellung in Produktionsprozessen häufig quasi ohne Autonomie und stark entfremdet) und zum Teil als Differenzierung innerhalb der Bewohnerschaft (rechtliche Stellung, sprachliche oder kulturelle Unterschiede).

In der *Art der Ziele* geht es um Handlungsmotive wie den Schutz von Privilegien, die Akkumulation von Profiten, die Ausübung statusabhängiger Autorität, die Ausübung eines Amtes oder eines Berufes (vgl. ebd.). Häufig geht es den AltösterreicherInnen tatsächlich darum, ihren Status und ihre Konventionen zu schützen und die damit vermeintlich verbundene Autorität auszuüben.

Die *Instrumentellen Modalitäten* sind die Macht durch Drohung mit Waffengewalt, durch das Wort, über ökonomische Ungleichheit, durch Überwachungssysteme und Kontrollmechanismen (vgl. ebd.). Außer Drohungen durch Worte stehen den BewohnerInnen kaum Instrumente zur Verfügung, vielmehr ist die überwiegende Mehrheit der BewohnerInnen aus ökonomischen Gründen an den Gemeindebau gebunden und soll sich innerhalb seines Regelwerks bewegen.

Institutionalisiert ist die Macht im Gemeindebau durch rechtliche Strukturen, durch Phänomene der Gewohnheit und durch eigene Regeln. Als globale Kontrollinstanz fungiert wohl „Wiener Wohnen“, das die Regulationsfunktion übernimmt, auch was Verteilung, Überwachung und Strafe betrifft. Für die allgemeine Sicherheit ist natürlich auch im Gemeindebau die Polizei verantwortlich.

Der Einsatz von Machtbeziehungen zur Einwirkung auf fremde Handlungsmöglichkeiten beschreibt den *Grad der Rationalisierung*. Machtbeziehungen entwickeln, verwandeln, organisieren sich und setzen gut angepasste Verfahren ein (vgl. ebd.).

Da allerdings die Machtbeziehungen im Gemeindebau nicht ohne Referenzpunkte analysiert werden können, gilt auch hier: „Die Machtbeziehungen wurzeln im gesamten gesellschaftlichen Geflecht“ (ebd.: 260).

Weitere Aspekte wie Erwartungshaltung und Sichtweisen sozialer Aktivität zeigen Ho Ying Fu und Michael W. Morris (2000: 3) auf: „Some aspects of a negotiator’s social context are role-expectations relevant to the setting, accountability, audience, time pressure and atmosphere. The impact of these context variables on knowledge activation is likely to vary

across cultures“. Kulturell geprägte Konflikt dynamiken bedingen auch unterschiedliches Verhalten in Stresssituationen wie zum Beispiel bei Konflikten.

2.3.3. Konfliktgegenstände

Bei den meisten Konflikten, auch bei Nachbarschaftskonflikten, gibt es vordergründige und artikulierte Konfliktgegenstände. Dies soll aber nicht die Tatsache verbergen, dass es bei nahezu allen interpersonellen Konflikten auch darunterliegende Ziele und Bedürfnisse gibt, die nicht sofort deutlich fassbar sind. Das gilt nicht nur für interpersonelle Konflikte, sondern auch für politische und diplomatische Konflikte.

Vom Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK) wurden System/Ideologie, nationale Macht, Ressourcen, Territorium, Sezession¹⁰, Regionale Vorherrschaft, Autonomie und Internationale Macht als häufigste Konfliktgegenstände identifiziert. Nach der HIIK-Definition ist ein Konflikt folgendes: „We define conflicts as the clashing of interests (positional differences) over national values of some duration and magnitude between at least two parties (organized groups, states, groups of states, organizations) that are determined to pursue their interests and achieve their goals“ (Conflict Barometer 2008: 2).

Diese Einteilung unterscheidet sich zwar von der Konfliktwelt eines Gemeindebaus, jedoch geht es auch bei den dokumentierten Konfliktfällen der Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen für die Bezirke 14, 15 und 16 (GBwohn 14_15_16) um Ideologie, System, Macht, Ressourcen, Territorium und Vorherrschaft. Die 511 Konflikte, die seit Juni 2008 bis September 2009 aufgenommen wurden, setzen sich für das gesamte Betreuungsgebiet wie folgt zusammen: 174 Lärmkonflikte, 63 Konflikte wegen Verhaltensauffälligkeit¹¹, 62 Kommunikationskonflikte, 34 Konflikte das Wohnumfeld betreffend, 33 Konflikte, welche die Gemeinschaftseinrichtungen betroffen haben, 25 Konflikte um Grün- und Freiflächen, 22 Haustierkonflikte, 12 Konflikte zum Thema Spielplätze und Freizeitgestaltung, 8 Konflikte um Gerüche sowie 78 Konflikte, die in die Kategorie Sonstiges¹² fallen.

Häufig geht es dabei um unterschiedliche Vorstellungen von Lärm und Ruhe, von Aneignung von Freiräumen, von Kommunikationsstandards wie Höflichkeit und es geht immer darum, wer welche Ressourcen wie nutzen darf. Dies trifft nicht nur auf den Gemeindebau zu; Doris Kappe (1996: 22) formuliert allgemein: „Treffen nun unterschiedliche, weil von

¹⁰ Mit "Sezession" bezeichnet das HIIK die Loslösung einzelner Landesteile aus einem bestehenden Staat mit dem Ziel der Unabhängigkeit.

¹¹ Hierbei handelt es sich häufig um Personen mit pathologischen psychischen Erkrankungen.

¹² Beispiele für Konflikte, die in keine der anderen Hauptkategorien passen, wären: Rundumschläge, Baumängel, Sanierungsangelegenheiten oder auch Gewalt in der Familie.

verschiedenen Kulturen geprägte, Bedürfnisstrukturen und Zielsetzungen aufeinander, ist mit der Entwicklung von Konfliktdynamiken zu rechnen“. Dies ist zwar nicht notwendigerweise der Fall, aber bei unterschiedlichen Handlungsstrategien, Bewertungs- und Interpretationsmustern entwickelt sich aus einem unterschiedlichen Bedürfnis oder einer unterschiedlichen Meinung noch einfacher ein Konflikt als bei vielen Zusammentreffen einander vertrauter Menschen.

Geertz (1987: 131) beschreibt treffend, dass Bedeutungsgebung und Funktionalität dabei nicht immer vereinbar sind: „dass das Bedürfnis des Menschen, in einer Welt zu leben, der er Bedeutung zumessen kann und deren Wesen er zu begreifen glaubt, oft nicht mit dem gleichzeitigen Bedürfnis harmoniert, einen funktionierenden sozialen Organismus aufrechtzuerhalten.“ Diese widersprüchlichen Vorstellungen und Bedürfnisse waren auch im Sandleitenhof recht deutlich zu beobachten, wie eine Pendelbewegung zwischen dem Wunsch nach effizienten und pragmatischen Lösungen sowie dem Bedürfnis nach verständlichen und nachvollziehbaren Ergebnissen von Auseinandersetzungen.

3. Kommunalen Wohnbau und Wohnungsverwaltung in Wien

„Wohnend richtet der Mensch sich in seiner Umwelt ein, gestaltet jenes Miteinander, das wir Heimat oder Lebenswelt nennen, lebt in einer kulturell und sozial vertrauten Umwelt. Dieser Ort des ‘Gehaltenseins’ kann Identitätsgewissheit, selbstsein über Begegnen ermöglichen, aber er kann natürlich auch zum ‘Kultur-Kerker’ oder zur ‘Sozial-Zelle’ werden“
(Greverus 1995: 9).

3.1. Die Entstehung der Gemeindebauten in Wien

Das „Rote Wien“¹³ ist für die Forschungsfrage nicht zuletzt deswegen relevant, weil im „Roten Wien“ versucht wurde, eine proletarische kulturelle Gegenwart zu Bürgertum und Klerus zu schaffen. Diese Versuche eine Gegenwart zu schaffen haben bis heute Auswirkungen auf die BewohnerInnen der Gemeindebauten und beeinflussen dadurch auch ihr Denken und Handeln und damit auch ihr Konfliktverhalten. In den Jahren des „Roten Wiens“ erreichte die Wohnbaupolitik der Austromarxisten¹⁴ international hohe Aufmerksamkeit, weil hier umfassende realpolitische Umstrukturierungen getroffen wurden, zum Beispiel in der bewussten ideologischen Planung des Wohnbaus und in der Umsetzung

¹³Spitzname der österreichischen Bundeshauptstadt von 1918 bis 1934 aufgrund der sozialistischen (=roten) Stadtregierung und ihres Programmes.

¹⁴ Der Austromarxismus ist eine Strömung des Marxismus, die vor allem in der Sozialdemokratie Österreichs im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts verbreitet war.

sozialreformerischer Maßnahmen (vgl. Vaskovich 1998: 4). Generell bündelt sich hinter dem Schlagwort „Rotes Wien“ die ökonomische, soziale, politische und ideologische Auseinandersetzung mit den Grundproblemen der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – also der Zwischenkriegszeit. Für das Fallbeispiel der Diplomarbeit, dem Sandleitenhof, ist die Kontextualisierung wichtig, weil die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des kommunalen Wohnbaus in Wien Voraussetzung zur ideologischen und auch soziokulturellen Einordnung von Gemeindebauten ist.

3.1.1. Historische Voraussetzungen

Bereits in der Ära Lueger¹⁵, der von 1897 bis 1910 Wiener Bürgermeister war, wurden wesentliche Grundsteine für die spätere Kommunalpolitik des „Roten Wiens“ gelegt. Karl Luegers Amtszeit war im wesentlichen durch kreditfinanzierte Großprojekte gekennzeichnet wie zum Beispiel die Kommunalisierung der Gasversorgung durch den Bau der Gaswerke in Simmering und in der Leopoldau, die Kommunalisierung der Elektrizitätswerke, die Kommunalisierung, Elektrifizierung und Vereinheitlichung der Wiener Straßenbahnen sowie deren Ausbau und Modernisierung, der Bau der zweiten Hochquellwasserleitung sowie zahlreiche Leistungen der öffentlichen Wohlfahrtspflege wie der Bau des Städtischen Versorgungshauses Lainz, der Bau von städtischen Krankenhäusern (z.B.: Steinhof), die Errichtung von Waisenhäusern (z.B.: Hohe Warte), die Errichtung städtischer Brause- und Freibäder (z.B.: Gänsehäufel) oder die Errichtung des Wald- und Wiesengürtels¹⁶. Lueger erweiterte mit diesen Maßnahmen den Pflichtkreis der kommunalen Verwaltung deutlich, solche Kommunalisierungen wurden vom „Roten Wien“ konsequent weiter betrieben (vgl. Hautmann/Hautmann 1980: 19f.).

Hierbei darf aber nicht ignoriert werden, dass Luegers Finanz- und Steuerpolitik keine sozialen Züge hatte, dass sich seine Wahl zum Bürgermeister auf ein undemokratisches Kurien- und Zensuswahlrecht stützte, dass er durch seine Großprojekte eine enorme Schuldenlast für Wien anhäufte oder etwa, dass seine Politik voll antisemitischer Demagogie war. So schreiben Hans und Rudolf Hauptmann (1980: 21): „Luegers Personalpolitik war willkürlich und skandalös parteiisch; Andersdenkende wurden systematisch vom Gemeindedienst ferngehalten. Als ob es nie eine Verfassung gegeben hätte, welche die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz dekretiert, forderten die Christlichsozialen von

¹⁵ Dr. Karl Lueger, Christlichsozialer österreichischer Politiker (1844 – 1910).

¹⁶ 21.500 ha großer Grüngürtel um die Stadt Wien, der auch durch Flächenankäufe der Stadt sowie durch rechtliche Schutzmaßnahmen im Rahmen des Flächenwidmungsplans abgesichert ist.

jedem, der sich etwa um einen städtischen Lehrerposten bewarb, eine ehrenwörtliche Erklärung, dass er nicht Sozialdemokrat sei“.

Es ist hier von einem emotionalisierten Umgang mit Andersdenkenden die Rede. Diese Umgangsformen bleiben auch nach Luegers Amtszeit prägend. Die Abgrenzung von den „Anderen“ ist eine tragende Säule im Umgang miteinander, auch im Wien der Zwischenkriegszeit.

Die Lage der Bevölkerung verschlechterte sich während des ersten Weltkriegs: Not, Krankheit, Hunger und Elend der Wiener Bevölkerung nahmen zu. Der Österreich-Historiker Wilhelm J. Wagner (1995: 188) beschreibt die Situation: „Im Spätwinter 1916/17 vergeht kaum ein Tag, an dem es in Wien und in den anderen Städten der österreichischen Kernländer nicht zu Straßenexzessen und Hungerdemonstrationen kommt“. Die schlechte Lebensmittelversorgung lag an der gesunkenen Agrarproduktion aufgrund von Arbeitskräftemangel, sowie an der Abhängigkeit Österreichs von Lebensmittelimporten aus den Kronländern. Zur schlechten Versorgungslage kam auch noch eine Hyperinflation.

Als Experten für die Wiener Zwischenkriegszeit erklären Hautmann und Hautmann (1980: 105) die Wohnungsnot wie folgt: „Das Hauptproblem der unmittelbaren Nachkriegszeit bestand in der Tatsache, dass der Mieterschutz (...) die private Bautätigkeit insofern zum Stillstand brachte, als das Privatkapital durch die stark gestiegenen Baukosten (...) die Möglichkeit ausgeschaltet sah, eine ausreichende Rendite bei Neubauten – und hier speziell bei Kleinwohnungen für Arbeiter – herauszuschlagen. (...) Zur allgemeinen Bauunlust trat auch die durch jahrelange Vernachlässigung lebenswichtiger Instandsetzungsarbeiten hervorgerufene Überalterung des Wohnraums, von der die Zinskasernen in den Proletariervierteln Wiens am härtesten mitgenommen wurden“. Die unzureichende Hygiene in den Barackenlagern und Massenunterkünften begünstigte zudem die Ausbreitung von Tuberkulose und erhöhte die Säuglingssterblichkeit (vgl. Wagner 1995: 188f.).

Nach dem Kriegsende wohnte ein Viertel der österreichischen Gesamtbevölkerung in Wien. In den Nachkriegsjahren wurde durch die Koalitionsregierung der Sozialdemokraten und der Christlichsozialen Partei eine Reihe von sozialen Gesetzen verabschiedet, wie zum Beispiel der 8-Stunden-Arbeitstag, der bezahlte Urlaub für FabrikarbeiterInnen, die Einführung von BetriebsrätInnen, die Schaffung der Arbeiterkammern und die Schaffung der Arbeitslosenversicherung.

Nachdem diese große Koalition in Österreich aufgrund von unvereinbaren Ideologien nur bis Oktober 1920 hielt, einigten sich die beiden Koalitionsparteien darauf, für Wien als Gemeinde und als Bundesland die Unabhängigkeit von Niederösterreich zu beschließen. Beide

Koalitionsparteien zogen Vorteile daraus. Die ländliche Bevölkerung in Niederösterreich war weitestgehend christlichsozial eingestellt und wollte nicht vom „Roten Wien“ regiert werden (die Sozialisten stellten den Landeshauptmann aufgrund ihrer Mehrheit in den bevölkerungsstarken Städten). Das sozialdemokratische Wien wollte den Hemmschuh der ländlich, konservativen Bevölkerung Niederösterreichs loswerden. Aufgrund dieser Einigung ist Wien seit dem 1. Jänner 1922 Österreichs neuntes Bundesland und hat damit auch eine eigene Steuerhoheit und Gesetzgebungskompetenz erlangt (vgl. Wagner 1995: 202).

Die eigentliche Ära der Wiener Gemeindebauten beginnt allerdings erst mit dem Gemeinderatsbeschluss vom 21. September 1923: Der Wiener Gemeinderat beschließt den Bau von 25.000 Gemeindewohnungen innerhalb von fünf Jahren. Für die Gemeindebauten war typisch: „die geringe Bebauungsdichte (beim Karl-Marx-Hof etwa nur 18 Prozent der Grundfläche) und die großzügigen Gemeinschaftseinrichtungen (Waschküchen, Bäder, Kindergärten, Gesundheitseinrichtungen, Büchereien, etc.). Die Vergabe der Wohnungen erfolgt erstmals nach einem transparenten Punktesystem“ (Wiener Wohnen 2010). Dies stellte gleich in mehrfacher Hinsicht eine deutliche Verbesserung gegenüber der Mietkasernen oder Zinshäuser dar.

Bereits Ende 1926 wird das Ziel, 25.000 Gemeindewohnungen zu bauen, vorzeitig erfüllt. In dieser ersten Phase der Gemeindebauten wurde auch der Sandleitenhof, der in dieser Arbeit als Fallbeispiel dient, errichtet.

3.1.2. Rechtliche Voraussetzungen

Um die Dimensionen des Machtkampfes darzustellen, der geführt wurde um ein „Rotes Wien“ zu ermöglichen, müssen die gesetzlichen Ausgangspunkte dieses Kampfes verdeutlicht werden. Die Auswirkungen der geänderten Rechtsnormen, die unter Druck und mit sehr viel Emotionalität erkämpft wurden, beeinflussen auch heute noch das Selbstverständnis der Wiener Stadtpolitik. Die Stadt Wien ist die Besitzerin der Gemeindebauten, daher ist ihr Selbstverständnis wichtig für das Erfassen der verinnerlichten Weltanschauungen und damit einhergehender Ordnungsstruktur von GemeindebaumieterInnen der ersten und zweiten Generation.

Die ersten Gemeinderatswahlen nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechtes oder des Standes fanden in Wien am 4. Mai 1919 statt. „Bei diesen Wahlen erringen die Sozialdemokraten einen überwältigenden Sieg. Am 22. Mai wird Jakob Reumann mit den Stimmen von 99 Sozialdemokraten, acht

Tschechen¹⁷ und den drei Vertretern der Jüdischnationalen Partei zum Bürgermeister gewählt. Als erster, der dieses Amt auf wirklich demokratischem Weg durch den Willen des Volkes erlangt. Wien stand vor gewaltigen Problemen: Leere Kassen, ein Heer von Arbeitslosen, eine angespannte Energiesituation, Hunger, schwere Gesundheitsprobleme in der Bevölkerung und nicht zuletzt große Wohnungsnot sind zu bewältigen“ (Stadt Wien, Kultur und Freizeit 2010). Doch das Elend der Arbeitenden Bevölkerung war damit noch nicht zu Ende und drückte sich zum Beispiel darin aus, dass sie nehmen mussten was sie kriegen konnten, da es keine Alternativen zur Auswahl gab, vor allem was Unterkünfte betraf: „[D]ie Arbeiter standen vor der unerbittlichen Notwendigkeit, mit jeder angebotenen Wohnung vorlieb nehmen und für die einen Preis zahlen zu müssen, der im Verhältnis zu ihrem Einkommen weitaus größer war als der Preis, den Wohlhabende für große Wohnungen entrichteten“ (Hautmann/Hautmann 1980: 98).

Seit diesen ersten demokratischen Wahlen in Wien haben die SozialdemokratInnen bei jeder weiteren demokratischen Wahl in Wien ihre Mehrheit behaupten können. Diese Mehrheit ist nicht zuletzt mit der engmaschigen und vielfältigen Organisationsstruktur der Wiener Sozialdemokratie zu begründen sowie deren Vorfeld-Organisationen. Eine Darstellung der Situation in Zahlen findet man bei Kuleman (1982), beschreibt: „Die Wiener Organisation der Sozialdemokratie umfasste 1927 38,53 Prozent der männlichen und 14,23 Prozent der weiblichen, insgesamt 25,14 Prozent der gesamten Bevölkerung zwischen zwanzig und siebzig Jahren. (...) Daneben besaß sie das umfangreichste Netz an Massen- und Kulturorganisationen“ (Kulemann 1982: 15). Diese durchgehende und stabile Mehrheit ist eine wichtige Voraussetzung für die weitreichenden Sozialmaßnahmen des „Roten Wiens“.

Bei der Machtübernahme der Sozialisten 1919 war es notwendig, sich zuerst um die Schulden der Stadt zu kümmern, die seit der Amtszeit von Karl Lueger angehäuft worden waren: „Die Gemeindegasse war leer und ein Berg von Schulden angehäuft, die Lebensmittelversorgung kaum ausreichend, der Gesundheitszustand der Bevölkerung, vor allem der Kinder, schlecht wie nie zuvor, tausende von Existenzen durch Krieg und Geldentwertung zerstört, die Zahl der Arbeitslosen seit Dezember 1918 (24.000) auf 131.000 gestiegen. (...) Es mussten die zum Wiederaufbau nötigen finanziellen Mittel bereitgestellt, neue Einnahmequellen für die Erbauung von Wohnungen erschlossen und schließlich ein großzügiges Fürsorgeprogramm ausgearbeitet werden“ (Hautmann/Hautmann 1980: 38f.). Zur Schuldentilgung führte der damalige Finanzstadtrat Hugo Breitner neue Steuerprinzipien ein. Die grundlegenden

¹⁷ 1919 trat eine tschechische Liste bei den Gemeinderatswahlen an, 1921 wurde dann die Tschechoslowakische Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs gegründet, die bei allen Wahlen der 1. Republik die Sozialdemokraten unterstützten.

Änderungen bestanden in der Einführung direkter anstelle indirekter Steuern (z.B.: Wohnbausteuer, ab 1923 zweckgebunden), einer starken Progression für höhere Einkommen, dem Beschluss keine weiteren Schulden zu machen, der Einführung von Luxussteuern (Lustbarkeitsabgaben auf z. B.: Opern, Pferderennen und Ringkämpfe, Kraftwagenabgabe auf private Automobile, Hauspersonalabgabe, Pferde- und Hundeabgabe) und den Verzicht auf Reingewinne aus den städtischen Monopolbetrieben (vgl. Hautmann/Hautmann 1980: 41ff.). Ein wichtiges Merkmal des „Roten Wien“ war der MieterInnenschutz. Im Jänner 1917 wurde die „kaiserliche Verordnung über den Schutz der Mieter“ erlassen. Diese Verordnung brachte eine Einschränkung des Kündigungsrechtes, bei dem zuvor völlige Willkür herrschte, und schloss willkürliche Mietzinserhöhungen aus. Im Jänner 1918 wurde der MieterInnenschutz mit einer zweiten Verordnung erweitert und dehnte den Schutz gegen Delogierungen aus. Diese beiden Verordnungen hatten den Charakter von Noterlässen und waren bis Ende 1918 begrenzt. Mit der dritten Verordnung im Oktober 1918 kann man erstmals von Mietrecht sprechen, da diese Verordnung kein Noterlass mehr war und nicht mehr zeitlich beschränkt wurde (vgl. ebd.: 24f.). Das Verbot der Mieterhöhung hatte vor allem während der Hyperinflation der Nachkriegsjahre weitreichende Auswirkungen. Der Mietzinsstopp schrumpfte den Zins auf eine verschwindend kleine Summe und brachte damit das Nettoeinkommen von Hausherrn quasi zum Verschwinden. Dieser MieterInnenschutz führte in weiterer Folge dazu, dass viele Familien über Jahrzehnte und Generationen hinweg in ein und derselben Gemeindebauanlage wohnen blieben, was sicherlich das Gefühl des Eigentums verstärkte. Der Mietzins in Gemeindebauten wird auch heute noch nach sozialen Gesichtspunkten berechnet.

Einen deutlichen Richtungswechsel im Vergleich zur christlichsozialen Stadtregierung stellte auch die Bodenpolitik des „Roten Wiens“ dar. Eine weitere „unumgängliche objektive Voraussetzung für das Wiener Gemeindebauprogramm bildete die Beschaffung der nötigen Grundstücke. (...) Die erworbenen Grundflächen sollten für Wohnhausbauten, Kleingärten, Siedlungen, Bäder, Sport- und Gartenanlagen gewidmet werden“ (ebd.: 1980: 50). Wien vermehrte ihren Grundbesitz: „Anfang 1924 war die Stadt bereits größter Grundbesitzer und verfügte über 2,6 Millionen Quadratmeter Bauland. Insgesamt gab die Gemeinde Wien von 1923 bis 1931 66,8 Millionen Schilling für den Ankauf von Bauland aus“ (SPÖ Wien, Onlinelexikon 2009).

3.1.3. Architektur einer proletarischen Gegenwart

Gemeindebauten waren und sind nicht nur pragmatische oder real-politische Immobilien, sie sind vielmehr Ausdruck einer Ideologie und Symbol einer Ära, der des „Roten Wiens“. Die

Soziologin Nadja Vaskovich (1998: 65) beschreibt den ideologischen Stellenwert der Gemeindebauten so: „Die Gemeindebauanlage wurde zu einer geschlossenen Einheit inmitten einer kapitalistischen Stadt, welche die sozialistische Gemeinschaft symbolisierte. Mit der Abgrenzung ‚nach außen‘, verbesserte sich die infrastrukturelle Ausstattung der einzelnen Anlagen mit der Ambition ‚autarke Einheiten‘ zu schaffen“. Die ersten Wiener Gemeindebauten, und so auch der Sandleitenhof in Ottakring, waren Ausdruck des Kampfes zwischen den politischen Ideologien in der Zwischenkriegszeit: „Sie entstanden nicht in der beschaulichen Atmosphäre einer konfliktarmen, kontinuierlichen und ungehinderten Aufbauarbeit, sondern unter unerhört scharfen ökonomischen, politischen und ideologischen Kampfbedingungen, die ihnen auch rein äußerlich den Stempel aufdrücken mussten“ (Hautmann/Hautmann 1980: 109).

Es wurde nichts dem Zufall überlassen. Auch das Aussehen der Gemeindebauten hatte Symbolcharakter. So meinte Vaskovich (1998: 30): „Die architektonische Formensprache führt zu einer Vergegenständlichung gesellschaftlicher Wert- und Ordnungsvorstellungen, in der sich das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt ausdrückt“. Die Formensprache bedeutete zum Beispiel, dass die ersten Gemeindebauten in Wien sich architektonischer Elemente bedienten, die bislang dem Klerus (Kloster, Kirchen usw.) oder dem Adel (Burgen, Festungen, Palais) vorbehalten waren, was zu zahlreichen emotionalen Abwehrreaktionen des Bürgertums gegen Gemeindebauten führte. Es bedeutete auch die Dominanz der Hofbauweise in Abgrenzung zur Welt außerhalb des Gemeindebaus: „Ein zentrales Element der meisten Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit (...) war der ‚Hof‘. Der großzügig ausgestattete und nach außen hin abgeschlossene Innenraum sollte das Gemeinschaftsleben der Bewohner fördern. Die meisten Anlagen sind nur durch eine Toreinfahrt betretbar, die Stiegenhäuser und Wohnungen nur von den Höfen aus zugänglich. Damit wurde eine bewusste Abgrenzung zu den bürgerlichen Wohnquartieren der Umgebung erreicht“ (Fassmann/Hatz/Matznetter 2009: 250).

Die Anlagen wurden für eine weitgehend homogene Zielgruppe entworfen: „Durch die Architektur wurde, basierend auf einer sozial homogenen Bewohnerschaft, die Entwicklung der Bewusstseinsnormen der Arbeiterschaft, ihre proletarische Solidarität, nicht abgewürgt, sondern – immer im Rahmen der damaligen konkreten österreichischen Bedingungen, des damals ökonomisch, politisch und ideologisch Möglichen gesehen – gefördert und vertieft“ (Hautmann/Hautmann 1980: 220). Diese Ausgangsbedingungen änderten sich allerdings, denn während die Bewohnerschaft der Gemeindebauten auch 2010 noch ökonomisch

weitestgehend homogen ist, so kann heute sicherlich nicht mehr von einer politischen, ideologischen oder kulturellen Homogenität ausgegangen werden.

Die damaligen bürgerlichen Kritikpunkte an den Gemeindebauten fassen Hautmann und Hautmann (ebd.: 144) in fünf Punkten zusammen: „1. Dass man Riesenblocks und keine Gartensiedlungen errichte; 2. Dass die Wohnanlagen zu teuer und noch dazu qualitativ schlecht gebaut wären; 3. Dass sie wahlgeometrisch situiert seien; 4. Dass nur Mitglieder der SP eine Chance hätten, in sie einzuziehen; 5. Dass sie Festungen und strategische Objekte für den von der Sozialdemokratie angestrebten Bürgerkrieg seien.“

Alle diese Kritikpunkte können aber auch entkräftet werden: Riesenblocks waren die schnellste und kostengünstigste Möglichkeit der Wohnungsnot entgegenzutreten, die Wohnungen mögen zwar klein gewesen sein, sie stellten jedoch trotzdem eine wesentliche Verbesserung gegenüber den Zinskasernen dar und der Vergleich der Gemeinderatswahlen 1923 und 1927 lässt keine Rückschlüsse auf wahltaktische Situierung der Gemeindebauten zu. Allerdings war unter den zehntausenden wohnungssuchenden ArbeiterInnen tatsächlich eine Mehrheit an WählerInnen oder Mitgliedern der Sozialdemokratie, dies freilich bereits vor der Fertigstellung der ersten Gemeindebauten.

Die Gestaltung der Bauten war Ausdruck von Zeitgeist und neu erstarktem Selbstbewusstsein der Arbeiterschaft, und somit nicht nur Unterkunft, sondern Bollwerke der Arbeiterschaft. Hautmann und Hautmann (1980: 110) stellen in diesem Zusammenhang fest: „Sehr wahrscheinlich ist aber richtig, dass die einzigartigen Formen (Massigkeit und Wucht, gipfelnd in der Großwohnanlage) und die unverkennbare ästhetische Attitüde der Gemeindebauten (...) aus den spezifischen innenpolitischen Bedingungen Österreichs und Wiens resultierten“.

Aber es stimmt auch, dass es nicht viel Spielraum oder künstlerische Freiheit für die Gemeindebauplanung gab: „Die Wohnungsgrößen waren bindend vorgeschrieben, die Baudichte, Gliederung der inneren räumlichen Abfolge und die Einbindung der gemeinsamen Einrichtungen (Kindergärten, Gemeinschaftszentren usw.), mit einem Wort das ‚Baumuster‘ (...) blieb streng limitiert“ (ebd.: 203).

Die Trennung der Lebenswelten in „privates“ und „öffentliches“ Leben ging auch von Seiten der Stadtplanung immer mehr in Richtung einer räumlichen Lostrennung dieser beiden Sphären. Während die Privatsphäre in dieser Zeit als Ort des „man selbst sein Könnens“ an Bedeutung gewinnt, steigt die Unfähigkeit in einem öffentlichen Kontext mit Fremden in Beziehung treten zu können. Die Gemeindebauwohnungen selbst wurden mit getrennt begehbaren Zimmern geplant, die eine bestmögliche private Nutzung der einzelnen Räume

erlaubte. Privater Wohnraum wird also immer mehr als Fluchtort vor der ständigen Definition der eigenen Rolle und des Selbst gegenüber Fremden. Mit den Gemeindebauten wurde versucht, Nachbarschaft als heile Gegenwart zur Unterdrückung der industrialisierten Arbeitswelt der Wiener ArbeiterInnen zu schaffen. Die Entfremdung im Produktionsprozess sollte durch die heile Welt der lokalen Gemeinschaft wettgemacht werden. Die Nachbarschaft als idealisierte Gruppe ist die Verlegung des Dorfes in die Stadt – der Sandleitenhof als Stadt in der Stadt. Während dies in der Zwischenkriegszeit bedeutete, dass relativ homogene Gruppen ein lokales „Wir“ herausbilden konnten, bedeutet es heute, dass die gemischten Gruppen mit unterschiedlichen Funktionen kaum aufeinander zugehen werden, sich auf ihre Privatheit beziehen. So wird heute Nachbarschaft wohl von vielen eher als beengende soziale Kontrolle gesehen, weniger jedoch als wünschenswerte Gemeinschaft (vgl. Schrader 1998: 14). Diese Phänomen wird von Vaskovich (1998: 102) beschrieben, am Beispiel der WohninspektorInnen: „Die Wohninspektoren, als Vollzugsorgane der Gemeinde Wien, achteten bei ihren regelmäßigen Kontrollen auf den ‚pflughchen Umgang‘ der Stiegenhäuser, der Höfe und der Grünanlagen. Aber auch der neue Privatbereich der Arbeiter selbst, die Wohnungen war Gegenstand einer permanenten Kontrolle durch die Gemeinde. Das Selbstverständnis, mit dem die Bewohner dieser neuen Wohnungen diese Kontrolle zulassen, lässt auf einen noch unsicheren Umgang mit diesem neuen Wert der ‚Privatheit‘ schließen“. Die Architektur der Gemeindebauten fußte also auf einer Abgrenzung einer homogen gedachten BewohnerInnengruppe vor Andersdenkenden außerhalb der Wohnhausanlage. Dieses Element der Abschottung von Gemeindebauten spielt sicherlich auch heute noch eine Rolle bei der Angst der langjährigen BewohnerInnen vor Neuzuzügen, vor allem vor Neuzuzügen von Menschen, die nicht zur „Wir-Gruppe“ gezählt werden. Ausführlichere Betrachtungen zur „ArbeiterInnenkultur“ im Gemeindebau heute sind in dieser Arbeit in Kapitel 6 zu finden.

3.2. Der Gemeindebau heute

3.2.1. Die Wohnhäuserverwaltung „Wiener Wohnen“

„Wiener Wohnen“ ist die Wohnhäuserverwaltung der Stadt Wien. Laut Homepage von „Wiener Wohnen“ lebt jeder vierte Mensch in Wien in einer Gemeindewohnung. Damit ist die Stadt Wien Europas größte Hausherrin und -verwalterin. Dort liest man weiter: „Der Zweck der Unternehmung ‚Stadt Wien – Wiener Wohnen‘ besteht in der Bereithaltung und Schaffung von einem modernen Standard entsprechenden Mietwohnungen für einkommensschwächere, wohnungsbedürftige Personen und Familien“ (§2 Abs.1 des Statutes

für die Unternehmung „Stadt Wien – Wiener Wohnen“). Das erklärte Ziel von „Wiener Wohnen“ ist es, die Verwaltung, Erhaltung und Sanierung der Wohnungen so modern, effizient und kundenInnenfreundlich wie möglich zu managen.

Die Unternehmung „Stadt Wien – Wiener Wohnen“ verwaltet, saniert und bewirtschaftet alle städtischen Wohnhausanlagen. Dazu gehören nach offiziellen Unterlagen rund 220.000 Gemeindewohnungen (davon rund 2.500 Hausbesorgerdienstwohnungen und 7.500 Wohnungen in Fremdverwaltung), 6.000 Lokale, über 47.000 Garagen- und Abstellplätze, 10.000 Büros (inklusive Ordinationsräumlichkeiten, Magazinen etc.) (vgl. Wiener Wohnen 2009a).

Während einige MieterInnen die Umstellungen der Zuständigkeiten für Gemeindebauten 1996 als Zurücksetzung empfanden, sieht die Stadt Wien das eigentlich als Serviceleistung, so heißt es etwa in einer Broschüre: „Die Zusammenlegung von MA 27 und MA 52 zu ‚Wiener Wohnen – MA 17¹⁸‘ widerspiegelt die politische Zielsetzung, bei der Verwaltung der rund 220.000 Gemeindewohnungen neue Wege zu beschreiten. Der ‚Dienst am Kunden‘ steht mehr als bisher im Vordergrund der Bemühungen in der Verwaltung und es ist zu hoffen, dass durch mehr Effizienz und einem höheren Nutzerbewusstsein mehr Wohnzufriedenheit erreicht werden kann“ (MA 24 1997: 6).

In einer selbstkritischen Analyse der komplexen Organisations- und Verwaltungsstruktur der städtischen Immobilien tut die Stadt Wien sogar kund: „Wer als ‚Kunde‘, ob Mieter oder Wohnungssuchender, Information oder die Lösung eines Problems suchte – stand meist unversehens vor einem neuen [Anm.: Problem]: MA 52 (Hausverwaltung) und MA 27 (Erhaltung, Wartung, Technik) mit den erwähnten Außenstellen MA 50 (Vormerkung und Vergabe mit 18 Wohnungsberatungsstellen), MA 32 (Fernwärmeanschluss) und über 100 Hausinspektoren¹⁹ in 56 Kanzleien“ (MA 24 1997: 51). Aus der Darstellung geht hervor, dass es sich um ein komplexes Geflecht an Zuständigkeiten handelte, die sowohl undurchschaubar für die MieterInnen waren als auch zu Doppelgleisigkeiten in der Verwaltung führten. So wurden also die MA 27 und die MA 52 zusammengelegt sowie die zuständigen Bereiche der MA 50 in die neue „MA 17 – Wiener Wohnen“ zusammengefasst. Es gab also ab 1996 ein gemeinsames Dach von Erhaltung, Verwaltung, Vermietung und Weitergabe, Instandsetzung, Wartung und Verbesserungsarbeiten. Gleichzeitig wurde die Entstehung von KundInnendienst-Standorten geplant.

¹⁸ Mittlerweile hat sich die Nummerierung der Magistratsabteilungen wieder geändert und die Wohnhausverwaltung der Stadt Wien wurde an das Unternehmen „Wiener Wohnen“ ausgelagert.

¹⁹ HausinspektorInnen heißen jetzt WohnberaterInnen und ihre Dienstorte wurden aus den Wohnhausanlagen in die Kundendienstzentren verlegt.

Während diese Zusammenlegung sehr nachvollziehbar scheint und eine fortschrittliche Verwaltungsmodernisierung darstellt, wurde das von vielen MieterInnen anders erlebt. So zahlreich die Beschwerden über die mehr als 100 HausinspektorInnen auch gewesen sein mögen, und so intransparent ihre Arbeitsweise und Arbeitszeit war, plötzlich fehlten sie doch. Vor allem ältere, langjährige MieterInnen schilderten mir während meiner Feldforschung, dass sie nicht mehr wussten, an wen sie sich in der Stadt wenden sollten, und es nicht gewohnt waren Probleme am Telefon zu besprechen. Seit dem Entstehen der Gemeindebauten arbeiteten die WohninspektorInnen als EigentümerinvertreterInnen in den Höfen. Die Umstellung auf zeitgemäße KundInnenzentren haben gerade alteingesessene BewohnerInnen als Zurückweisung empfunden. Auch sozialwissenschaftliche Studien widmeten sich dieser Problematik: „MietervertreterInnen übernehmen eine wichtige Verbindungsfunktion zu „Wiener Wohnen“. Diese Funktion erlangt deshalb so hohes Gewicht, da ein Großteil der befragten BewohnerInnen den Wegfall der HausbesorgerInnen²⁰ und des Wohninspektors und das Einführen des „Call-Centers“ als Kommunikationserschwernis empfindet. Auch die seit einem Jahr vor Ort tätigen GebietsbetreuerInnen – die ihre Aktivitäten zumeist auf längere Prozesse und Nachhaltigkeit ausrichten – können diese gewünschten Ansprechpersonen nur zum Teil ersetzen“ (FSW 2008: 48).

Seit dem 1.1.2000 ist „Wiener Wohnen“ keine Magistratsabteilung mehr, sondern eine "Unternehmung der Stadt Wien". Ein solches Unternehmen verwaltet sein Vermögen getrennt vom restlichen Vermögen der Stadt. Es kann daher keine Gelder aus Steuermitteln der Stadt beanspruchen, muss aber auch nichts in allgemeine Steuertöpfe abliefern. Die Ausgliederung wurde von Seiten der Stadt Wien vor allem damit argumentiert, dass damit die Erhaltung und Sanierung der Bauten effizienter erledigt werden kann.

Zudem kam 2001 die Abschaffung der HausbesorgerInnen (mehr dazu siehe Kapitel 5e).

3.2.2. Grundvoraussetzungen zur Vergabe von Gemeindewohnungen

Bei Erfüllung der Grundvoraussetzungen und anerkanntem Wohnbedarf kann von „Wiener Wohnen“ ein Vormerkschein ausgestellt werden. Mit einem Vormerkschein kommt man auf eine Warteliste für frei werdende Gemeindewohnungen.

Die Grundvoraussetzungen sind:

- Zum Zeitpunkt der Einreichung muss die Wohnungswerberin/der Wohnungswerber seit mindestens zwei Jahren durchgehend eine aktuelle Wohnadresse in Wien als Hauptwohnsitz (ohne Zweitmeldung) führen.
- Der oder die Wohnungssuchende muss ein Mindestalter von 17 Jahren haben.

²⁰ HausbesorgerInnen sind die österreichische Form von HausmeisterInnen. Siehe auch Kapitel 5e.

- Die Vormerkung ist für BürgerInnen aus Österreich, der Europäischen Union (EU), dem europäischen Wirtschaftsraum (EWR), der Schweiz und diesen Ländern gleichgestellte sowie für anerkannte Flüchtlinge aus den genannten Ländern und so genannten „langfristig Aufenthaltsberechtigten“ nach dem Niederlassungs- und Aufenthalts-Gesetz (NAG)²¹ möglich.
- Das Einkommen darf die Höchstgrenze nicht überschreiten (im Jahr 2009 war beispielsweise die Gesamteinkommensobergrenze pro Jahr für einen Drei-Personen-Haushalt 47.340 Euro Nettoeinkommen).

Wohnbedarf liegt zudem vor bei:

- Überbelag
- Gesundheitsschädlichkeit der bisherigen Wohnung (aufsteigende Grundfeuchtigkeit)
- Krankheits-, oder altersbedingter Wohnungsbedarf (jemand ist infolge von Alters- oder Gesundheitszustand nicht mehr in der Lage die bisherige, nur über mehrere Stufen erreichbare Wohnung zu bewohnen)
- JungwienerInnenvormerkung für Paare und Einzelpersonen unter 30 Jahren, ohne eigene Wohnung
- Familiensplitting oder Haushaltstrennung
- Unverschuldete Aufgabe von Dienstwohnungen
- Behinderung

Die Weitergabe einer Gemeindewohnung innerhalb der Familie ist unter bestimmten Bedingungen gestattet. Wenn die genannten Grundvoraussetzungen erfüllt sind und zusätzlich die bisherige Wohnung aufgegeben wird sowie der Hauptwohnsitz in die Gemeindewohnung verlegt wird und außerdem die bisherigen MieterInnen bis zum Datum der Übergabe aus der Wohnung ausziehen, dann kann dem folgendem Personenkreis die Gemeindewohnung überlassen werden (vgl. Wiener Wohnen 2009b):

- Ehegatte/in
- Kinder und Enkelkinder

²¹Vor 2001 waren Gemeindebauten in Wien ausschließlich österreichischen StaatsbürgerInnen vorbehalten. Von 2001 bis 2006 konnten lediglich Notfallwohnungen an Personen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft vergeben werden, die seit mindestens 5 Jahren legal in Österreich leben und darüber hinaus eine der folgenden Voraussetzungen erfüllen:

- Obdachlosigkeit
- Schwere Krankheit
- Schwere Behinderung
- Bewohnen einer Gesundheitsgefährdende Wohnung (feuchte und nasse Wohnungen, Schimmelbildung)

- Eltern und Großeltern
- Geschwister
- Adoptivkinder
- Stief-(enkel-) und Pflege(-enkel)kinder
- Stief- und Pflegegeschwister
- Stief- und Pflegeeltern

An folgenden Personen kann eine Wohnung nur dann weitergegeben werden, wenn sie bereits einen gültigen Vormerkschein haben:

- Tante, Onkel, Großtante, Großonkel
- Nichte, Neffe, Großnichte, Großneffe
- Cousine, Cousin, Großcousine, Großcousin
- Schwiegereltern
- Verwandte in Linie bis zum gemeinsamen Urgroßelternteil

3.2.3. Bevölkerungsstruktur im Gemeindebau

Die Darstellung der Bevölkerungsstruktur im Gemeindebau ist wichtig um aufzuzeigen, wie es in den Gemeindebauten überhaupt zu interpersonellen Konflikten bei unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeit der Konfliktparteien kommen kann. Wie in Kapitel 3.2.2. bereits erläutert, können nicht nur österreichische StaatsbürgerInnen in eine Gemeindewohnung ziehen, sondern unter bestimmten Bedingungen auch Menschen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft. Seit 2006 können weiters auch BürgerInnen aus der Europäischen Union (EU), dem europäischen Wirtschaftsraum (EWR), der Schweiz und Gleichgestellte sowie anerkannte Flüchtlinge und „langfristig Aufenthaltsberechtigte“ nach dem Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz (NAG) Vormerkscheine für Gemeindebauten bekommen. Dies hat natürlich auch die Demographie des Gemeindebaus verändert und macht Konflikte im interkulturellen Kontext überhaupt erst möglich, denn lange Zeit war der Gemeindebau den Österreichischen StaatsbürgerInnen vorbehalten. Damals konnte es kaum zu Konflikten mit Konfliktparteien, die sich zu unterschiedlichen Kulturen zugehörig fühlten, kommen.

Neue demographische Entwicklungen in Österreich haben auch Einfluss auf die demographische Struktur der Gemeindebauten. Zum Beispiel weisen MigrantInnen aus den zahlenmäßig größten Herkunftsländern und -regionen, dies sind die Türkei und die Länder des Balkan, gegenüber österreichischen Staatsangehörigen eine signifikant höhere Gesamtfertilitätsrate auf, auch wenn sie dazu tendieren, ihr Fertilitätsverhalten im Lauf der Jahre an die inländische Bevölkerung anzunähern (vgl. Stadt Wien 2008). Durch

Kinderreichtum kommt es daher oft zu Überbelag von Wohnungen, und bei Überbelag in Privatwohnungen besteht Wohnbedarf und damit Anspruch auf einen Vormerkschein für Gemeindewohnungen.

Unter Berücksichtigung des Gemeindewohnungs-Vergabewesens verändert dies auch die Demographie des Gemeindebaus, denn das Einkommen der Wohnungssuchenden wird überprüft und der Wohnbedarf wird durch Überprüfung des Überbelages der bisherigen Wohnung (= Anzahl der Personen pro Haushalt durch Zimmer) ermittelt. Dies bedeutet, dass kinderreiche und gleichzeitig einkommensschwache Familien schneller eine Gemeindewohnung zugewiesen bekommen als zum Beispiel kinderlose Paare mit abgeschlossener Familienplanung. Die Vergabekriterien begünstigen also indirekt den Zuzug von religiösen²², von armutsgefährdeten und von kinderreichen Familien in die Gemeindebauten. Dadurch verändert sich natürlich in weiterer Folge die Bevölkerungsstruktur im Gemeindebau. Diese kontinuierliche Veränderung spiegelt sich auch bei den MieterInnen im Sandleitenhof wider und führt zu quantitativ steigenden Zahlen von Auseinandersetzungen im interkulturellen Kontext.

Außerdem hängen auch Armut/Armutsgefährdung²³ und Kinderreichtum sowie Armut und Migrationshintergrund zusammen (vgl. Gächter 2001). Die schlechtere berufliche Stellung vieler Menschen mit Migrationshintergrund hat natürlich auch Auswirkungen auf das Einkommen dieser Menschen. Große Unterschiede bestehen zwischen ausländischen und österreichischen Beschäftigten in Bezug auf die arbeitsrechtliche Stellung. Während nur 22,3% der österreichischen Beschäftigten den Status von ArbeiterInnen haben, sind es bei den ausländischen ArbeitnehmerInnen rund 68,3%. Demgegenüber sind nur 31,7% der ausländischen Beschäftigten Angestellte, aber rund 61,5% der ÖsterreicherInnen. Die restlichen 16,2% der österreichischen Beschäftigten haben den BeamtInnenstatus inne; eine arbeitsrechtliche Position, die in Österreich nur für Menschen mit österreichischer

²² Kinderreichtum und Religiosität hängen häufig zusammen (vgl. Blume 2010a, Blume 2010b).

²³ In bestimmten Haushaltszusammensetzungen und Lebenslagen fehlen Möglichkeiten, um durch ausreichend finanzielle Ressourcen ein Äquivalenzeinkommen über der Armutsgefährdungsschwelle zu erzielen. Vermehrte Betreuungsaufgaben und daraus resultierende geringe Verdienstmöglichkeiten machen Ein-Eltern-Haushalte zur am häufigsten von Armutsgefährdung betroffenen Gruppe (30%). Rund 87% der Erwachsenen in diesen Haushalten sind Frauen. Auch alleinlebende Frauen mit Pensionsbezug haben ein sehr hohes Armutsrisiko (28%), im Alter bestehen wenige Zuverdienstmöglichkeiten, um niedrige (Hinterbliebenen-)Pensionen zu ergänzen. Eine Drittstaatsangehörigkeit ist ebenfalls Merkmal stark erhöhter Armutsgefährdung (26%), aber auch ein Viertel der eingebürgerten Österreicherinnen und Österreicher hat ein äquivalisiertes Haushaltseinkommen unter der Armutsgefährdungsschwelle. Überdurchschnittlich hohe Armutsgefährdungsquoten haben laut eu-silc 2009 auch Personen mit höchstens Pflichtschulabschluss (21%) und Personen in Mehrpersonenhaushalten mit mindestens drei Kindern (20%). Auf Grund der fehlenden Möglichkeit, ein geringes oder kein Einkommen durch Einkommen anderer Haushaltsmitglieder auszugleichen, tragen Ein-Personen-Haushalte ein höheres Armutsrisiko als die meisten Mehrpersonenhaushalte: Alleinlebende ohne Pension sind eine weitere von Armutsgefährdung betroffene Gruppe (alleinlebende Männer ohne Pension 17%, Frauen 18%) (vgl. Statistik Austria 2009a).

Staatsbürgerschaft zugänglich ist (vgl. Wiener Integrationsfonds 2002). Dies spiegelt nicht nur ein gesellschaftliches Macht-Ungleichgewicht, es bedeutet auch häufig für Menschen mit Migrationshintergrund schlechtere arbeitsrechtliche Absicherung, weniger prestigeträchtige Jobs und weniger Aufstiegschancen und daher schlichtweg weniger Einkommen. Die Zahlen verdeutlichen warum es auch weniger oft vorkommt, dass Familien mit Migrationshintergrund ausreichend finanzielle Ressourcen zur Verfügung haben, um zum Beispiel mittels Erwerb einer Eigentumswohnung aus einem Gemeindebau wieder auszuziehen.

3.2.4. Das Aufgabenspektrum der HausbesorgerInnen

Der/die HausbesorgerIn ist verantwortlich für Reinigung und kleinere Instandhaltungsarbeiten vom Rasenmähen, über Schneeräumen bis hin zum Glühbirnen wechseln in öffentlichen Stiegenhäusern. Häufig waren HausbesorgerInnen auch für die Ausgabe der Waschmarken²⁴ zuständig. Viele HausbesorgerInnen spielen auch eine wichtige soziale Rolle im Gemeindebau. In Österreich gab es bis zum 30. Juni 2000 ein Hausbesorgergesetz, das die Rechte und Pflichten der HausbesorgerInnen regelte. In Gemeindebauten wurde den HausbesorgerInnen von der Stadt Wien eine Wohnung zur Verfügung gestellt, diese galt als Dienstwohnung (als gesetzlich geregelter Lohnbestandteil). Per 1. Juli 2000 wurde das Hausbesorgergesetz abgeschafft. Das Gesetz ist aber nach wie vor für Personen, die vorher als HausbesorgerInnen eingestellt wurden, gültig. Viele betrachteten die HausbesorgerInnen nicht nur als Reinigungspersonal sondern generell als Ansprechpersonen für jegliche Probleme in der Anlage.

Während Reinigungsfirmen, die bei Pensionierungen von HausbesorgerInnen nun deren Aufgaben übernehmen, erst gerufen werden müssen, wenn es Probleme gibt, und es oft längere Zeit dauert, bis jemand die notwendige Reparatur vornehmen kann, waren HausbesorgerInnen Teil der Wohngemeinschaft in einem Gemeindebau. Wegen ihrer eigenen Betroffenheit beim Auftreten von Problemen wurden diese oft schneller und nachhaltiger gelöst als dies bei nicht ortsansässigen MitarbeiterInnen der Fall ist. Dazu kommt, dass Reinigungsfirmen mit Dienstplänen arbeiten, daher kommen auch immer wieder unterschiedliche MitarbeiterInnen in die Gemeindebauten.

Diese und ähnliche Sichtweisen werden auch in der Studie „Beschäftigungsinitiativen im Bereich sozialer Dienste: Das Hausbesorgerwesen in Wien“ aus dem Jahr 1999 beschrieben. Die Studie belegt außerdem, dass es einen signifikanten Unterschied in der Wahrnehmung der HausbesorgerInnen gibt, je nach Generation: „in Anlagen der Gemeinde Wien knapp über 70

²⁴ Jetons zur Inbetriebnahme von Waschmaschinen in Gemeinschafts-Waschküchen.

Prozent mit den HausbesorgerInnen zufrieden. (...) GemeindemieterInnen wollen zu 69,1 Prozent auf ihre HausbesorgerInnen nicht verzichten. (...) Wiederum legen ältere MieterInnen überdurchschnittlich viel Wert auf ihre/n HausbesorgerIn: Von den über 60jährigen geben 73,7 Prozent an, dass ihnen bei Abschaffung der Institution HausbesorgerIn etwas fehlen würde, von den über 70jährigen sogar 81,1 Prozent“ (Holzmann-Jenkins/Schmid/Machold 1999: 126).

Besonders ältere Menschen nehmen HausbesorgerInnen nicht lediglich als Reinigungskräfte wahr. In dieser Studie werden auch vermeintliche Aufgaben von HausbesorgerInnen beschrieben, bei denen es bedeutsame Unterschiede zwischen den Generationen gibt, zum Beispiel: „Kleine Besorgungen werden für über 70jährige MieterInnen doppelt so oft von HausbesorgerInnen übernommen als im Durchschnitt; ebenso nennen über 70jährige MieterInnen doppelt so häufig das ‚Kümmern um alte Leute‘ als eine Funktion ihrer/ihrer HausbesorgerIn. Auch die Weitergabe wichtiger Informationen, die Meldung von Schäden, die Hilfe in Notfällen, das Konfliktmanagement und das Vermitteln eines erhöhten Sicherheitsgefühls durch die HausbesorgerInnen wird von den alten Leuten deutlich überdurchschnittlich wahrgenommen und gewürdigt“ (ebd.: 127). Diese beschriebenen Tätigkeiten gehen weit über die eigentliche Stellenbeschreibung von HausbesorgerInnen hinaus.

Die 2000 beschlossene Abschaffung des Berufesstandes führte daher vor allem bei den älteren BewohnerInnen von Gemeindebauten zu Zukunftsängsten, auch die Studie kommt zu diesen Schlussfolgerungen: „MieterInnen scheinen allgemein der Meinung zu sein, dass HausbesorgerInnen ihre Angestellten sind, da das Hausbesorgergehalt in den Betriebskosten, für die MieterInnen aufkommen müssen, enthalten ist“ (ebd.: 134). Auch ich konnte während meiner Beobachtungen feststellen, dass die Abschaffung der HausbesorgerInnen tatsächlich wie eine Bedrohung der eigenen Existenz auf viele alte Menschen wirkte, auch wenn mit der Abschaffung des Gesetzes nicht sofort alle HausbesorgerInnen ihre Arbeit aufgaben.

Die Ergebnisse der zitierten Studie aus dem Jahr 1999 scheinen heute noch immer gültig zu sein, zumindest werden sie in den Gesprächen, die ich im Sandleitenhof geführt habe, bekräftigt. So sagte zum Beispiel die von mir interviewte Hausbesorgerin (Interview B 2009: 9: 23-27):

„Also ich hab wieder so das Gefühl, dass es ihnen lieber ist, das da jetzt die Hausbesorgerin anruft oder so. Ja, die erzählen einem das, aber dann ist ihnen recht. Also was weiß ich, sie haben einen Lärm gehört, und wenn ich dann sag, warum habt ihr nicht die Polizei angerufen, weil wenn ich das nicht höre, werde ich nicht wo anrufen“.

Die Aussage bestätigt, dass sich die BewohnerInnen sogar oft zurücklehnen und darauf vertrauen, dass die Hausbesorgerin das schon richten wird.

Zu Klagen über Fehlverhalten anderer MieterInnen meinte dieselbe Hausbesorgerin (Interview B 2009: 10: 4-5):

„Da ist ein Lärm oder die haut den Mist weg, warum gehen sie ned selber, ich mein wenn ich daneben wohne und das stört mich, dann sag ich es denen“.

Auch diese Aussage verdeutlicht die passive Haltung vieler MieterInnen.

HausbesorgerInnen gelten auch immer wieder als wichtige Referenz, sodass der Eindruck entsteht, wenn man der gleichen Meinung ist wie einE HausbesorgerIn, dann wird die eigene Aussage damit legitimiert. Das wurde auch mir gegenüber von einem paschtunischen Mieter thematisiert. Er erklärt, dass nicht nur er, sondern auch die Hausbesorgerin Probleme mit anderen MieterInnen hatte:

„Die [Anm.: Nachbarn] mögen uns nicht, das ist alles. Sonst hab ich mit niemandem ein Problem. Ich leb schon seit 5 Jahren hier, aber das Problem ist, ich bin nicht der einzige. Also meine Hausbesorgerin, die war 15 Jahre hier Hausbesorgerin, die hat mir erzählt sie ist bis zum Gericht gegangen, überall hin und her aber hat leider nichts genützt“ (Interview C 2009: 1: 18-22).

Hier zeigt sich sehr gut, wie die Identifizierung mit der zuständigen Hausbesorgerin durch die Wortwahl „meine Hausbesorgerin“ deutlich wird.

Alle frühere Kritik über unzuverlässige HausbesorgerInnen scheint heute vergessen, denn sie gelten heute fast immer als Symbol für Ordnung und Frieden wie das folgende Zitat beweist:

„Früher hat man einfach den Hausmeister geholt, dann war wieder Ordnung“ (Protokoll 7 2009: 6: 27).

Da wundert es nicht, wenn bei der 2010 in Wien durchgeführten Volksbefragung mehrheitlich (84 Prozent) mit "Ja" für die Wiedereinführung der Hausbesorgerinnen und Hausbesorger gestimmt wurde (vgl. Stadt Wien, Politik und Verwaltung 2011).

3.2.5. MieterInnenbeirat

Nach der Gründung von dem Unternehmen „Wiener Wohnen“ 1996 und der damit verbundenen Abschaffung der WohnungsinspektorInnen und der Abschaffung des Hausbesorgergesetzes 2000 hatten einige MieterInnen den Eindruck, dass nun niemand mehr „im Bau“ für sie da war. Immer mehr Jungfamilien, oft mit Migrationshintergrund, zogen in die Gemeindebauten. All das machte und macht noch heute vielen alteingesessenen MieterInnen Angst. Ein funktionierender MieterInnenbeirat, zur Unterstützung des Miteinanders im Gemeindebau, ist daher von großer Bedeutung. Leider gibt es nicht in allen Gemeindebauten Menschen, die sich für diese unbezahlte Arbeit zur Verfügung stellen.

Was ein MieterInnenbeirat ist und welche Aufgaben er hat, ist im MieterInnenmitbestimmungsstatut geregelt. Die Organe der MieterInnenmitbestimmung in

Gemeindebauten sind die MieterInnenversammlung und der MieterInnenbeirat. Zu den wichtigsten Aufgaben des MieterInnenbeirates zählt es, Anliegen der MieterInnen gegenüber der Wohnhausverwaltung „Wiener Wohnen“ geltend zu machen. In Fällen, wo noch kein MieterInnenbeirat besteht, ist die MieterInnenversammlung zur Wahl des MieterInnenbeirates von „Wiener Wohnen“ einzuberufen und zu leiten (vgl. Stadt Wien, Mietermitbestimmung 2011).

Der MieterInnenbeirat im Sandleitehof bestand 2009, also zum Zeitpunkt meiner Feldforschung, aus lediglich 5 Menschen. Ein Mitglied kam aus einem Land des ehemaligen Jugoslawien, die anderen vier waren ohne Migrationshintergrund. Wie wenig 5 gewählte VertreterInnen für über 4.000 BewohnerInnen sind zeigt der Kontrast mit den gewählten VertreterInnen einer vergleichbar großen Gemeinde auf: Laut Oberösterreichischer Gemeindeordnung §18 beträgt in einer Gemeinde mit bis zu 4.500 Einwohnern die Anzahl der Mitglieder des Gemeinderates 25, ab 4.501 EinwohnerInnen sind es bereits 31 GemeinderätInnen. Durch diesen Vergleich wird deutlich, dass mit über 4.000 BewohnerInnen des Sandleitenhofes der MieterInnenbeirat deutlich unterbesetzt ist. Der/die BürgermeisterIn in einer gleichgroßen hypothetischen Gemeinde in Oberösterreich wäre bereits dienstfrei gestellt, wäre also hauptberuflich BürgermeisterIn. Auch in einem Betrieb kommt es bei solchen Größen zu Dienstfreistellungen von gewählten VertreterInnen der Belegschaft. Bei einer Betriebsgröße von über 3.000 Angestellten müssen auf Antrag des Betriebsrats drei Betriebsräte unter Weiterzahlung des Entgelts freigestellt werden (vgl. Arbeiterkammer 2009). Es gab im Sandleitenhof zum Erhebungszeitpunkt auch keineN JugendvertreterIn.

Trotzdem werden an die MieterInnenbeiratInnen hohe Erwartungen gestellt, so berichtet etwa Frau Casagrande, Vorsitzende des MieterInnenbeirates im Sandleitenhof, etwas klagend über die Attitüde mancher MieterInnen:

„Als ich angefangen habe, war alles noch einfach. Jetzt gibt’s viele die sich wünschen, dass ich wie ein Blockwart von Tür zu Tür gehe und Leute ermahne. Zuerst bin ich oft down, dann ist es aber eine Herausforderung. Oft haben Leute den Eindruck, sie können jetzt bei mir alles abladen, und dann lös ich alles“ (Protokoll 4 2009: 2: 4-9).

Sie verrät aber auch ein Rezept, wie sie mit ihrer Aufgabe als Mietervertreterin umgeht:

„Wie man mit den Leuten umgeht, es darf kein Herr-und-Knecht-Verhältnis²⁵ sein“ (Protokoll 4 2009: 2: 24-25).

²⁵ Im Zitat umgangssprachlich gebraucht, wurde der Begriff der „Knechtschaft“ vom Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel in die politische Philosophie eingeführt und spielt seither eine zentrale Rolle bei Analyse von Machtverhältnissen, sowohl bezogen auf die Interaktion zwischen zwei oder mehreren Personen als auch in gesellschaftlicher Perspektive.

In Abgrenzung zur Gebietsbetreuung betont Frau Casagrande:

„Der Mieterbeirat wird oft bei zwischenmenschlichen Problemen gerufen. Der Mieterbeirat besteht allerdings aus ganz gewöhnlichen Mietern. Also keine Pädagogen, keine Psychologen, keine Sozialarbeiter. Dafür gibt es die Gebietsbetreuung“ (Protokoll 4 2009: 3: 18-21).

Sie versucht also die Rolle der einzelnen MieterInnenbeiratInnen auf die Vertretungstätigkeit zu fokussieren um Verwechslungen mit anderen Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten zu vermeiden.

Frau Casagrande, Vorsitzende des MieterInnenbeirates, betont immer wieder, dass der MieterInnenbeirat nichts Außergewöhnliches ist:

„Wie ein Klassensprecher ein ganz normaler Schüler ist, sind wir normale Mieter. Ein Klassensprecher schreibt auch nicht in der Pause auf, wer schlimm war und ein Mieterbeirat ist kein Blockwart²⁶“ (Protokoll 4 2009: 4: 4-7).

Die hohen Erwartungen an Mitglieder des MieterInnenbeirates erklären zum Teil, warum das Interesse an Engagement in Vertretungskörpern kontinuierlich sinkt. Während sich kaum jemand selbst engagiert, möchten doch alle gut vertreten werden, so meint etwa der Wiener Soziologe Oliver Schrader (1998: 33): „Mitbestimmung ist eine Frage des Aufwands – der Verschleiß an Zeit, Geld und Nerven gegen den absehbaren Gewinn von Wohnzufriedenheit und Wohnqualität stellt“. Diesen Aufwand leisten sich kaum Berufstätige, so sind viele MieterInnenbeiräte unterbesetzt oder voll mit „alt-österreichischen“ PensionistInnen. Dies ist keine Kritik am ehrenamtlichen Engagement von PensionistInnen, sondern eine Feststellung über die wenig repräsentative Zusammensetzung von einigen MieterInnenbeiräten.

Aus diesem Grund startete die Stadt Wien im Mai 2007 eine Initiative zur Unterstützung der Wiener MietervertreterInnen. Neben der kontinuierlichen Ausweitung der Vernetzung und Kooperation gibt es auch seit 2009 ein spezielles und kostenloses Kursangebot für MieterInnenbeiräte (vgl. Wohnservice Wien GmbH 2009: 12).

Im Sandleitenhof besteht 2009 eine Mischform aus Hausbetreuungsfirmen, die für die Reinigung und Pflege verantwortlich sind, und HausbesorgerInnen. Damit die kleine Gruppe der 5 MieterInnenbeiratInnen überhaupt die Möglichkeit hat zu erfahren, was gerade in dem riesigen Wohnbau Sandleitenhof los ist, wurde von Frau Casagrande ein Koordinationstreffen der vier mal größeren Gruppe der 20 HausbesorgerInnen eingerichtet, an dem MieterInnenbeiratInnen teilnehmen. DI Smetana, Auftragnehmer der GBWohn 14_15_16, stellt dazu erfreut fest:

„Es gibt von Frau Casagrande initiiert regelmäßige Treffen zwischen Mieterbeirat und Hausbesorgern sowie Gebietsbetreuung. Derzeit gibt es im Sandleitenhof sowohl noch circa 20 Hausbesorger, mit Wohnung direkt

²⁶ Der Ausdruck Blockwart wurde in der Zeit des Nationalsozialismus von der Bevölkerung zumeist als Sammelbegriff für rangniedrige Funktionäre der NSDAP wie auch ihrer Nebenorganisationen benutzt.

im Bau. Aber auch bereits ausgelagerte Hausbetreuung durch Reinigungsfirmen. Zu den monatlichen Treffen kommen circa 10 - 12 Hausbesorger regelmäßig. Laut Frau Casagrande sind diese Treffen deshalb so notwendig, weil nicht alle 4.500 Mieter regelmäßig zum Mieterbeirat kommen und mitteilen was nicht in Ordnung ist. Die Hausbesorger allerdings registrieren vieles und können es ihr mitteilen“ (Protokoll 5 2009: 3: 29-35).

3.3. Gebietsbetreuung für Städtische Wohnhausanlagen²⁷

Eine weitere wichtige Rolle bei der Verbesserung der Wohnzufriedenheit in Wiener Gemeindebauten kommt den Gebietsbetreuungen zu.

3.3.1. Aufgaben der Gebietsbetreuung für Kommunalwohnungen

Die Gebietsbetreuungen sind Serviceeinrichtungen der Stadt Wien der Geschäftsgruppe „Wohnen, Wohnbau und Stadterneuerung“, die im Auftrag der Magistratsabteilung 25 „Stadterneuerung und Prüfstelle für Wohnhäuser“ Abteilung Dienststellenleitung von privaten AuftragnehmerInnen geführt werden. Die Gebietsbetreuungen für die städtischen Wohnhausanlagen verstehen sich als MittlerInnen und Drehscheibe, die Kommunikationsprozesse initiieren und Menschen bei der Lösung von Problemen in ihrem Wohnumfeld unterstützen. Sie stehen als niederschwellige Anlaufstelle allen BewohnerInnen städtischer Wohnhausanlagen gleichermaßen offen. Dass solche Gebietsbetreuungen bereits 1973/74 eingeführt wurden, mit dem Ziel der kompensatorischen Förderung sozial benachteiligter Gruppen, war stadtplanerisch innovativ, auch wenn die Umsetzung nicht immer zu erhöhter Teilhabe führte (vgl. Kainrath 1985: 85).

Als bezirksbezogene Einrichtungen stellten die Gebietsbetreuungen ein umfassendes Informations- und Beratungsangebot zu Fragen des Wohnens, des Wohnumfeldes, der Infrastruktur, der Stadterneuerung, des Gemeinwesens und des Zusammenlebens in den Betreuungsgebieten zur Verfügung. Zusätzlich wurde diese vielseitige Leistungspalette durch ein spezielles Serviceangebot für den Bereich der städtischen Wohnhausanlagen und deren BewohnerInnen ergänzt. Entsprechend den Erfordernissen der einzelnen Bezirke und Gretzeln²⁸, sowie den Aufgabenschwerpunkten „Stadterneuerung und städtische Wohnhausanlagen“ werden in den einzelnen Gebietsbetreuungslokalen unterschiedliche Dienstleistungen angeboten (vgl. Gebietsbetreuung 2009a).

²⁷2010 umbenannt in „wohnpartner - Nachbarschaftsservice im Wiener Gemeindebau“, als Servicestellen für MieterInnen von Gemeindewohnungen zur Erhöhung der Wohnzufriedenheit und zur Vermittlung in Nachbarschaftskonflikten.

²⁸ Umkreis, eigene Gegend, Teile von Wohnbezirken. Ein Gretzel umfasst meist mehrere Häuserblöcke, jedoch gibt es für diese kleinsten städtischen Einheiten keine offiziellen Grenzziehungen. Ein Bezirksteil kann mehrere Gretzel umfassen (vgl. Wehle, 1980:145).

2008 wurden von den Gebietsbetreuungen wienweit 690 Konfliktmoderationen und 82 Mediationen durchgeführt (vgl. Wohnservice Wien GmbH 2009: 18). Generell werden bei den Konfliktvermittlungen, die von der Gebietsbetreuung durchgeführt werden, zusätzlich zur Konfliktursache noch folgende statistische Daten aufgenommen: Zahl der Parteien und der Personen, die am Konflikt beteiligt sind, betroffener Gemeindebau, Dauer der Konfliktbearbeitung und die Anzahl der stattgefundenen Konfliktgespräche (vgl. Protokoll 6 2009: 2: 25-27).

Eine europaweite Ausschreibung ist Voraussetzung für die Beauftragung der Gebietsbetreuungen. Die Ermittlung der BestbieterInnen erfolgt durch eine Vergabekommission der Stadt Wien. In Arbeitsrahmenprogrammen werden die Grundzüge der Gebietsbetreuungstätigkeit auf der Basis von periodisch stattfindenden Arbeitsgesprächen zwischen der Geschäftsgruppe „Wohnen, Wohnbau und Stadterneuerung“, der Wohnhäuserverwaltung „Wiener Wohnen“, der Wohnbauforschung, der Magistratsdirektion „Stadtbaudirektion Gruppe Hochbau“, Magistratsdirektion „Stadtbaudirektion Geschäftsstelle Infrastruktur und Stadterneuerung“ sowie der Magistratsabteilung 25 „Stadterneuerung und Prüfstelle für Wohnhäuser“ festgelegt.

Die Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen für die Bezirke 14, 15 und 16 (GBwohn 14_15_16), also die Gebietsbetreuung in deren Zuständigkeit auch der Sandleitenhof fällt, wird von einem, im Rahmen einer europaweiten Ausschreibung ermittelten, AuftragnehmerInnenteam „Arbeitsgemeinschaft Kaitna/Smetana – Ehmayer – Lacina“ geführt. Auf ihrer Homepage stellt sich die Arbeitsgemeinschaft wie folgt dar: „Wir sind die Anlaufstelle für wichtige Fragen der Bewohnerinnen und Bewohner städtischer Wohnhausanlagen. Wir fördern die Kommunikation auf allen Ebenen und verstärken die Bildung einer tragfähigen und vielfältigen Gemeinschaft. Dazu bieten wir Auskunft und Beratung zu den Themen Wohnen und Zusammenleben im Gemeindebau, vermitteln bei Konflikten und unterstützen bei Projekten und Initiativen. Besonderes Augenmerk legen wir dabei auf kreatives Handeln, Kultur und Freiräume“ (vgl. Gebietsbetreuung 2009b). DI Kurt Smetana (Protokoll 5 2009: 3: 23-27), Architekt und einer der Auftragnehmer, fasst die Aufgaben bei unseren Gesprächen zusammen:

„Die Gebietsbetreuung kann bei verschiedenen Problemen helfen. Bei baulichen, bei Nachbarschaftskonflikten oder bei Problemen mit dem Freiraum. Es gibt immer Probleme, die einen fühlen sich gestört, die anderen fühlen sich eingeschränkt, das skizziert die Lage. Die Gebietsbetreuung würde auch gerne Konflikte im Vorfeld behandeln, also Konfliktprävention betreiben“.

Mag. Christian Srienz (Protokoll 6 2009: 3: 12-15), fachlicher Mitarbeiter der GBwohn 14_15_16, meint dazu:

„Konflikte dienen der Gebietsbetreuung oft als Türöffner für weitere Projekte oder Präventionsarbeit in einem Gemeindebau da sie einen Erstkontakt darstellen. Präventionsarbeit ist zum Beispiel Gemeinwesenprojekte mit Kindern und Jugendlichen sowie Aufbau von Mieterbeiräten“.

Diese Rahmenvorgaben machen einerseits deutlich, dass die Gebietsbetreuungen nicht für alle Anliegen, Wünsche und Beschwerden, die an sie herangetragen werden, zuständig sein können. Andererseits zeigen sie das erklärte Ziel, die Eigenverantwortung zu stärken und die Möglichkeit zu gewährleisten, dass die einzelnen Gebietsbetreuungen ihre jährlichen Arbeitsschwerpunkte als niederschwellige Serviceeinrichtung bedarfsorientiert den jeweiligen bezirks- und gretzelbezogenen Erfordernissen anpassen können (vgl. Gebietsbetreuung 2009c).

Allgemein legt die GBwohn 14_15_16 ihren Arbeitsschwerpunkt auf „Konfliktvermittlung“; ein Thema das für die Diplomarbeit relevant ist. Zu diesem Zweck wurde auch ein Folder, in dem die Angebote und Abläufe in der Konfliktvermittlung erklärt werden, entwickelt.

Die GBwohn 14_15_16 hatte zum Zeitpunkt meiner Datenerhebung (2009) eine türkischsprachige Mitarbeiterin, und eine Mitarbeiterin mit Migrationshintergrund aus Ex-Jugoslawien war zum Erhebungszeitpunkt in Karenz. Laut Mag^a Angelika Weibold (vgl. Protokoll 3 2009), fachliche Mitarbeiterin der GBwohn 14_15_16, ist der Zugang zu den BewohnerInnen über eine gemeinsame Muttersprache bei der Konfliktvermittlung, aber auch bei der Konfliktprävention, sehr hilfreich.

Es kommt auch immer wieder vor, dass ÖsterreicherInnen ohne Migrationshintergrund die Gebietsbetreuung als ihre Servicestelle ansehen und daher sehr selbstbewusst auftreten, während Menschen mit Migrationshintergrund oft annehmen, die Gebietsbetreuung sei ein Aufsichtsorgan von „Wiener Wohnen“ und sich daher bei ihren Anliegen eher als BittstellerInnen gegenüber dem Wohnungseigentümer sehen (vgl. Protokoll 3 2009). Eine mögliche Interpretation ist, dass die „Alt-ÖsterreicherInnen“ scheinbar besser über ihre Rechte im noch immer starken österreichischen MieterInnenschutz Bescheid wissen. Die „Neo-ÖsterreicherInnen“ scheinen hingegen gegenüber den vermeintlichen VertreterInnen der VermieterInnen eingeschüchtert.

3.3.2. Konfliktvermittlung im Gemeindebau durch die Gebietsbetreuung

Die MitarbeiterInnen der Gebietsbetreuungen für den Bereich städtische Wohnhausanlagen sind zu folgenden Arbeitsprinzipien und Haltungen verpflichtet (vgl. Gebietsbetreuung 2009d):

- Allparteilichkeit: Im Rahmen ihrer Tätigkeit sollen die GebietsbetreuerInnen eine neutrale Position einnehmen und nicht als Schiedsrichter auftreten. Dabei wird versucht, alle Konfliktparteien einzubeziehen, gleichwertig zu behandeln und bei Interessenskonflikten zu vermitteln.
- Umfassende Problemsicht: Die MitarbeiterInnen der Gebietsbetreuungen sollen, bei den an sie herangetragenen Problemen versuchen alle relevanten Faktoren in ihre Sichtweise einzubeziehen.
- Empowerment: Die BewohnerInnen werden in ihrer Eigenverantwortung ernst genommen. Die Beteiligten werden darin unterstützt, zur Lösung ihres Problems selbst beizutragen.
- Ergebnisoffene Prozesse: Die Gebietsbetreuungen können den Betroffenen keine vorgefertigten Lösungen anbieten. Der Ausgang eines Konflikts hängt immer auch von der Kooperationsbereitschaft und der Mitwirkung der Beteiligten ab.
- Weitervermittlung, Vernetzung und Kooperation: Im Bedarfsfall werden die BürgerInnen mit ihrem Anliegen an andere zuständige Einrichtungen weiter vermittelt. Die Gebietsbetreuungen beteiligen sich und sollen aktiv an Vernetzungs- und Kooperationsprojekten zur Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität mitwirken.

Einige dieser Arbeitsprinzipien lassen sich oft nur mit Anfangsschwierigkeiten umsetzen. Dies rührt unter anderem daher, dass die Konflikte oft über andere Stellen vermittelt werden und daher immer wieder die Allparteilichkeit der Konfliktvermittlung in Frage gestellt wird. Die betroffenen Konfliktparteien nehmen oft an, dass die KonfliktmittlerInnen der Gebietsbetreuung AußendienstmitarbeiterInnen der jeweils vermittelnden Stelle wären. Auch Violeta Hasanagic und Barbara Szerb-Mantel (2004: 31), beide waren Mediatorinnen beim Wiener Integrationsfonds²⁹, beschreiben diese Tendenz: „Als solche sehen uns viele Menschen als Beamte“. Eine Mitarbeiterin der Gebietsbetreuung in Floridsdorf, Claudia Mylius (2001: 7f.), kennt dieses Phänomen auch: „Obwohl die Gebietsbetreuung als unabhängige Stelle agiert, zeigt mir meine Erfahrung, dass sie von vielen Mietern nicht als unabhängige Stelle angesehen wird. (...) Dies mag in einigen Fällen daran liegen, dass die Gebietsbetreuung von den Konflikten über die Hausverwaltung Kenntnis erlangt. (...) genügt schon die Tatsache, dass die Gebietsbetreuung von dem Konflikt weiß zur Annahme, ihre Mitarbeiter wären von einer höheren Stelle geschickt um Ordnung zu schaffen“. Die beschriebene Annahme hat dann auch eine Auswirkung auf die Gesprächsbereitschaft und das Gesprächsklima zu Beginn einer Konfliktvermittlung.

²⁹ Der Wiener Integrationsfonds (WIF) wurde 2005 aufgelöst und die meisten ehemaligen WIF-Zuständigkeiten wurden der neu geschaffenen Magistratsabteilung 17, zuständig für Integration und Diversität, übertragen.

Von den 511 Fällen, die zwischen Juli 2008 und September 2009 an die GBwohN 14_15_16 herangetragen wurden, kamen 55 von „Wiener Wohnen“ (durch WohnberaterInnen oder über kaufmännische ReferentInnen), 8 von Bezirksvorstehungen, 18 von Stadtratbüros und 3 vom MieterInnenhilfetelefon (laut statistischen Aufzeichnungen der GBwohN 14_15_16). Die GebietsbetreuerInnen sind allerdings bereits beim Erstgespräch darum bemüht, rasch klarzustellen, dass sie nicht im Auftrag anderer Dienststellen arbeiten und auch keine Aufsichtsfunktion im Gemeindebau innehaben (vgl. Protokoll 3 2009: 2), um ein möglichst offenes Gesprächsklima zu gewährleisten.

Weiters ist es bei unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten besonders schwierig, sich an das Arbeitsprinzip Allparteilichkeit zu halten. Hasanagic und Szerb-Mantl (2004: 13) reflektieren dies in ihrer Arbeit kritisch: „Allparteilichkeit zu gewährleisten ist bei interkulturellen Mediationen noch schwieriger als bei intrakulturellen Mediationen. Die Gefahr der Identifizierung mit einer der beiden Konfliktparteien ist sehr groß“. Hasanagic und Szerb-Mantl (ebd.: 14) wollen damit die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der eigenen Identität betonen: „Die ethnische Zugehörigkeit beeinflusst die Wahrnehmung, die Deutung und das Verhalten von Menschen in jeder Situation“. Die beiden setzen sich in ihrer Arbeit als Mediatorinnen für Nachbarschaftskonflikte immer wieder mit dem Thema der Allparteilichkeit auseinander, und stellen fest, dass sie nicht vollständig allparteilich oder neutral arbeiten können: „da wir immer wieder, aufgrund des zwischen Zuwanderern und Zuwanderinnen und Alteingesessenen à priori herrschenden Machtgefälles zunächst einmal Empowerment der Zuwanderer und Zuwanderinnen betreiben“ (ebd.: 22). Dies bestätigt sich auch in den Aussagen von Mag. Srienz (Protokoll 6 2009: 2-3: 29-2), fachlicher Mitarbeiter aus der GBwohN 14_15_16:

„Dort wo türkische KollegInnen in GBs arbeiten trauen sich auch Menschen mit türkischem Migrationshintergrund eher zur GB zu kommen, reagieren schneller und leichter. Häufig passiert der Kontakt über die Kinder oder die Mütter. Menschen die einen Migrationshintergrund haben erwarten sich mehr Verständnis und Unterstützung bei MitarbeiterInnen mit Migrationshintergrund“.

Hier stellt das Kulturelle also eine besondere Herausforderung für die Konfliktvermittlung dar.

Der klassische Ablauf und das Setting³⁰ einer Konfliktvermittlung durch die Gebietsbetreuung beinhaltet folgende drei Schritte (vgl. Protokoll 6 2009: 2): Zuerst findet ein Erstgespräch mit der beschwerdeführenden Partei statt, idealerweise in einem Lokal der Gebietsbetreuung. Danach gibt es ein Erstgespräch mit der Partei, gegen die Beschwerde geführt wird,

³⁰Unter „Setting“ versteht man im Zusammenhang mit Konfliktschlichtungsansätzen die Festlegung der Rahmenbedingungen: Ort, Zeit, Übereinkunft über die teilnehmenden Parteien, sonstigen Personen und KonfliktmittlerInnen, vorgesehene Prozessschritte und verwendete Sprache(n).

idealerweise ebenfalls in einem Lokal der Gebietsbetreuung. Anschließend findet ein gemeinsames Gespräch aller betroffenen Parteien statt. Bei diesem Gespräch wird versucht den weiteren Konfliktmittlungsverlauf mit den betroffenen Parteien zu klären.

Allgemein sollte aber nicht vergessen werden, dass nicht alle GemeindebaubewohnerInnen miteinander streiten, wie Mag^a Angelika Weibold (Protokoll 3 2009: 3: 23-24), fachliche Mitarbeiterin der GBwohn 14_15_16, treffend formulierte:

„Es gibt viele denen geht’s gut, von denen hört und sieht die Gebietsbetreuung oder der Mieterbeirat nie was“. In der Diplomarbeit kommen allerdings nur Personen vor, die aufgrund einer Konfliktvermittlung mit der GBwohn 14_15_16 in Kontakt waren.

4. Das Fallbeispiel Sandleitenhof

Als Fallbeispiel habe ich für meine Erhebungen den Sandleitenhof gewählt, ein Gemeindebau im 16. Wiener Gemeindebezirk – Ottakring. Der Sandleitenhof spiegelt die Geschichte Wiens wider, beispielsweise wegen der Belagerung durch die Polizei während der Februarkämpfe 1934, des Einbaus einer katholischen Kirche während des Austrofaschismus, der Bombardierungen im 2. Weltkrieg, der Einquartierung russischer Truppen während der Besatzungszeit bis hin zur Sockelsanierung von 1996 – 1999 mit Dachgeschossausbau oder der Öffnung für nicht-österreichische StaatsbürgerInnen ab 2006. Zudem wurde die Architektur des Gebäudekomplexes sowohl von Otto Wagner³¹ wie auch von Camillo Sitte³² beeinflusst, wie die meisten Gemeindebauten in der Zwischenkriegszeit. Neben der offenen Bauweise dominiert im südlichen Teil die Blockverbauung.

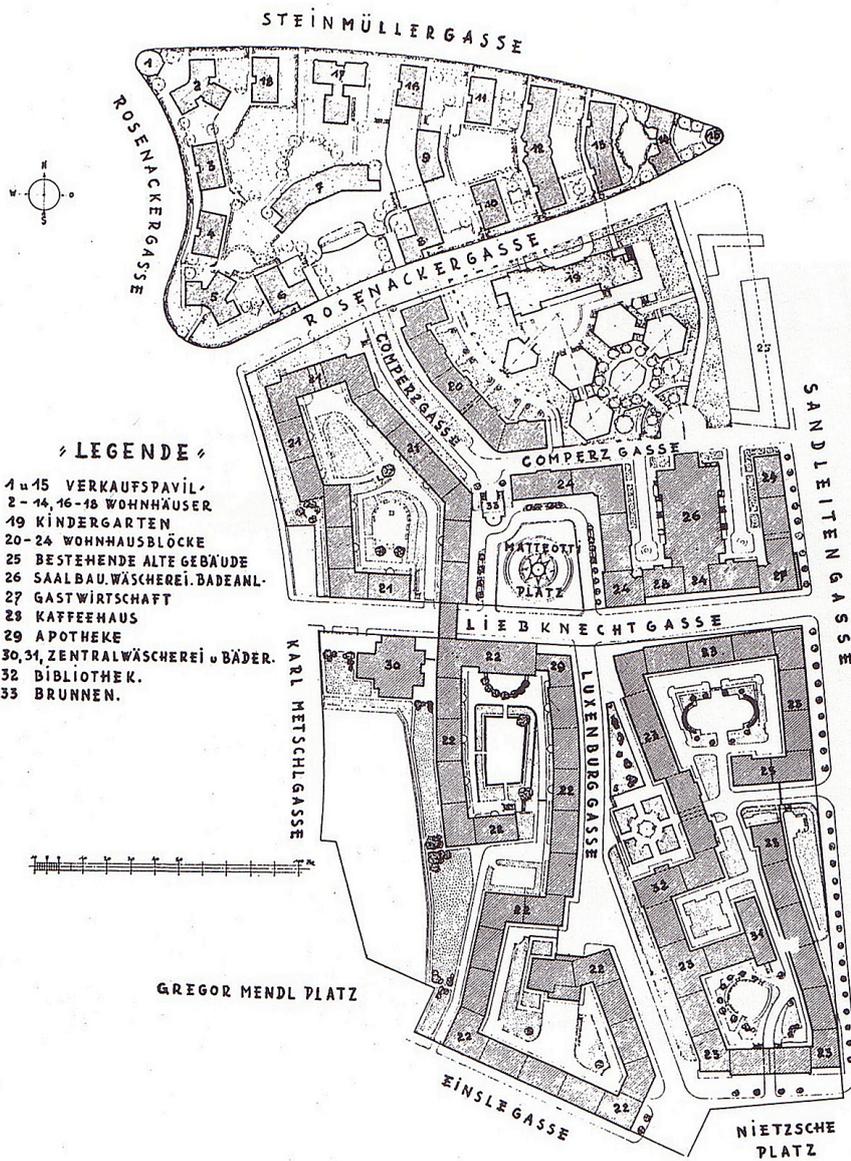
Unterschiedliche Bauperioden der Bauteile sind im Aussehen und in den Gestaltungsansätzen des Sandleitenhofes deutlich zu erkennen. Durch den städtebaulichen Wettbewerb wurden verschiedene Architekten mit dem Bau des Hofes betraut: Emil Hoppe, Hans Jaksch, Franz Krauß, Franz Matuschek, Otto Schönthal, Josef Tölk und Siegfried Theiß.

Insgesamt zeigt der Sandleitenhof eine abwechslungsreiche Struktur mit Plätzen, Toren, Durchgängen und Stiegenanlagen und schien mir daher als Archetyp für Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit ein geeignetes Fallbeispiel für meine Überlegungen zu interpersonellen Konflikten zwischen NachbarInnen im kommunalen Wohnbau.

³¹ Österreichischer Architekt und Stadtplaner (1841-1918) der Belle Epoque, auch einer der Urväter der neuen Sachlichkeit in der Architektur. Seine Jugendstilbauten prägen noch heute das Stadtbild Wiens.

³² Österreichischer Architekt und Stadtplaner (1843-1903), auch Kulturtheoretiker und Künstler. Er propagierte die Beachtung sozialer Bedingungen und die Verbindung mit künstlerischen Grundsätzen in der Stadtplanung. Neben zahlreichen Kirchen gehören zu seinen Werken vor allem Regulierungspläne und Bebauungspläne.

LAGEPLAN DER VOLKSWOHNHÄUSER XVI/BZ SANDLEITENGASSE



Lageplan der Wohnhäuser und Sozialeinrichtungen in Sandleiten: Kombinatorik von Urbanem und Sozialem
Kat. Nr. 3/5/17

Abbildung 2: Lageplan des Sandleitenhofes

QUELLE: HISTORISCHES MUSEUM DER STADT WIEN (1993: 94)

4.1. Vorgangsweise und Methode

4.1.1. Feldzugang

Vor dem ersten Besuch im Sandleitenhof selbst habe ich im August 2009 vorbereitende Gespräche mit MitarbeiterInnen der Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen für die Bezirke 14, 15 und 16 (GBwohn 14_15_16) durchgeführt, und habe mich vertraut gemacht mit der Arbeitsweise und den Arbeitsprinzipien sowie mit den gebräuchlichen Begriffsdefinitionen der Gebietsbetreuung.

Ich habe als teilnehmende Beobachterin zwei Veranstaltungen für BewohnerInnen im Sandleitenhof beigewohnt, dem Matteotiplatzfest³³ und einem Hofgespräch³⁴, das von der GBwohn 14_15_16 durch Mag^a Angelika Weibold und Mag. Christian Srienz moderiert wurde. Zudem habe ich mehrere Gespräche mit Einzelpersonen und Gruppen sowie fünf Leitfaden gestützte Interviews durchgeführt. Die gesamte qualitative Datenerhebung fand zwischen dem 14. August und dem 2. Oktober 2009 statt. Da meine teilnehmenden Beobachtungen keine lang angelegte Feldforschung waren, sondern kürzere, zielgerichtete, aufmerksame und systematische Beobachtungsphasen beinhalten, musste ich also im Voraus genau wissen, worauf ich achten wollte, um tatsächlich für die Forschungsfrage relevante Aussagen gewinnen zu können und nicht in einer Informationsflut „unterzugehen“. Aufgrund meiner Erfahrungen bei den Kontakten mit den BewohnerInnen des Sandleitenhofes habe ich meinen Interviewleitfaden zwischen den Aufenthalten und den Interviews überarbeitet.

Die Vorgehensweise und die Reihenfolge der verschiedenen Schritte wurden an die Bedingungen des untersuchten Feldes angepasst. Das bedeutet, dass ich mich nach dem Veranstaltungskalender des Sandleitenhofes und nach den geplanten Interventionen der GBwohn 14_15_16 gerichtet habe. Ich habe allen Interview- und GesprächspartnerInnen den geplanten Ablauf des gesamten Erhebungsprozesses offen gelegt, außer es handelte sich um sehr kurze, beiläufige Gespräche, die eine umfassende Erklärung nicht ermöglichten. Die Datenerhebung und die Auswertung waren ineinander verwoben, denn die theoretischen Vorannahmen beziehungsweise Sichtweisen über die BewohnerInnen und das Wohnklima im Sandleitenhof habe ich im Laufe des Erhebungsprozesses überprüft und gegebenenfalls neu formuliert. Ich ließ mich bis zu einem gewissen Grad von den ProtagonistInnen des untersuchten Feldes leiten. Hypothesen zu den bereits erhobenen Daten habe ich während des gesamten Beobachtungszeitraumes überprüft und nötigenfalls umformuliert. Dies hatte auch

³³ Jährliches Sommerfest im Sandleitenhof am Matteotiplatz (siehe dazu auch Kapitel 6.b.i).

³⁴ Von der Gebietsbetreuung eingeladenes Gespräch mit BewohnerInnen in einem bestimmten Innenhof des Sandleitenhofes.

Einfluss auf die Auswahl der nächsten InterviewpartnerInnen oder der nächsten Besuche im Sandleitenhof und diente dazu, diese Hypothesen zu bezweifeln, zu verändern oder zu bestätigen. Die Schlussfolgerungen entwickelten sich sozusagen während des Forschungsverlaufs und wurden bis zum Schluss meiner Beobachtungen und Gespräche einer Reflexion unterzogen.

Während meiner Aufenthalte und Beobachtungen im Sandleitenhof habe ich leitfadensorientierte Gespräche mit ProtagonistInnen geführt. Ich habe mich allerdings für eine sehr offene Variante entschieden und mich oft an der Logik der befragten Personen orientiert. Ziel dessen war es zu vermeiden, dass ich durch meine Wortwahl oder Lenkung etwas suggeriere, etwa durch die Benennung von Themen, die bei anderen Interviews als Konfliktthemen erwähnt wurden. Ich wollte dadurch die Terminologie und empirische Sicht der einzelnen Institutionen und Personen(gruppen) besser kennen lernen und die Problembeschreibungen und Zugänge durch die Erklärungen mit den Worten der ProtagonistInnen hören. Ich habe versucht, mich trotz des Leitfadens den AkteurInnen in einer freien Weise anzunähern und den Handelnden während der Gespräche einen Gestaltungsspielraum einzuräumen. Immer wieder habe ich Aussagen und Stellungnahmen der unterschiedlichen GesprächspartnerInnen gegenübergestellt und mich um eine Differenziertheit verschiedener Problemdefinitionen, Bedürfnisse und Sichtweisen bemüht.

Über das, was ich gesehen und gehört habe, was mir aufgefallen ist, habe ich sofort anschließend an die Aufenthalte oder Gespräche Gedächtnisprotokolle verfasst. Ich habe diese Form gewählt, um den Ablauf des Festes und des Hofgespräches nicht unnötig zu stören und um relativ spontan mit Menschen ins Gespräch kommen zu können. Während meiner Beobachtungen habe ich lediglich kurze Stichworte aufgeschrieben oder versucht aussagekräftige, wörtliche Zitate festzuhalten.

Die Form des Gedächtnisprotokolls bewirkte, dass meine Aufzeichnungen bereits bei der ersten Verschriftlichung in Episoden unterteilt waren. Hier bestätigte sich was Geertz (1987: 14) schon in „Dichte Beschreibung“ konstatierte, „dass nämlich, das was wir als unsere Daten bezeichnen, in Wirklichkeit unsere Auslegungen davon sind“. Diese Beobachtungseinheiten konnte ich den entsprechenden Kategorien meines Leitfadens zuordnen.

4.1.2. Datenerhebung und Auswahl der InterviewpartnerInnen

Zu Beginn der Datenerhebung standen erste Gespräche im Lokal der GBwohn 14_15_16 mit GebietsbetreuerInnen die zur Planung der weiteren Schritte dienten. Dort konnte ich vor allem auch Daten zum Sandleitenhof sammeln, Interessantes zu den Konfliktvermittlungen und sonstigen Nachbarschaftsprojekten des Sandleitenhofes in Erfahrung bringen sowie die

Vorgehensweise bezüglich der Interviews vereinbaren. Die GBwohn 14_15_16, vor allem der für den Sandleitenhof zuständige Mitarbeiter Mag. Christian Srienz, half nicht nur bei Begriffsbestimmungen, sondern auch bei der Suche nach InterviewpartnerInnen. Aus der Datenbank zur Konfliktvermittlung wurden bereits abgeschlossene Fälle ausgewählt. Als abgeschlossen gelten jene Fälle, die entweder gelöst wurden oder bei denen bei zumindest einer Konfliktpartei keine Gesprächsbereitschaft (mehr) besteht, weil dadurch kein Auftrag mehr für die GBwohn 14_15_16 besteht. Parteien aus abgeschlossenen Fällen wurden von Herrn Mag. Srienz kontaktiert und angefragt, ob sie zu Interviews mit mir bereit wären. Jene die sich bereit erklärt haben, habe ich anschließend zur Terminvereinbarung kontaktiert. Dadurch wurde natürlich eine Vorauswahl für mich getroffen, die ich nicht beeinflussen konnte. Diese entscheidende Einschränkung versuchte ich zu kompensieren, indem ich bei den beiden Veranstaltungen im Sandleitenhof gezielt auf weitere potentielle GesprächspartnerInnen zugegangen bin.

Die Interviews fanden immer im Sandleitenhof statt, meist in den Wohnungen der Interviewten, daher waren oft PartnerInnen und Kinder bei den Interviews anwesend. Die Interviews wurden alle mittels Audioaufnahmen festgehalten und anschließend transkribiert. Da ich keine Diskus- oder linguistische Analyse geplant hatte, habe ich zwar wörtlich transkribiert, aber nicht lautsprachlich. Das gesprochene Wort wurde soweit möglich in der Hochsprache transkribiert, bei Fehlen einer direkten, wörtlichen Übersetzung ins Standarddeutsch wurde Dialekt angedeutet und mundartlicher Einschlag wurde mit transkribiert. Die Sprache wurde also leicht geglättet, das heißt dem Standarddeutsch angenähert. So wurde zum Beispiel aus „ich habe immer begrüßt, sie haben zurückbegrüßt“ ein „ich habe immer begrüßt, sie haben zurückgegrüßt.“ Da es mir vor allem auf den groben Inhalt des Gesprochenen ankam wurden Hintergrundgeräusche nicht vermerkt.

4.1.2.1. Teilnehmende Beobachtung

Die erste Veranstaltung, an der ich als Beobachterin teilgenommen habe, war das Matteottiplatzfest. Meine Teilnahme an den Festlichkeiten sollte dazu dienen, mir einen allgemeinen Eindruck zu verschaffen über die Atmosphäre im Sandleitenhof. Zudem vereinbarte ich am selben Nachmittag eine Führung durch den Sandleitenhof mit dem Architekten Kurt Smetana, der auch einer der Auftragnehmer der GBwohn 14_15_16 ist. Im Auftragszeitraum 2003 bis 2006 war DI Kurt Smetana Leiter der klassischen Gebietsbetreuung mit einem Betreuungsservice für städtische Wohnhausanlagen im 16. Bezirk. Am selben Tag hatte ich auch die Möglichkeit zu einem ausführlichen Gespräch mit der Vorsitzenden des MieterInnenbeirates, Dagmar Casagrande.

Die zweite Veranstaltung war ein Hofgespräch in einem Innenhof des Sandleitenhofes, zu dem von den zuständigen GebietsbetreuerInnen eingeladen wurde, eine genauere Darstellung zur Methode Hofgespräch findet sich im Kapitel 4.2.5.

4.1.2.2. Quantitative Daten

Schließlich habe ich noch eine Kooperationsvereinbarung mit der MA18-Stadtentwicklung und Stadtplanung, Referat Budget, Personal und Steuerung geschlossen. Zur Vervollständigung der qualitativen Datenbasis habe ich bei der MA 18 um Datenbestände der Bevölkerungsevidenz angesucht, um die Bevölkerungsstruktur im Untersuchungsgebiet empirisch abzusichern und diese den qualitativen Daten gegenüberstellen zu können. Die Stadt Wien, MA 18, hat mein Forschungsprojekt durch die Überlassung von ausgewählten stadtplanungsrelevanten Daten unterstützt. Dies geschah durch die Auswertung der Bevölkerungsevidenz (Stand März 2009) für das Untersuchungsgebiet Sandleitenhof anhand folgender Korrelationen:

- Häufigkeitsverteilung der Hauptwohnsitz-Melddauer
- Häufigkeitsverteilung der Hauptwohnsitz-Melddauer nach Staatsbürgerschaft
- Häufigkeitsverteilung der Hauptwohnsitz-Melddauer nach Geburtsland
- Alterskategorien nach Staatsbürgerschaft
- Alterskategorien nach Geburtsland
- Alterskategorien nach Geschlecht
- Geburtsland nach Geschlecht
- Staatsbürgerschaft nach Geschlecht
- Anteile an N-Personenhaushalten

4.1.3. Datenanalyse

Die Datenanalyse erfolgte, indem ich die Interviewtranskripte und Gedächtnisprotokolle einer Inhaltsanalyse unterzogen habe und ausgewertet habe, siehe dazu auch Mayring (2008). Ich habe also zuerst, um das Datenmaterial zu reduzieren, lediglich die inhaltstragenden Stellen aus den Interviews aufgelistet. Nachdem ich die Analyseeinheiten bestimmt hatte, konnte ich sie in vereinfachte, verkürzte Statements umwandeln, also Paraphrasen bilden. Diese Paraphrasen habe ich zur weiteren Reduktion anschließend generalisiert. Diese Schritte habe ich für jedes der Interviews gesondert durchgeführt. Die letzte Reduktion habe ich vorgenommen, indem ich die Generalisierungen aller Interviews gebündelt habe und aus ihnen Kategorien gebildet habe. In der Rücküberprüfung der zusammenfassenden Kategorien mit dem Ausgangsmaterial konnte ich feststellen, dass die Kategorien sehr ähnlich den

Kategorien des Leitfadens für die teilnehmende Beobachtung sind. Dazu kam es sicherlich zum Teil durch die von mir vorgegebene Struktur, in der ich immer nach den Gründen für Nachbarschaftsstreitigkeiten gefragt habe. Dass es sich immer um Beschwerden von BewohnerInnen handelte, geht aus der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen unter Heranziehung abgeschlossener Konfliktvermittlungen der GBwohn 14_15_16 hervor. Die von der GBwohn 14_15_16 vermittelten InterviewpartnerInnen haben sich alle zu einem gewissen Zeitpunkt an eine Stelle gewandt, die nicht direkt am Konflikt beteiligt ist und sind deswegen an die GBwohn 14_15_16 vermittelt worden. Ich habe also nur mit Menschen gesprochen, bei denen eine allparteiliche Konfliktmittlung versucht oder durchgeführt wurde. Dies führt zu Verzerrungen, denn längst nicht alle BewohnerInnen wenden sich an Außenstehende, wenn sie mit den NachbarInnen streiten, andere wiederum wenden sich direkt an die Polizei oder an AnwältInnen.

Aus den Interviews und Beobachtungen ergaben sich vier Themenbereiche, die immer wieder in allen Beobachtungen und Interviews vorkamen: Verunsicherung und Veränderung, Ordnung und Sitten, Lebensalter und pauschale Schuldzuweisungen an vermeintlich „Andere“. Ob diese Themen allgemeine Gültigkeit für Konflikte im Gemeindebau haben, kann aufgrund der Vorauswahl von GesprächspartnerInnen durch Vermittlung der GBwohn 14_15_16, die eine Verzerrung darstellt, nicht geklärt werden. Es handelt sich allerdings um Themen, die bei zahlreichen Abschlussarbeiten von Wiener Mediationsausbildungen vorkommen (vgl. Hasanagic/Szerb-Mantel 2004, Mylius 2001).

Bevor ich jedoch auf diese Daten genauer eingehe, möchte ich den Sandleitenhof näher vorstellen.

4.2. Der Sandleitenhof

4.2.1. Die Konzeption und Geschichte

Der Sandleitenhof wurde in den Jahren 1924 bis 1928 erbaut, historisch bedeutet das, dass der Sandleitenhof zu den ersten Gemeindebauten Wiens gehört. Im Kulturgüterkataster der Stadt Wien ist zum historischen Kontext der Erbauung von Gemeindebauten folgendes Vermerkt: „Nach dem Ende des 1. Weltkriegs wurde die Sozialdemokratie bestimmende Kraft im Wiener Rathaus. 1922 wurde Wien ein selbstständiges Bundesland. Damit war auch der Grundstein für das ‚Rote Wien‘ gelegt. Neben Reformen im Gesundheits- und Bildungswesen wurde 1923 ein umfangreiches Bauprogramm gestartet“ (vgl. Stadt Wien, Kulturgüterkataster 2009).

In Ottakring bestanden 1917 91,09% aller Wohnungen lediglich aus einem Kabinett³⁵ und zählten damit zur Gruppe der Kleinwohnungen. Weniger als 20% der Wohnungen hatten eine Küche, nicht einmal 1% der Wohnungen hatte ein eigenes Badezimmer, und die Toilette lag bei über 90% außerhalb der Wohnung, im Hof oder am Gang (vgl. Hautmann/Hautmann 1980: 100f.).

Trotz Wohnungsnot und der politischen Zielsetzung sehr schnell viele Wohnungen zu bauen, wurde im Sandleitenhof versucht Monotonie zu vermeiden, wie sie in Randgebieten zahlreicher europäischer Großstädte noch heute in Form von Plattenbauten anzutreffen ist. Die geschlossene Verbauung in S-Form wurde gewählt und um die Höfe und Plätze gelegt, die Bebauungslinien folgen ansonsten den topographischen Vorgaben (siehe Abb. 2, Seite 64). Auch im Übergang vom Sandleitenhof zu den angrenzenden Villen ist die geschlossene Verbauung in freistehende Häuser aufgelöst (vgl. MA 18 & 19 1998: 273). Der Sandleitenhof ist die größte kommunale Wohnhausanlage aus der Zwischenkriegszeit. Die Wohnhausanlage umfasste bei ihrer Eröffnung 1.587 Wohnungen.

Der Gemeindebau Sandleiten besteht aus 5 Bauteilen:

1. Bauteil – Sandleitengasse 43-47
2. Bauteil – Rosa-Luxemburg-Gasse 1-9, Matteottiplatz 1-6
3. Bauteil – Liebknechtgasse 36
4. Bauteil – Gomperzgasse 1-6
5. Bauteil – Rosenackerstraße 2-24, Steinmüllergasse

Der Kulturgüterkataster beschreibt die nicht nur für damalige Verhältnisse enormen Dimensionen des Sandleitenhofes, so heißt es: „Mit 1.587 Wohnungen stellt der Sandleitenhof die größte Wohnanlage des kommunalen Wohnbaues in Wien dar. Auf einer Gesamtfläche von 68.581 m² erstreckt sich der Sandleitenhof über mehrere Straßenzüge. Im Vergleich zu anderen Bauten handelt es sich beim Sandleitenhof aber um keine geschlossene, sondern um eine nach allen Seiten offene Wohnanlage. Es findet sich kaum strenge Trennung zwischen den Innenhöfen und der Straße“ (vgl. Stadt Wien, Kulturgüterkataster 2009).

Im Sandleitenhof gibt es zwar Bauteile mit klassischer Hofbebauung, aber auch Häuserzeilen sowie kleinere Einzelhäuser. Die Qualität der Wohnhausanlage übertraf die der Gründerzeithäuser³⁶ bei weitem. Zwar gab es nach wie vor keine Bäder in den Wohnungen,

³⁵ Kleines Nebenzimmer einer Wohnung.

³⁶ Wirtschaftliche Phase in Mitteleuropa des 19. Jahrhunderts vor dem Börsenkrach von 1873.

jedoch waren die Wohnungen größer, es gab Toiletten und der Hof war auch mit einem Tröpferbad³⁷ ausgestattet.

Der Sandleitenhof wurde entworfen, um den Menschen alles zu bieten, was sie zum Leben brauchen: „Es wurde gleichsam eine ‚Stadt für sich‘ errichtet, die dem Charakter des Stadtrandes angepasst war und deshalb auch den alten Flurnamen ‚Sandleiten‘ erhielt“ (Klusacek/Stimmer 2005: 169). Auch heute gibt es im Sandleitenhof noch Infrastruktur wie sonst nur für eigene Gemeinden üblich.

Im Sandleitenhof bildeten sich auch viele Zweige und Ortsgruppen von Organisationen, die den Menschen Gelegenheit geben sollten sich zu engagieren: „Die Gründung einer Vielzahl sozialistischer Vereine für alle möglichen Lebens- und Interessenslagen, zusammengefasst unter dem Motto ‚von der Wiege bis zur Bahre‘, war nicht zuletzt ein Reflex auf die Zuspitzung der politischen und ideologischen Konflikte nach dem Ende der Koalition³⁸ mit den Christlichsozialen 1920“ (Brix/Richter 2000: 75). Die österreichische Schule des Marxismus, der so genannte Austromarxismus, war die dominierende Ideologie der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP)³⁹. Die Umsetzungsversuche dieser Schule des wissenschaftlichen Sozialismus beinhalteten auch umfassende Kulturarbeit: „Das wesentliche Merkmal der austromarxistischen Kulturarbeit lag in der Vermischung von Politik und Kultur durch ein kompliziertes Netzwerk von Organisationen, die das Ziel hatten, die Lebenswelt der Arbeiterklasse zu verändern. Kulturarbeit wurde in diesem Sinn als wichtiges Instrument des Klassenkampfes gesehen. Die zentrale Idee hinter dieser Haltung war, nicht nur die sozioökonomischen Verhältnisse als Rahmenbedingungen des Arbeitslebens zu verändern, sondern vielmehr in den Privatbereich des Arbeiterlebens vorzudringen, abseits vom politischen Geschehen und vom Arbeitsplatz“ (Vaskovich 1998: 48).

Die politischen Erfolge der SDAP lassen sich auch mit dem Eindringen von Parteistrukturen in alle Lebensbereiche erklären, wie Vaskovich (1998: 51) erläutert: „Die durch diese Organisationsdichte oft lebenslange Bindung an die Sozialdemokratische Bewegung führte zu einer stark emotionalisierten Bindung an die Partei“. Diese emotionale Identifikation mit einer Partei ist auch 2009 noch spürbar bei (ehemaligen) SPÖ-Mitgliedern im Sandleitenhof. Oft waren die hohen Erwartungshaltungen allerdings zum Zeitpunkt meiner Erhebungen bereits enttäuscht worden, siehe dazu auch Kapitel 6 dieser Arbeit.

³⁷ In Wien eine öffentliche Badeanstalt mit Dusch- oder Wannenbädern, die vor allem den Unterschichten die Möglichkeit zu regelmäßiger Körperpflege bieten sollte (vgl. Wehle 1980:275).

³⁸ Ende der großen Koalition (1918 - 1920) des Kabinetts von Staatskanzler Dr. Karl Renner.

³⁹ Die SDAP gab es von ihrer Gründung 1888 bis sie 1934 im Austrofaschismus verboten wurde. 1945 wurde als Nachfolgepartei die SPÖ gegründet.

Die Zeit der friedlichen Erbauung des Sandleitenhofes fand mit Ausbruch der Februaraufstände sein Ende. Während der Februarkämpfe 1934 spielte der Sandleitenhof zwar eine Rolle, blieb aber weitestgehend unversehrt. Die bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen dem republikanischen Schutzbund⁴⁰ der SDAP und der austrofaschistischen Heimwehr⁴¹ der in Österreich regierenden Christlichsozialen Partei⁴², werden für die Umgebung des Sandleitenhofes so beschrieben: „In Ottakring sammelten sich die Gruppen von Schutzbündlern in Sandleiten und im Arbeiterheim⁴³. (...) Um die Mittagszeit des 12. Februar versuchte die Polizei in Sandleiten einzudringen, wurde jedoch mit Schüssen zurückgewiesen. (...) Um 16 Uhr erhielten in der Rossauer Kaserne das I. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 3 und die Gebirgskanonenbatterie 8 den Befehl, nach Ottakring zu marschieren und Sandleiten zu stürmen. Das waren zweihundert Soldaten mit vier Kanonen, mit acht schweren und zwei leichten Maschinengewehren sowie zwei Minenwerfern. (...) Die Kräfte der Polizei und des Bundesheeres waren zahlenmäßig und vor allem in der Bewaffnung weit überlegen. (...) [S]o wurde der Abzug beschlossen. Als die Polizei in den Morgenstunden des 13. Februar eindrang, gab es keinen Widerstand mehr“ (Klusacek/Stimmer 2005: 180f.). Durch den Verzicht auf Widerstand gegen die übermächtige staatliche Exekutive wurde dem Sandleitenhof eine Zerstörung erspart.

Trotzdem kam es zu Veränderungen im Sandleitenhof. So wurde 1993/36 zum Beispiel eine Kirche in Sandleiten als Teil des ständestaatlichen Reevangelisierungsprogramms errichtet. Diese Maßnahme war Teil einer sehr gezielten Politik, mit Hilfe derer das austrofaschistische Regime versuchte, die Sozialdemokratische Arbeiterschaft durch Kirchenbauten in Gemeindebauanlagen für die katholische Kirche⁴⁴ zurückzugewinnen (vgl. Podbrecky 2003: 116). Die der Kirche zumeist eher distanziert gegenüberstehenden ArbeiterInnen betrachteten dies allerdings als Provokation und gaben der Kirche den Spitznamen „Vater-Unser-Garage“. Auf der Website der Pfarre Sandleiten (2009) ist zu lesen: „Sandleiten hat ca. 8.000

⁴⁰ Die 1923/24 gegründete paramilitärische Organisation der SDAP.

⁴¹ Zusammenfassender Name für die freiwilligen, zunächst überparteilichen, Selbstschutzverbände, die sich unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg in den Bundesländern bildeten. Als bewaffnete bürgerliche Kampfbewegung bekannten sich ihre Führer zu den Grundsätzen des Faschismus, lehnten Demokratie und Parlamentarismus ab, forderten die Macht im Staat und traten für eine ständische Gliederung des Staats ein. Besonders in Wien und Niederösterreich war die Heimwehr eng mit den Christlichsozialen verbunden.

⁴² Die Christlichsoziale Bundesregierungspartei hatte auch die Exekutive, also Polizei, Bundesheer und Gendarmerie auf ihrer Seite.

⁴³ Das Arbeiterheim Ottakring in Wien wurde von 1905 bis 1907 von der Ottakringer Parteiorganisation der SDAP errichtet und fungierte bis zu seiner Zerstörung im Februaraufstand 1934 als wichtiges Veranstaltungs- und Kulturzentrum des 16. Wiener Gemeindebezirks.

⁴⁴ Die römisch-katholische Kirche in Österreich begrüßte den austrofaschistischen Staatsstreich. Diese Allianz zwischen Kirche und der autoritären Regierungsdiktatur wird auch als Klerikal-Faschismus bezeichnet.

Einwohner, davon 4.400 Katholiken. Als reine Arbeiterpfarre im Jahre 1939 gegründet, ist sie [die Kirche] dem Heiligen Josef, Schutzpatron der Arbeiter geweiht (Patrozinium: 1.Mai)“.

4.2.2. Die Wohninfrastruktur im Wandel

In der Wohnhausanlage Sandleiten wurde in den Jahren 1995 bis 1999 eine Sockelsanierung⁴⁵ durchgeführt. Neben der Neudeckung des Daches umfassten die Arbeiten auch die Erneuerung der Fenster und Türen und die Fassade erhielt eine Vollschutzwärmedämmung. Dadurch konnten die Heizkosten für die Mieterinnen und Mieter gesenkt werden, außerdem wurde die Siedlung an die Fernwärme Wien angeschlossen und mit 82 Aufzügen sowie einem neuen Spielplatz ausgestattet (vgl. Stadt Wien, Kulturgüterkataster 2009).

Die Konsequenzen der Sanierung wurden und werden nicht ausschließlich als positiv bewertet.

Im Sandleitenhof befinden sich noch heute zwei von der Caritas betreute Jugend-Wohngemeinschaften, zwei betreute Wohngemeinschaften für Menschen mit Behinderung, eine Zentralwäscherei, zwei Kindergärten, ein Theatersaal, eine städtische Bibliothek, eine Apotheke, ein PensionistInnenclub⁴⁶, ein Versammlungssaal, mehrere Geschäftslokale und Cafés. Es waren hier auch bis 2008 ein Postamt und bis 1995 ein Konsum⁴⁷.

Welche Infrastruktureinrichtungen im Sandleitenhof angesiedelt worden sind hing stark mit dem Bildungsanspruch der Stadtregierung und damit der SDAP zusammen. Am Beispiel Alkoholkonsum kann das deutlich gemacht werden. Alkoholismus stellte seit der Industrialisierung ein massives Problem der ArbeiterInnenklasse dar. Vor allem viele Arbeiter trieb es aus ihren Elendsunterkünften in Wirtshäuser, wo sie ihren kargen Lohn vertranken. Die Familien versanken dadurch noch tiefer im Elend. Getreu dem Ausspruch von Viktor

⁴⁵Das Wiener Wohnbauförderungs- und Wohnhaussanierungsgesetz (WWFSG) ermöglicht die Förderung der Sockelsanierung von bewohnten Wohnhäusern, in denen zumindest ein Drittel der Wohnungen der Ausstattungskategorie D (Wasser oder WC oder beides außerhalb der Wohnung) oder C (Wasser und WC in der Wohnung, aber kein Bad und keine Heizung) zuzuordnen sind. Im Rahmen der Sockelsanierung sind jedenfalls folgende Maßnahmen durchzuführen:

- notwendige Erhaltungsarbeiten an den allgemeinen Teilen (z.B. Fassadeninstandsetzung, Dachreparatur, Instandsetzen der Steigleitungen, Instandsetzen des Kanals, Tausch von Bleirohren in Trinkwasserleitungen)
- hausseitige Verbesserungsarbeiten soweit zweckmäßig und wirtschaftlich vertretbar (z.B. Aufzugseinbau, Einbau von Schallschutzfenstern, etc.)
- Standardanhebung von mindestens 20% der Wohnnutzfläche. Im Zuge der „Huckepacksanierung“ ist auch die Verbesserung von bewohnten Wohnungen möglich (vgl. wohnfonds_wien 2009).

⁴⁶Das Kuratorium Wiener Pensionisten-Wohnhäuser (KWP) betreibt vorwiegend in den Monaten Oktober bis Ende April 174 Pensionistenklubs in ganz Wien. Alle Wiener SeniorInnen sind eingeladen, diese Clubs zu besuchen.

⁴⁷Konsum war der Name einer österreichischen Konsumgenossenschaft. Dieses Großunternehmen des Einzelhandels gehörte bis zu seiner Insolvenz 1995 seinen Mitgliedern. Da die 700.000 GenossenschaftlerInnen in der Mehrzahl zur Kernschicht der SPÖ gehörten, galt der Konsum, neben der Partei selbst und dem Gewerkschaftsbund, als die „dritte Säule der Arbeiterbewegung“ in Österreich. Konsumfilialen gab es in fast jedem Gemeindebau, zum Konzern gehörten Drogerien, Bäckereien und Fleischfabriken.

Adler⁴⁸: „Der denkende Arbeiter trinkt nicht und der trinkende Arbeiter denkt nicht“ (vgl. SPÖ Wien, Onlinelexikon 2009) gab es trotz zahlreichen Geschäftslokalen im Sandleitenhof kein Wirtshaus, sondern Kultur und Bildungseinrichtungen wie Theater, eine Bibliothek und den ersten Montessori⁴⁹-Kindergarten Wiens.

Nach dem zweiten Weltkrieg zogen viele junge Familien und treue GenossInnen⁵⁰ in den Sandleitenhof. Die überwiegende Mehrheit der MieterInnen hatte kleine Kinder. Konflikte und Unstimmigkeiten wurden direkt über die HausbesorgerInnen oder über die HausinspektorInnen ausgetragen. So berichtet eine ältere Frau in einem Gespräch, das ich mit ihr führte (Protokoll 2 2009: 1: 13):

„bei de Wickl⁵¹ ging's vor allem um B'soffene“

In den 1980er Jahren glich der Sandleitenhof allerdings wegen seiner überalterten Bewohnerschaft einer PensionistInnenwohnanlage. Mit der Sockelsanierung, also der Aufwertung der Bausubstanz, sowie der Renovierung und Zusammenlegung vieler Wohnungen, zogen viele neue MieterInnen in die vor der Sanierung leerstehenden Wohnungen des Sandleitenhofes.

4.2.3. Die demographische Zusammensetzung

Nach der Darstellung der historischen Entwicklung des Sandleitenhofes möchte ich nun auf die Bevölkerungsdaten zum Zeitpunkt meiner Erhebungen eingehen.

Durch das Vergabesystem von „Wiener Wohnen“, das Familien mit mehr Kindern einen größeren Wohnbedarf bescheinigt, zogen viele kinderreiche Familien, oftmals mit migrantischem Hintergrund, in die Wohnhausanlage. Durch diesen Neuzuzug ergaben sich neuartige Konflikte. Alteingesessene BewohnerInnen hatten den Eindruck, sie hätten es nach 40 und mehr Jahren im Gemeindebau verdient, eine schöne, große, renovierte Wohnung zu beziehen. Ich hörte mehrfach Klagen wie: „Stattdessen kamen ‚die‘ und nisten sich einfach in unseren Bau ein“. Tatsächlich ist es nach Beendigung der Sockelsanierung im Jahr 2000 wie schon erwähnt zu zahlreichen Neuzuzügen gekommen, wie Abbildung 3 zeigt. So leben von den heutigen BewohnerInnen circa 200 Menschen erst seit 2000 im Sandleitenhof. Im Frühjahr 2009 gab es nur mehr 44 Personen, die bereits über 40 Jahre im Sandleitenhof leben.

⁴⁸ Österreichischer Politiker und Begründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei sowie überzeugter Alkohol-Abstinenter.

⁴⁹Die Montessoripädagogik ist ein Bildungskonzept, das mit offenem Unterricht und Freiarbeit versucht, Kinder und Jugendliche als BaumeisterInnen ihrer Selbst zu unterstützen. PädagogInnen liefern dabei lediglich Hilfestellung für den autonomen Lernprozess.

⁵⁰Politische Form der Anrede unter SPÖ-Mitgliedern.

⁵¹Wienerisch für Streit, Konflikt (vgl. Wehle 1980: 287).

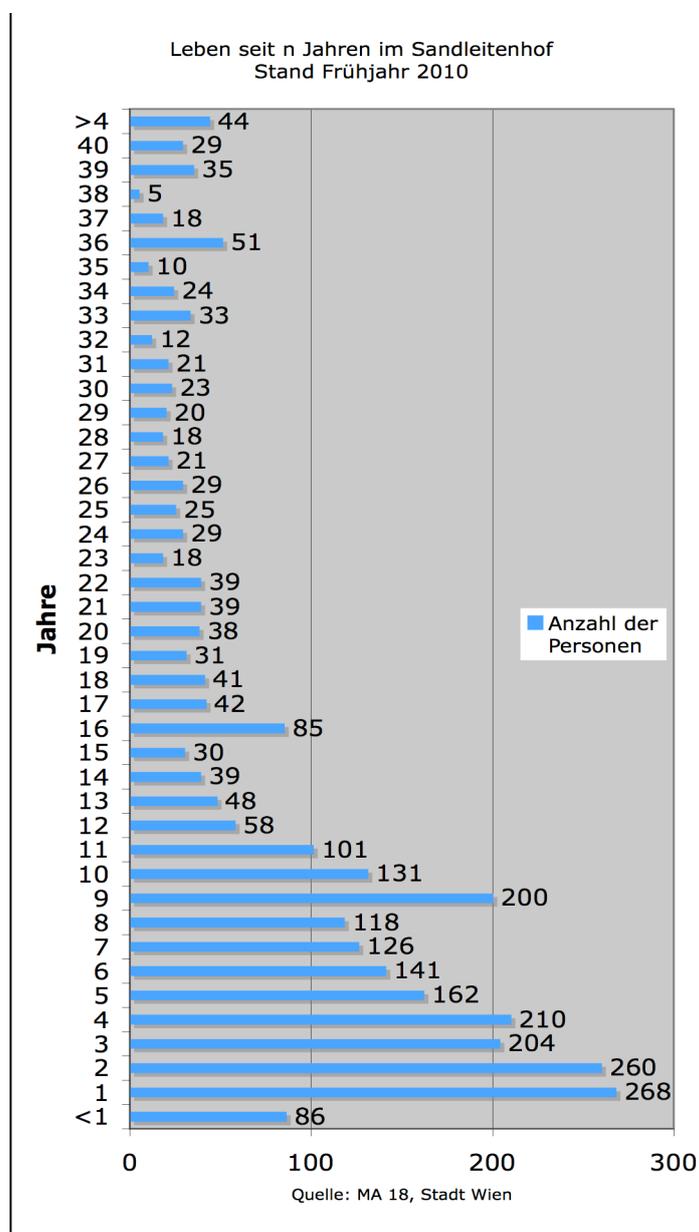


Abbildung 3: Wohndauer im Sandleitenhof
QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Um die Ängste und Sorgen der BewohnerInnen, auf die in den nächsten Kapitelabschnitten genauer eingegangen wird, in den Kontext der tatsächlichen Meldedaten zu stellen, möchte ich auch auf die demographische Zusammensetzung des Sandleitenhofes nach Herkunftsländern der BewohnerInnen eingehen.

Die im März 2009 im Sandleitenhof lebenden Hauptgemeldeten stammen aus etwa 70 Ländern, wobei die von der MA 18 übermittelten Zahlen Unschärfen bezüglich Jugoslawiens und den ex-jugoslawischen Republiken aufweisen:

Geburtsland	Geschlecht	
	M	W
Afghanistan	1	1
Ägypten	21	9
Albanien	0	1
Äthiopien	0	2
Belarus	1	1
Belgien	1	0
Bosnien und Herzegowina	28	25
Bulgarien	1	1
Bundesrepublik Jugoslawien	20	38
Burkina Faso	1	0
China	1	1
Côte d'Ivoire	1	0
ČSFR	8	10
Deutschland	14	14
Ehem. Jug. Rep. Mazedonien	1	0
Frankreich	4	1
Georgien	3	1
Ghana	4	6
Großbritannien	1	0
Guinea	1	0
Indien	6	12
Irak	3	0
Iran	2	2
Iran - Islamische Republik	1	1
Israel	1	2
Italien	4	1
Jamaika	1	0
Jugoslawien	39	44
Kambodscha	3	2
Kolumbien	0	2
Korea, Rep.	0	1
Kosovo	0	1
Kroatien	3	5
Libanon	1	0
Marokko	1	1

Mazedonien	9	11
Mazedonien, ehem. Jugoslawische Republik	6	8
Moldau	0	1
Mongolei	0	1
Neuseeland	0	1
Niederlande	1	0
Nigeria	1	0
Österreich	1050	1103
Peru	0	1
Philippinen	10	12
Polen	25	22
Portugal	0	1
Rumänien	5	12
Russische Föderation	4	6
Russland	1	1
Schweden	0	1
Schweiz	2	2
Serbien	8	17
Serbien und Montenegro	17	21
Singapur	0	1
Slowakei	3	9
Slowenien	6	0
Spanien	2	0
Südafrika	0	1
Sudan	0	1
Syrien, Arabische Republik	1	1
Thailand	1	0
Tschechien und Slowakei	0	1
Tschechische Republik	6	5
Tunesien	6	2
Türkei	60	59
Ukraine	0	4
Unbekannt	23	27
Ungarn	7	10
USA	1	0
Vereinigtes Königreich	1	0
Vietnam	2	0

Abbildung 4: Hauptgemeldete nach Geburtsland

QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Aus Abbildung 4 zeigen sich deutliche Häufungen. An erster Stelle steht unumstritten Österreich mit 2.153 Personen, die zweitgrößte Gruppe mit 119 Personen sind jene BewohnerInnen aus der Türkei. Da die Datenerhebung bezüglich Jugoslawien und den späteren ex-jugoslawischen Republiken segregiert ist, scheinen mehrere Herkunftsländer in

der Statistik auf. Zählt man alle BewohnerInnen zusammen die aus einem Land kommen, dass vor 1992 zu Jugoslawien gehörte, dann ergeben sich daraus sogar 301 Personen.

Außerdem kommen im März 2009 circa 54 verschiedene Staatsbürgerschaften (Unschärfen bezüglich Jugoslawiens und ex-jugoslawische Republiken) bei den BewohnerInnen vor. Dies sind also circa 20 Staatsbürgerschaften weniger als Geburtsländer. Dass überhaupt verschiedene Staatsbürgerschaften vertreten sind, resultiert daraus, dass erst seit 2006 Menschen mit nicht-österreichischen Staatsbürgerschaften in Wiener Gemeindebauten ziehen dürfen. Die größte Gruppe von nicht-österreichischen StaatsbürgerInnen kommt aus den Ländern des Balkans, die früher jugoslawische Teilrepubliken waren, wieder gefolgt von 60 türkischen StaatsbürgerInnen:

Staatsbürgerschaft	Geschlecht	
	M	W
Afghanistan	1	1
Ägypten	1	7
Albanien	0	1
Äthiopien	0	1
Belarus	1	1
Bosnien und Herzegowina	12	6
Bulgarien	0	1
China	0	1
Deutschland	3	4
Frankreich	1	1
Georgien	3	1
Ghana	1	0
Guinea	1	0
Indien	2	5
Irak	1	0
Israel	0	1
Italien	3	3
Jamaika	1	0
Jugoslawien	15	11
Kambodscha	0	1
Kanada	2	0
Kolumbien	0	1
Konvention	1	0
Kosovo	0	1
Kroatien	8	8
Mazedonien	9	8
Mongolei	0	1
Neuseeland	0	1

Niederlande	1	0
Nigeria	1	0
Österreich	1261	1329
Peru	0	1
Philippinen	7	5
Polen	11	13
Portugal	0	1
Rumänien	0	5
Russische Föderation	2	4
Schweden	1	0
Schweiz	1	1
Serbien	20	28
Serbien und Montenegro	20	20
Singapur	0	1
Slowakei	2	6
Slowenien	5	1
Spanien	1	0
Staatenlos	1	0
Syrien	0	1
Tschechische Republik	2	1
Tunesien	2	0
Türkei	25	35
Ukraine	0	2
Ungarn	2	3
Ungeklärt	3	4
Vereinigtes Königreich	1	0

Abbildung 5: Hauptgemeldete nach Staatsbürgerschaft

QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Die Haushaltsgrößen (gemeldete Personen pro Wohneinheit) variieren im Sandleitenhof von Ein-Personen-Haushalten (1.012 Ein-Personen-Haushalte) bis zu Neun-Personen-Haushalten (2 Neun-Personen-Haushalte):

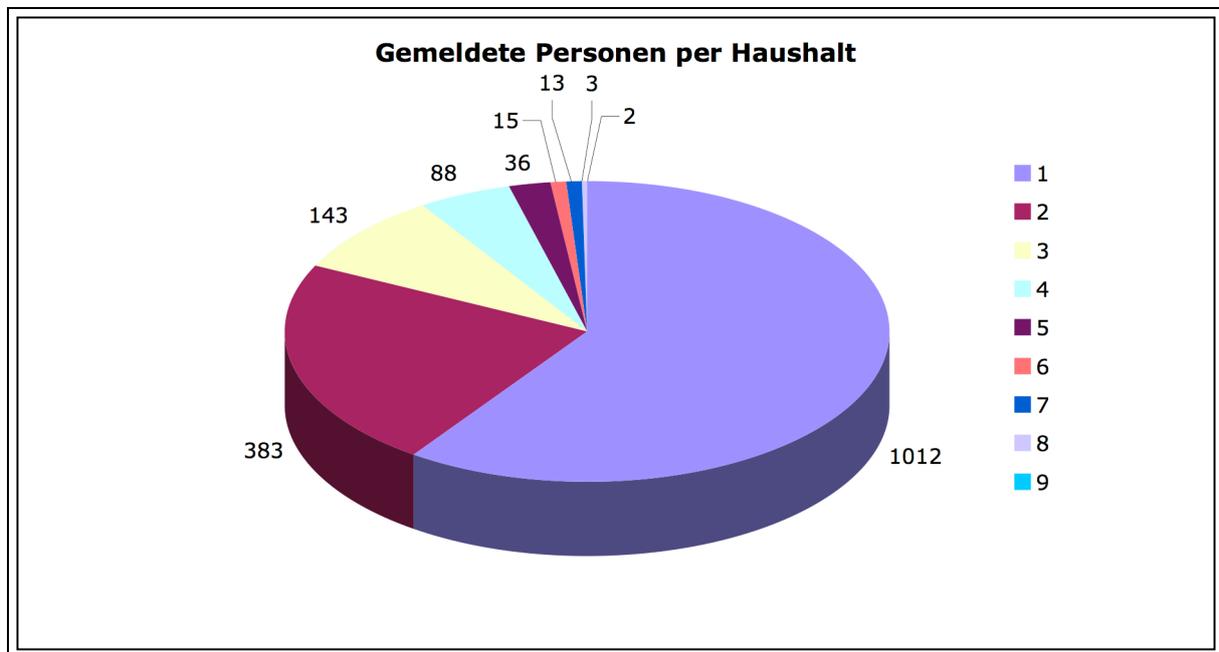


Abbildung 6: Gemeldete Personen per Haushalt
 QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Im März 2009 gab es darüber hinaus 15 Haushalte mit 6 gemeldeten Personen und 13 Haushalte mit 7 gemeldeten Personen. In der überwiegenden Mehrheit der Haushalte ist also lediglich eine Person gemeldet, gefolgt von 383 Haushalten in denen zwei Personen gemeldet sind.

Die Altersverteilung im Sandleitenhof war im März 2009 wie folgt:

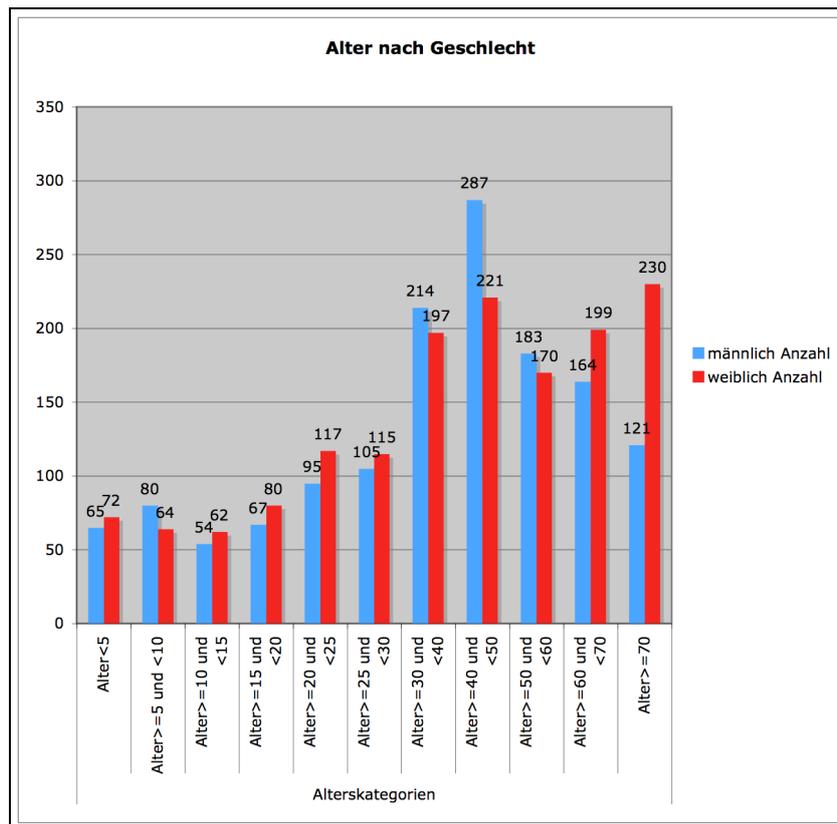


Abbildung 7: Alter der EinwohnerInnen nach Geschlecht

QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Über 350 gemeldete Personen waren also über 70 Jahre, davon fast doppelt so viele Frauen wie Männer, dagegen stehen 339 gemeldete Kinder unter 15 Jahren.

Frau Casagrande, die Mieterbeirätin, wohnt seit 2000, also nach der Sockelsanierung, im Bau. Sie erzählt aber aus den 1980er Jahren:

„Der Bau glich damals einem Altenheim, mein Vater lebte damals noch im Sandleitenhof. Es gab keine Kinder mehr, denn die Kinder der ersten Generation Mieter nach dem zweiten Weltkrieg sind ausgezogen aus dem Sandleitenhof. Die Wohnungen waren schließlich zu klein, um mehrere Familien darin zu beherbergen. Viele sind in den 1980er Jahren auch verstorben und Wohnungen standen leer. Die Enkelkinder wurden also woanders großgezogen. Heute sind einige Enkel zurück und leben, teilweise schon mit ihren Kindern, in den Wohnungen der Großeltern“ (Protokoll 4 2009: 4: 12-19).

Zusätzlich gibt es wie bereits beschrieben zahlreiche neue Familien mit Kindern.

4.2.4. Das Sozialleben

Durch die hohe Identifikation mit dem Gemeindebau (Vereine, Freizeiteinrichtungen, Geschäfte, alles findet sich im Bau, hätte man die „Stadt Sandleiten“ in der „Stadt Wien“ gar nicht verlassen müssen. Die MieterInnen wurden materiell und sozial vollends im Sandleitenhof versorgt), hatten und haben viele MieterInnen den Eindruck, der Sandleitenhof sei ihr Eigentum. Aufgrund dieses Gefühls wünschen sich viele BewohnerInnen natürlich

auch gefragt zu werden, oder sogar um Zustimmung gebeten zu werden, wer „zu ihnen in den Bau“ ziehen darf. Die Erlaubnis, Mietwohnungen an nahe Verwandte beziehungsweise allfällige Erben weiterzugeben, bzw. das Weitergaberecht im Todesfall des Hauptmieters oder der Hauptmieterin innerhalb der Familie sowie der umfassende MieterInnenschutz verstärken dieses Eigentumsgefühl sicherlich noch zusätzlich (vgl. Wiener Wohnen 2009d). Zu Beginn der Gemeindebauten gab es zu den Aneignungstendenzen noch strenge gegenläufige Kontrollen, wie Vaskovich (1998: 102) betont: „Einerseits förderten die geschützten und niederen Mieten und der relativ sichere Wohnanspruch die Entwicklung langfristiger Wohnperspektiven, in der sich die Gemeindewohnung als privater, ‚eigener‘ und insofern gestaltbarer und planbarer Lebensbereich abzeichnet. Andererseits verhindert die Gemeindeverwaltung (bewusst) das Aufkommen eines privaten Eigentumsgedankens, indem sie die Benützung einer Wohnung an bestimmte Normen und Regeln bindet, deren Einhaltung rigide kontrolliert wird“.

4.2.4.1. Matteottiplatzfest

Das Matteottiplatzfest ist ein jährlich stattfindendes Fest der SPÖ-Sektion Fuchsloch im Sandleitenhof. Das Sektionslokal der SPÖ befindet sich an der Straßenecke Liebknecht-Gasse und Rosa-Luxemburg-Gasse (siehe Abb. 2, Seite 57) im 16. Wiener Gemeindebezirk. Die Benennung der öffentlichen Straßenflächen ist hier besonders symbolträchtig. Giacomo Matteotti (1885-1924) war ein italienischer Politiker und Generalsekretär der Partito Socialista Unitario (PSU). Die Ermordung Matteottis durch italienische Faschisten gilt als Beginn der Diktatur Mussolinis. Karl Liebknecht (1871-1919) war ein prominenter internationalistischer Sozialist und Antimilitarist. Rosa Luxemburg (1871-1919) war eine bedeutende Vertreterin der europäischen Arbeiterbewegung und des proletarischen Internationalismus. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurden beide beim Spartakusaufstand⁵² getötet. Wie die Namensgebung schon verrät, wurde kein Zweifel zugelassen, dass der Sandleitenhof ein Ausdruck sozialistischer Vormacht im „Roten Wien“ ist.

Der Matteottiplatz ist während des alljährlich stattfindenden Festes von SPÖ-Ständen umringt. Ein Stand der Sozialistischen Jugend, ein Stand des Jungen Bund Sozialdemokratischer AkademikerInnen (BSA), die, als ich dort war, gratis Rechtsberatung anboten, ein Kinderfreunde⁵³-Schminktisch und eine Kinderfreunde-Hüpfburg. Im Sektionslokal der SPÖ gab es einen Flohmarkt und einen Kinderspielzeug-Flohmarkt, sowie

⁵² Aufstand im Jänner 1919 in Berlin, dessen Niederschlagung die Novemberrevolution beendete.

⁵³ Gemeinnützige, sozialdemokratische Familienorganisation.

ein Buffet mit Broten, Kuchen und heißen wie auch kalten Getränken. SPÖ-Luftballons und SPÖ-Sonnenschirme sind während des Festes unübersehbar am ganzen Matteottiplatz. Das Fest, dem ich im August 2009 beiwohnte, wurde neben den BewohnerInnen vom amtsführenden Stadtrat für Bildung, Jugend, Information und Sport, Christian Oxonitsch, und vom Bezirksvorsteher, Franz Prokop, besucht. Von beiden gab es auch kurze Ansprachen. Weiters gab es zur Unterhaltung Musik zum Tanzen.

4.2.4.2. Hofgespräch – Hofpalaver

Hofgespräche beziehungsweise Hofpalaver⁵⁴ sind, wie der Name treffend beschreibt, Gespräche die anlassbezogen in einem Hof, in diesem Fall innerhalb des Sandleitenhofes, stattfinden. Die Gemeinwesenarbeiter Christoph Stoik und Tove Raiby (2011) beschreiben die Ziele von solchen Gesprächen wie folgt: „Ziel des Einsatzes der Methode ‚Hofpalaver‘ ist es, Aushandlungsprozesse möglichst aller Interessensgruppen zu initiieren. Die BewohnerInnen und NutzerInnen sollen dabei unterstützt werden, sich in die weitere Konfliktbearbeitung zu involvieren und ihre Interessen konstruktiv einzubringen.“ Bei meiner Teilnahme an dem Hofgespräch im Sandleitenhof wurden alle anwesenden BewohnerInnen ermutigt ihre Beschwerden, Anregungen und Vorschläge auf ein großes Plakat zu schreiben und damit transparent und sichtbar zu machen. Erst nach dieser individuellen Offenlegung wurde versucht die BewohnerInnen bei der Interaktion untereinander zu unterstützen. Stoik/Raiby (ebd.) beschreiben den Prozess: „Das ‚Hofpalaver‘ ist Ort und der Rahmen für Aushandlungsprozesse zugleich und stellt somit einen Prozess dar. (...) Da die Versammlungen lebensweltnah im öffentlichen Raum stattfinden, ist die Teilnahme der betroffenen AkteurInnen sehr niederschwellig gestaltet. Andererseits stellt dies eine Herausforderung für die Moderation dar, da die Verbindlichkeit zur Teilnahme und für Entscheidungen im Rahmen des Aushandlungsprozesses geringer sein kann. (...) Durch die Anwendung von ‚Hofpalaver‘ wird eine alternative Aushandlungs- und Konfliktkultur im Gemeindebau etabliert.“ Einander bislang oft fremde Leute werden also dabei unterstützt miteinander zu reden. Die erwünschten Auswirkungen fassen Stoik/Raiby (ebd.) zusammen: „‚Hofpalaver‘ ermöglicht dabei nicht nur eine alternative sozialraumbezogene Kommunikationsstruktur und -kultur, die in den betroffenen Höfen und Wohnhäusern Wirkung hat, sondern auch die Entwicklung neuer Handlungskompetenzen der beteiligten BewohnerInnen und NutzerInnen“.

⁵⁴ Das Wort „Palaver“ ist einerseits in Wien ein alltagsweltlicher Ausdruck für zwangloses Reden. Andererseits ist Palaver ein afrikanisches Wort mit portugiesischen Wurzeln und bedeutet Versammlung, Unterredung und Gespräch.

DI Smetana, einer der Auftragnehmer der GBwohn 14_15_16, erklärte mir den Kontext der Hofgespräche im Sandleitenhof folgendermaßen:

„Die Hofgespräche hießen früher Hofpalaver. Im Sandleitenhof gibt es quasi keine Mediation sondern lediglich moderierte Konfliktgespräche. Falls doch einmal Mediation gebraucht wird, liegt eine Liste interkultureller MediatorInnen in der Gebietsbetreuung auf“ (Protokoll 5 2009: 7: 16-19).

Zum Hofgespräch im Sommer 2009, in einem Bauteil des Sandleitenhofes, wurde von der GBwohn 14_15_16 eingeladen. Moderiert wurde das Gespräch von zwei MitarbeiterInnen, nämlich Mag^a Angelika Weibold und Mag. Christian Srienz. Bei dem Gespräch fanden sich über 30 Personen ein, darunter auch viele Kinder. Gemeinsam wurde eine Problemliste erstellt: dreckiges Durchhaus, Zigarettenmist, Taubendrech, Spielplatzlärm, Spielplatzgröße, den Fall eines Mitbewohners, der alle fotografiert, zu wenige Bänke und Tische im Hof, Ruhestörungen, unterschiedliche Hofbenützung, Grüßen, Müllraum, Sperrmülllagerung, rassistische Schmierereien an den Wänden, Kinderbetreuung, Nachbarschaftshilfe, Bassenatratsch⁵⁵ und Wertschätzung allgemein (vgl. Protokoll 7 2009: 4: 1-18). Das direkte Ergebnis des Hofgespräches war damals, dass sich eine Kleingruppe gebildet hat, die mit Unterstützung der GebietsbetreuerInnen Hofnutzungsregeln erarbeiten wollte. Das Nebenprodukt des Hofgespräches war es, dass Menschen miteinander ins Gespräch kamen. Da es das Ziel jedes Hofgespräches ist, dass Aushandlungsprozesse initiiert werden, stufe ich das von mir besuchte Hofgespräch als gelungen ein.

4.3. Ergebnisse der Erhebungen

4.3.1. Verunsicherung und Veränderung

Vor allem von jenen BewohnerInnen, die schon viele Jahre im Sandleitenhof wohnen, wurde immer wieder zur Sprache gebracht, dass sie sich oft zurück sehnen nach vergangenen Zeiten. Diese Sehnsucht ist oft mit der Behauptung, früher habe es bessere Nachbarschaft gegeben, verbunden. Dies scheint zum einen ein schlichtes Verklären der Vergangenheit zu sein, zum anderen wird aber deutlich, dass einige BewohnerInnen mit den konkreten Veränderungen der letzten Jahre Schwierigkeiten haben. Eine 35-jährige Bewohnerin drückt das in einem Gespräch so aus:

„Mit all den Veränderungen werden die Alten einfach nicht fertig“ (Protokoll 7 2009: 7: 1).

Auch eine junge Türkin beschreibt das Gefühl, dass vieles schlechter wurde:

⁵⁵ „Bassena“ ist ein Wasserleitungshahn mit Becken, der sich auf dem Gang befindet; Substandardwohnungen heißen daher in Wien halbamtlich „Bassenwohnungen“. Die Bassena war auch sozialer Treffpunkt eines Hauses, da alle MieterInnen immer wieder Wasser dort holen mussten, daher kommt der Ausdruck „Bassenatratsch“ (vgl. Wehle 1980: 102).

“Es hat sich nicht sehr vieles geändert, es hat sich eher was verschlechtert als verbessert. Eh das Normale und die Leute werden immer unfreundlicher und unfreundlicher. Jeder schreit jeden an, und wir können keine Konflikte lösen mit Diskussionen und keiner kann richtig diskutieren” (Interview D 2009: 1: 36-39).

Aber viele der Interview- und Gesprächs-Aussagen spiegeln einfachen Alltagsrassismus wider, Vorurteile und Stereotypen werden sichtbar. Folgende Ausführungen meiner GesprächspartnerInnen illustrieren Schwierigkeiten mit Veränderungen und die Verunsicherungen, die dadurch entstehen. Ein bereits pensionierter, in Österreich geborener Mann erzählt:

“Wir waren doch eine große Familie, wir waren eine kleine Ortschaft eigentlich, wir haben hier rundherum alles gehabt, alle Geschäfte was es nur gibt, ja?” (Interview A 2009: 1: 12-13).

Und weiter:

„das Wohnklima war einmalig, ich will's ja sagen, das hat sich verändert seit der Sanierung und die hat angefangen im 96er Jahr. 95 oder 96 hat sich das Wohnklima ... und da sind die ersten Zuwanderer gekommen, die Wohnungen sind da alle saniert worden, Dachgeschoßausbau, Vergrößerungen, da sind die ersten Zuwanderer gekommen” (Interview A 2009: 1: 17-20).

Oder auch:

„Das war damals, die Sanierung hat angefangen. Hat begonnen, hat aufgehört, 4 Jahre, 5 Jahre haben wir umgebaut und dann sind die ersten Zuzüge gekommen und unter Anführungszeichen auch die ersten Probleme natürlich. Wir zum Beispiel auf der Stiege, wir waren 20 Mieter und jetzt sind wir Österreicher 4 übrig geblieben, ned? Mit Wohnungszusammenlegung und dort und da, es kennt keiner im Stiegenhaus einer den anderen, es grüßt niemand” (Interview A 2009: 2: 15-20).

Wie aus den Interviewpassagen hervorgeht, sind Veränderungen für diese BewohnerInnen beängstigend. Nicht nur bei diesem Bewohner entstand der Eindruck, dass seine Wir-Gruppe immer kleiner wird. Es besteht auch bei einer Mutter mit türkischen Wurzeln das große Bedürfnis bei einer Wir-Gruppe Anerkennung durch Zugehörigkeit zu erlangen:

„Wenn du eh oftmals bedeckt bist, dann sagen sie, ja du bist anders. Ich bin nicht anders, ich bin genauso wie die. Ich bin ja auch im Endeffekt eine gebürtige Türkin. Es ändert sich ja nix. Nur weil ich kein Kopftuch hab, nur weil ich eher europäisch bin, heißt das nicht ich werde meine Kultur aufgeben, wenn irgendwas ist, ich stehe hinter meinen Leuten.” (Interview D 2009: 4: 41-45).

Generell entsteht bei Gesprächen mit AnrainerInnen oft der Eindruck, dass es anderswo immer besser ist und es nur im eigenen Hof bzw. nur im Sandleitenhof gerade ganz besonders schlimm ist. So meint der schon oben zitierte österreichische Pensionist:

„Es ist kein Auskommen, nicht das Miteinander, sondern immer nur das Gegeneinander. An was das liegt, das weiß ich nicht. Ist aber nicht überall so. In den anderen Bauteilen und in anderen Höfen nicht und von anderen Anlagen überhaupt nicht, weil ich hab Kollegen, die wohnen auch Tür an Tür und alles, und die haben gesagt, du pass auf, bei uns ist das so, wir sind eine Hausgemeinschaft, eine Ordnung muss sein, bei uns wird begrüßt, wir hauen keine Tür zu, wir streiten nicht, mir machen das, wir passen sich an, müsst euch an die Österreicher anpassen und aus. Ok? Und des ist soweit, dass die was mit einander, quasi harmonieren und weggehen oder

was unternehmen können, aber da nicht. Bei uns gibt es nur ‚hast ein Problem du Arschloch?‘ sagen darfst du nichts“ (Interview A 2009: 2: 39-47).

Diese Aussagen scheinen sich nicht nur auf den einen Bewohner zu beschränken, denn immer wieder wird von allen Interviewten betont, dass sie ja bereit wären zu Gesprächen, dass allerdings das jeweilige Gegenüber sich weigere oder nicht in der Lage sei, in vernunftgeleitete Kommunikation zu treten. Hier wird der „Self-serving bias“⁵⁶ deutlich. Ein Paschtune aus dem Sandleitenhof meinte zum Beispiel:

„Dann hat es geklopft und ich hab gesagt: ‚Warum klopfst du?‘, weil zweimal hat er vorher geklopft. Das dritte Mal bin ich hingegangen und habe gesagt: ‚Wir sind Menschen, wir können miteinander reden, nicht einfach Mauer klopfen. Kommen sie und läuten sie bei mir und reden wir miteinander. Warum klopfen sie?‘“ (Interview C 2009: 2: 4-9).

Ähnliches schilderte ein türkischer Familienvater:

„Bei den Diskussionen kommt eh nichts raus. Kann ja gar nicht, wenn die in einer Gruppe sind, dann trauen sie sich. Aber persönlich kommen und was ansprechen: nie!“ (Interview E 2009: 2: 37-39).

Und weiter:

„Also persönlich herkommen und sagen: ‚was ist mit euch‘ tun sie nie. Das war das erste Mal bei der Gebietsbetreuung bei dem Hofgespräch. Das war noch nie der Fall“ (Interview E 2009: 4: 17-19).

Er schildert also das Gefühl, dass es seinen Nachbarn an Bereitschaft mangelt miteinander zu reden. Eben solches beschrieb eine in Österreich geborene Frau mit türkischen Eltern:

„Ja es gibt schon einige im Bau, mit denen ich wirklich rede, und da sagen die ‚was machst denn und wie geht’s den Kindern‘ und so, aber es gibt schon einige wo du denkst, die sind Arrogante, unter Anführungszeichen, dass gar kein Kontakt drin ist da“ (Interview D 2009: 3: 9-12).

Auf meine Frage, ob er schon mal an die Tür der störenden Nachbarn geklopft habe oder versucht habe mit ihnen zu reden, beteuerte der österreichische Pensionist:

„Na! Nein, nein, nein, des geht ned. Wannst da heute was sagst, heißt es: ‚hast ein Problem du Arschloch, gusch‘ und geht. Geht ned. Na. So ist die Situation“ (Interview A 2009: 8: 12-16).

Die interviewte Hausbesorgerin schilderte außerdem:

„Dann war eben das bei der Gebietsbetreuung, und dann wollten wir uns einfach zusammen setzen und das besprechen, weil ich der Meinung bin sie ist einfach viel alleine, sie würde wohl in eine Betreuung gehören, oder so, das wollte sie aber dann nicht“ (Interview B 2009: 3: 4-7).

Sie meinte weiter:

„Ja, und das ist aber dann nicht zu Stande gekommen, das Gespräch voriges Jahr, ist dann eingeschlafen und jetzt tut sie wieder herum bizzeln, ned? Und jetzt reicht’s mir schön langsam, ja? Das sind Kindereien“ (Interview B 2009: 4: 5-8).

Generell fallen also vielen Befragten ausreichend Beispiele ein, wie der Umgang miteinander zu verbessern wäre und vor allem den älteren Befragten auch zahlreiche Beispiele dafür, was

⁵⁶ Die Tendenz sich Erfolge als eigenen Verdienst anzurechnen und die Verantwortung für Misserfolg zu leugnen (vgl. Eysenck 2004:662).

früher besser war. Die beschriebenen Höflichkeitsformen: mehr miteinander reden, den persönlichen Kontakt suchen, Schwierigkeiten ansprechen, ausreden lassen. Die Wünsche wurden von allen BewohnerInnen geäußert, mit denen ich Gespräche geführt habe, es handelt sich also nicht um Wünsche, die sich auf unterschiedliche Herkunft zurückführen lässt. Vielmehr wünschen sich alle Befragten mehr Gespräche und bessere Gespräche, egal welche kulturellen Zugehörigkeiten sie sich selbst zuschreiben.

Im Umgang miteinander herrschen also Ängste, missverstanden zu werden. Trotz der beschriebenen Schwierigkeiten bei Interaktion und Kommunikation gibt es auch pragmatische Überlegungen, so zum Beispiel die nüchterne Sichtweise einer Bewohnerin:

„Oft ist bei Konflikten das erste Ansprechen total in die Hose gegangen und dann brauchen die Konfliktparteien Hilfe von außen, um das wieder hinzukriegen“ (Protokoll 6 2009: 4: 4-5).

Aber es gibt auch ein Gegenbeispiel: Auf die Frage, ob sie Leute einfach bei Missverständnissen ansprechen würde, antwortet die Hausbesorgerin, in einer positiven Art:

„Ist doch klar, dass dann auch von den Burschen, sie waren halt im Durchgang und haben halt mit dem Ball und ich hab ihnen dann die Tafel gezeigt, dass man hier mit dem Ball nicht spielen darf“ (Interview B 2009: 5-6:43-1).

Sie bringt so zum Ausdruck, dass durch ein bisschen miteinander Reden doch viele Missverständnisse oder sogar Ärgernisse beseitigt werden können.

4.3.2. Ordnung und Sitten

Immer wieder kommt bei meinen GesprächspartnerInnen eine allgemeine Unzufriedenheit zum Ausdruck. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass das Thema „was sich gehört und was zu unterlassen ist“ viel Raum in den Gesprächen einnimmt. Es geht dabei um Umgangsformen, um die Hofnutzung, um Dinge die man nach Ansicht der GesprächspartnerInnen zu tun hat und jene Dinge, die es zu vermeiden gilt. Hier zeigt sich am ehesten, dass die eigenen kulturellen Zugehörigkeiten eine große Rolle spielen bei der Beschreibung von erwünschtem Verhalten und von unerwünschtem Verhalten. Dies verwundert wenig, da es sich beim Kulturellen um eine bedeutungsgebende Ordnung handelt.

4.3.2.1. Manieren

Manieren waren immer wieder Thema, vor allem bei den Gesprächen in den Grünräumen der Anlage während meiner Beobachtungen. Ein älterer Österreicher erzählte mir wiederholt beim Hofgespräch, dass er unzufrieden ist mit den Manieren der Jungen heute, hier drei Beispiele:

„Ich habe meinen Kindern gelernt was man darf und was nicht“ (Protokoll 7 2009: 5: 3-4).

„Zurückreden gab es früher nicht“ (Protokoll 7 2009: 6: 22).

„Gewisse Leute gehören nicht in eine Wohnung, die gehören in eine Grube“ (Protokoll 7 2009: 6: 3-4).

Ein pensionierter, kinderloser Mieter meinte:

„Und es raucht uns immer in die Wohnung rauf und alles, also die benehmen sich nicht. Bitte, ja? Die benehmen sich nicht“ (Interview A 2009: 5: 23-24).

Auch die interviewte Hausbesorgerin kennt Beispiele zum Thema Ordnungsverständnis:

„Ja, Leihomas ... vielleicht, wenn die Kinder den Sand rauswerfen oder was und dann ..., aber das ist nicht ... sie sagen halt dann: ‚lasst ihn drinnen‘ oder so. Oder, wenn einer dann anfängt vielleicht mit einem Ball zu spielen, dann schauen sie schon, dass Ordnung herrscht“ (Interview B 2009: 6: 35-38).

Eine türkische Mutter schildert ihre Auffassung zum Thema Ordnung im Gemeindebau:

„Es hat Keine die Hausordnung gelesen, es weiß Keiner wo die Hausordnung hängt, Jeder sagt von 12 bis 14 Uhr ist Mittagsruhe. Keiner sagt zu Keinem irgendetwas, Keine weiß die Hausordnung. Jeder: ‚Ja zu Mittag muss Ruhe sein.‘ Entschuldigung, samma da in einem Verein oder was? Das da zu Mittag Schlafruhe ist? Mittagsruhe von 12 bis 2, es ist ein sozialer Bau, wenn es, ich sag es offen und ehrlich, ich sag auch, wenn es den Leuten nicht passt, dann sollen sie sich was anderes suchen. Ich mein das hier ist ja sozial. Wenn es den Leuten nicht passt, dann sollen sie sich wo anders reinmieten. (..) Wenn es denen nicht passt, dann sollen sie sich was anderes suchen. Es ist aber so. Es ist wirklich so. Es ist sozial. Es ist nur die Leute, die sich sonst was nichts anderes leisten können. Es wird genauso geschaut wie viel eine Person verdient“ (Interview D 2009: 7: 37-47).

Egal woher die Interviewten also sind, wie lange sie im Sandleitenhof wohnen und wie ihr Familienstand ist, durch die Bank drücken sie immer wieder ihre Unzufriedenheit mit der Mangelnden Ordnung und den mangelnden Manieren aus. Einer Ordnung die für sie selbstverständlich scheint, die aber den jeweiligen NachbarInnen nicht beizubringen ist. Als Erklärung dafür werden sowohl Kultur als auch Alter herangezogen. Dabei entsteht der Eindruck, dass es nahezu unmöglich ist, es den AltösterreicherInnen recht zu machen.

4.3.2.2. Fremde Sitten

Häufig ist das Verhalten der jeweiligen NachbarInnen den einzelnen BewohnerInnen fremd.

So erklärt die Mieterbeirätin Dagmar Casagrande beim Matteottiplatzfest:

„Deutlich wird das beim Thema Teppichreinigung. Einige türkischstämmige Mütter haben immer wieder Teppiche gewaschen und zum Trocknen über Bänke im Hof oder über Zäune gehängt. Das missfiel den anderen MieterInnen, daraufhin wurde vom Mieterbeirat veranlasst, dass Teppichstangen aufgestellt werden. Woraufhin der Mieterbeirat mit Beschwerden konfrontiert war à la ‚für die tut ihr alles und für uns tut ihr gar nichts‘. Manchmal möchte ich mir ein Kilo Teflon kaufen und mich damit überziehen, sodass alles an mir abperlt“ (Protokoll 4 2009: 6: 17-22).

Dies bestätigen auch die Aussagen des türkischen Familienvaters, über ihm vertraute Rituale die den Nachbarn wohl eher als fremde Sitten auffallen:

„Es wird nicht geputzt, seit dem Ramadan geht keiner runter. Und dann kommen die Alten her und sagen die Zigarettenstummel darfst du nicht auf den Boden hauen. Aber das können wir uns schon denken, dass wir uns einen Aschenbecher mitnehmen. Wir haben auch einen Aschenbecher mitgenommen gehabt, dann haben sie

uns den Aschenbecher gefladert. Dann haben wir Dosen genommen, die man zumachen kann im Nachhinein und dann haben sie das auch weggeschmissen" (Interview E 2009: 2-3: 44-4).

Sowie:

„Wegen dem Teppich trocknen, da regen sie sich auch auf. Die hängen wir auf, da ist ja eine Teppichstange" (Interview E 2009: 2: 25-26).

Eine türkische Mutter stellt dazu einen Vergleich an:

„Wenn die dort am Abend sitzen und saufen, dann sagen wir ja auch nichts. Und wenn wir am Vormittag sitzen, dann regen sich alle auf" (Interview E 2009: 7: 12-13).

Was den einen also als logisch, gerecht und erwünscht erscheint, stößt die NachbarInnen oft bereits vor den Kopf und mutet exotisch an.

Die folgenden Gesprächssequenzen stellen den Wunsch nach mehr Ordnung eines österreichischen, kinderlosen Pensionisten dar:

„Fremde Kinder, die kommen vom 17. Bezirk ummi und die spielen sich auf da, die kommen nicht nur zum Waschen in fremde Bauten, die machen auch Wirbel und sitzen da" (Interview A 2009: 5: 1-3).

„Pensionist: Wie sie sitzen vor meinem Fenster. So und die ist das, das ist diese böse Frau und da schauen sie sich jetzt einmal an wie es da zugeht. Da sitzen sie nur oben, Schuhe ausgezogen, im Türkensitz, beobachten uns, und gehen an uns vorbei, schimpfen uns.

Interviewerin: Beobachten sie die wirklich? Reden die nicht miteinander?

Pensionist: Ja da haben sie eine Ahnung, über uns, ja des glaub ich.

Interviewerin: Warum glauben sie, dass die über sie reden?

Pensionist: Ja des weiß ich nicht. I hab ihnen ja nix gemacht. Ich hab ja noch kein Wort mit denen geredet überhaupt" (Interview A 2009: 5-6: 39-3).

Aus dem allgemeinen Gefühl nicht verstanden zu werden und nicht dazu zu gehören erwächst, wie das obige Beispiel zeigt, auch immer wieder Misstrauen bis hin zu Paranoia.

Eine Episode zum Thema Ordnung verlief während des Matteottiplatzfestes folgendermaßen:

„Der Bezirksvorsteher Franz Prokop berichtet, dass ihn einige Leute auf das Verschwinden gewisser Bankerl im Hof angesprochen hätten und erkundigt sich, was denn da los sei bei Frau Casagrande. Frau Casagrande weiß um die Geschichte und berichtet, dass einige Bänke, die desolat waren und kaum mehr benutzt wurden und daher entfernt wurden. Da es zur Entfernung der Bankerln Beschwerden gab, sollen jetzt die MieterInnen befragt werden, ob sie diese Bänke überhaupt zurück wollen. Zudem bemerkt sie, dass die Bänke öfters von Jugendlichen genutzt wurden und es zu Beschwerden wegen des Lärms kam. Da die Beschwerden nicht zu einer Änderung der Lage geführt haben, wurde eine Mieterin selbst aktiv und hat die Bänke mit Hundekot beschmiert, sodass die Benützung für die Jugendlichen unattraktiv wurde" (Protokoll 2 2009: 2: 14-22).

Daraus lässt sich erkennen, dass es wirklich schwer ist den zahlreichen Vorstellungen und Wünschen der BewohnerInnen gerecht zu werden. Was für den einen eine Unsitte, ist für die andere in Ordnung.

Der pensionierte, österreichische Interviewpartner gibt sich überzeugt, dass Verhaltensweisen wie Schuhe ausziehen im Hof oder auch eine andere Sprache als Deutsch zu sprechen

unerwünschtes, wenn nicht sogar unerlaubtes Verhalten darstellt und daher der erwünschten Ordnung widerspricht:

„Am Müllplatz, das Fladenbrot, bergeweise hauen sie es beim Fenster runter. Die Schlapfen hauen sie runter beim Fenster über uns“ (Interview A 2009: 5: 7-8).

„Die können bis um 22 Uhr da sitzen. Aber nur bei uns, sag ich, in den anderen Bauten ist das nirgends“ (Interview A 2009: 4: 34-35).

Dem fügt er weiter hinzu:

„Und da wird dann Ball gespielt und alles. Und so wo wir gestanden sind, da klettern die Menscha⁵⁷, die was zu meiner Frau sagt: ‚Gusch du Alte‘ da klettern sie rauf, da liegt der Ball oben. Die hauen alles beim Fenster runter, das Essen, die Schlapfen, alles liegt hinten oben“ (Interview A 2009: 7: 6-9).

Auch hier zeigt sich wieder die Darstellung, dass anderswo alles besser sei, lediglich Frau Casagrande, die Mieterbeirätin, zeigt sich optimistisch:

„Der Sandleitenhof ist so sauber. Es gibt hier fast keine Schmierereien und auch Taubengitter wurden angebracht, nur einmal, als eine Kleidersammelinsel aufgestellt wurde, da stapelten sich dann Müllberge um den Container herum“ (Protokoll 4 2009: 7: 11-14).

Häufig werden auch Alltagsroutinen beschrieben. Die Hausbesorgerin hat folgende Beobachtungen gemacht:

„Da haben wir so arabische Kinder gehabt, die sind prinzipiell erst um viertel acht raus gegangen und haben dann angefangen zum Ballspielen und laut, da waren unsere Kinder oft schon oben. Da war eigentlich keine, das ma sagt da sind jetzt Reibereien. Da hat die Mama dann meistens gesagt, ja, ja, sie holt sie gleich rein, und ich mein, natürlich ist des bei ihnen einfach anders, ned? Sie nehmen sich halt dann einfach mit rauf, und wenn es so warm ist im Sommer gehen die nicht so gern raus, unsere Kinder gehen um zwei am Nachmittag dann auch schon vielleicht raus, dann fängt bei denen einfach das Leben erst um 6 Uhr am Abend an, aber das ist ja nur, man muss ja das nur wissen“ (Interview B 2009: 4: 36-44).

Die Hausbesorgerin beschreibt hier also Abweichungen vom dem was sie als Norm kennen gelernt hat. Sie meinte außerdem:

„Also sie tun sich da schon ein wenig absondern. Sie gehen viel mehr in den Park rüber mit ihren Kindern. Oder wie diese arabische Familie, die hat einfach nie davor schon die Kinder raus gelassen, dann hätten ja die Kinder miteinander spielen können. Wie wenn sie nur gewartet hätten, unsere Kinder, sag ich jetzt einmal, waren drinnen und auf einmal sind die rausgeschwirrt, ja? Und was mir auffällt ist, die gehen halt schon gerne und mehr in den Park. Eine haben wir da gehabt, die sich auch oft zu uns gesetzt hat, aber die ist dann weggezogen. Die war auch sehr gut der deutschen Sprache mächtig“ (Interview B 2009: 7: 14-21).

Sie weißt also darauf hin, dass Sprachbeherrschung der Amtssprache nicht gleichzusetzen ist mit Alltagsbräuchen.

Auch dem türkischen Familienvater sind manche Verhaltensweisen fremd:

„Wenn wir zusammen sitzen, ein paar Leute, höre ich: ‚Warum sitzen alle auf einer Bank?‘ Die Leute sagen: ‚warum nicht auf zwei?‘ Unsere Kultur schreibt vor, wenn ich jemanden kenne, muss ich zusammen sitzen,

⁵⁷ Österreichischer Dialektausdruck für Mädchen.

wenn Nachbarn in den Hof kommen. Ein Beispiel: Kommt eine Frau, fragt die andere Frau: ‚Komm, lass uns zusammen sitzen‘ (Interview E 2009: 3: 43-46).

Während sein Verhalten von anderen BewohnerInnen als unsozial bezeichnet wird, weil ruhestörend, empfindet er es als äußerst sozial.

4.3.2.3. Höflichkeit

Besonders oft wurde schlechtes Verhalten mit dem Weglassen von Höflichkeitsformeln wie zum Beispiel dem Grüßen illustriert. Interessanterweise beschwerten sich nahezu alle Befragten über das mangelnde Grüßen, und zwar egal welche kulturelle Zugehörigkeit von den Interviewten angenommen wird. Der paschtunische Interviewpartner weiß folgendes zu berichten:

„Ich habe mit den Nachbarn Probleme. Am Anfang hab ich immer, also er ist alt, es sind eine Frau und ein Mann, ich hab immer begrüßt, sie haben nicht zurückgegrüßt“ (Interview C 2009: 1: 12-14).

Außerdem erklärt er mir:

„Jeder wohnt für sich. Die, die hier wohnen, wir grüßen einander schon. Wir kennen uns. Ich habe gehofft, dass ich diese Wohnung wechseln kann. Aber leider“ (Interview C 2009: 4: 32-34).

Die türkische Mutter stellt fest:

„Dann grüßen sie als erstes, aber wenn ein Österreicher vorbei geht, der grüßt nicht, der red nix“ (Interview D 2009: 4: 19-20).

Auch der österreichische Pensionist erzählt, dass ihn NachbarInnen nicht grüßen:

„Also die sind einmal ins Stiegenhaus eingezogen, sie haben nicht begrüßt. (...) Die Wirbel haben angefangen, also es trägt keine Früchte. Ich glaub es liegt auch an der Sympathie, ned? Entweder, wenn man vielleicht hingehet und sagt: ‚Guten Tag‘ oder so. Ich will nicht eine Flasche Sekt jetzt hinbringen, aber ich bin halt so erzogen worden, und wenn ein Nachbar jetzt neu einzieht oder was, dann klopf ich an und sag: ‚Guten Tag, mein Name ist so und so, ich bin ihr neuer Nachbar‘ und aus, ja? Und das hat aber bis heute, jetzt wohnen die 10 Jahre da, hat das nicht stattgefunden, ganz im Gegenteil, das wird immer ärger, ärger und ärger, ja? Es wird geschrien, Tag und Nacht, ja?“ (Interview A 2009: 2: 26-33).

Einige dieser Aussagen können als kulturell gefärbt interpretiert werden. Darf man barfuss in den Hof? Ziemt es sich im Hof zu Essen und zu Trinken? Ist es üblich, dass die neuen MitbewohnerInnen sich bei den alten BewohnerInnen vorstellen oder dass die alten BewohnerInnen die neuen MitbewohnerInnen willkommen heißen? Menschen die unterschiedlich kulturell beeinflusst wurden, werden diese Fragen wohl unterschiedlich beantworten. Jedoch könnte das Zugeständnis zum barfuss Gehen auch abhängig sein vom Alter, von der Jahreszeit oder auch von der sozialen Schicht. Kultur als einziges Erklärungsmuster scheint zu kurz zu greifen, auf die Auswahl des Milieus und das Meidungsverhalten des Habitus gehe ich in Kapitel 7 näher ein.

4.3.3. Vorurteile und Stereotypen gegenüber Alten und Jungen

In vielen Gesprächen wurde das „Anders-sein“ vor allem mit einer unterschiedlichen Herkunft begründet. Nahezu genauso oft kam es allerdings dazu, dass das unerwünschte Verhalten mit dem Alter begründet wurde. Alte Menschen wurden als einfältig und nörgelnd dargestellt, während Kinder vor allem durch die von ihnen verursachten Geräusche auffallen. Während viele GesprächspartnerInnen ihre Konflikte sofort kulturalisieren, sind sich NachbarInnen im Sandleitenhof wohl ebenso fremd, weil sie aus unterschiedlichen Generationen stammen, weil sie aus kinderlosen oder kinderreichen Haushalten kommen.

4.3.3.1. Respekt vor dem Alter

Unter den Interviewten ist die Meinung weit verbreitet, dass Kinder immer Lärm machen und Alte selten zurechnungsfähig sind, jedenfalls ist das jeweilige Lebensalter der BewohnerInnen stets Thema. Der österreichische Pensionist meinte zum Beispiel:

„Es ist so, bei manchen wird man ja dann ab einem gewissen Alter nicht mehr ernst genommen oder wieder ernst genommen. (lacht) Alt heißt deppat und das was wir heute geschimpft worden sind, meine Gattin und ich, ned? ‚Du bist ja blöd‘ und ‚Du gehörst ins Altersheim‘ und ‚Du gehörst ja weg von da‘ und das sagen ihnen alles 14- oder 15-jährige Kinder“ (Interview A 2009: 1: 32-35).

Eine Pensionistin sagte während des Hofgespräches zu einem männlichen Teenager:

„Lass die Blumen in Ruhe!“ (Protokoll 7 2009: 3: 1).

Der Jugendliche antwortete:

„Gusch du Alte, du gehörst gar nicht mehr hierher, geh ins Heim“ (Protokoll 7 2009: 3: 2-3).

Beide wirken sehr offensiv dabei und scheinen sich dadurch vor von ihnen erwarteten Kränkungen zu schützen.

Bezugnehmend auf diese Auseinandersetzung meinte eine andere ältere Österreicherin etwas später:

„Sie haben niemanden ins Pensionistenheim zu schicken, weil ich schick sie auch nicht nach Hause“.

Daraufhin antwortete der männliche Teenager:

„Ich bin hier zu Hause. Aber wenn man alt ist wie sie, dann weiß man halt nicht mehr was man macht“ (beide Protokoll 7 2009: 5: 18-22).

Die Hausbesorgerin erzählte eine Geschichte von einer alten Dame, die im selben Haus wohnt wie sie selbst:

“Und zwar haben wir da eine alte Dame, die ist behindert, also die geht auf Krücken, und das war aber eigentlich, also sie hat immer die Kinder angepöbelt, also wenn die Kinder da irgendwie mit einem Dreirad oder einem Rad herumgefahren sind, hat sie sich immer sehr gefährdet gefühlt, dass sie vielleicht sie niederfahren könnten, ja? Und voriges Jahr ist das dann so eskaliert” (Interview B 2009: 2: 28-33).

Sie erzählt weiters über dieselbe Nachbarin:

„Da hat sie herumgefuchelt mit ihrem Stock, mit dem Stock hin zum Roller, und sie hat geglaubt ich tu' ihr was oder so und hat dann mit dem Stock auf mich hingehauen. Und da hab ich die Polizei dann gerufen und hab gesagt: ‚na so ned'. Ich mein, nur weil sie eine Krücke hat oder einen Stock, braucht sie die nicht als Waffe benutzen, ja? Wir haben aber, die Frau, die andere Frau, die was da beteiligt war, wir haben die Polizei zwar gerufen, aber wir haben dann keine Anzeige gemacht, ja? Weil wir gesagt haben: ‚ok, gut die ist alt' wir wissen sie ist sehr schrullig und sie schimpft sehr viel“ (Interview B 2009: 2-3: 41-1).

Beide Mieterinnen sind in Österreich geboren und fühlen sich als ÖsterreicherInnen, trotzdem scheint es wenig Einsicht für die Bedürfnisse der jeweils anderen zu geben und noch weniger Verständnis für die Art der Artikulation der Bedürfnisse.

Ein in Afghanistan geborener Mieter beschreibt seinen Umgang mit alten Menschen als respektvoll:

„Aber ich hab nichts gegen diese Leute, gar nichts. Ich mein, die sind im Alter von meinem Vater und meiner Mutter, ich habe Respekt vor diesen Leuten. Die sind älter, aber wenn sie keinen Respekt zeigen, dann hab ich auch keinen Respekt vor diesen Leuten“ (Interview C 2009: 2: 29-32).

Auch die türkische Mutter teilt mir ihre Einschätzungen von älteren MieterInnen mit:

„Es gibt ältere Leute wo ich mir selber denk, bitte, ich brauch wirklich mit denen nicht diskutieren. Es gibt schon Normale, wo die sagen können, ja, die sind eh ok, die schauen zwar nicht so aus als wären sie nicht so gut und nicht so nett und dann, wenn sie uns kennen lernen, dann sind sie eh lieb und eh ok“ (Interview D 2009: 4: 25-29).

Dieselbe Mutter hat auch eine Erklärung dafür, warum manche sich besonders viel beschweren:

„Ich glaub der ist auch ein bisserl daneben, weil er nichts zu tun hat, die haben keine Kinder, die haben keine Enkelkinder, die Hackn vorbei, nur die zwei. Die haben keine Hobbys, die sitzen den ganzen Tag daheim und spechteln⁵⁸“ (Interview D 2009: 6: 12-14).

Durch diese ausführlichen Beobachtungen, die unter anderem durch Einsamkeit und Langeweile entstehen, fällt manchen älteren Menschen erst jedes Geräusch auf.

Ein über 50-jähriger türkischer Familienvater wundert sich darüber:

„Nur bei dieser Bank ist Sitzen ein Problem. Ich verstehe das überhaupt nicht. Ein paar sitzen drauf, ich weiß nicht, diese älteren Leute zeigen auf uns und wollen Ruhe.“ (Interview E 2009: 4: 31-32).

Und ein über 70-jähriger Mann schildert beim Matteottiplatzfest folgendes:

„Wir paar Österreicher regen uns eh schon auf, wir sind alt, wir sterben aus.“ (Protokoll 1 2009: 1: 6-7).

„Immer, wenn wer Alter rausstirbt, dann kommen nur mehr DIE [Anm.: beziehend auf Menschen mit Migrationshintergrund] rein“ (Protokoll 7 2009: 6: 13-14).

Oft geht es auch um die wohlverdiente Ruhe im Alter, die einem durch die neuen Nachbarn nicht vergönnt zu sein scheint, so erklärt der 70-jährige Pensionist zum Beispiel:

⁵⁸ Schauen, beobachten.

„Ich habe viel für Österreich getan. Im Krieg, beim Wiederaufbau, als Eisenbahner und bei der Post. Und nun habe ich Ruhe und Frieden verdient und muss aber leider mit vielen Fremden zusammenleben, statt meinen Lebensabend zu genießen“ (Protokoll 1 2009: 2: 3-6).

Der kinderlose, pensionierte Mieter scheint eine ähnliche Denkweise zu haben und meint:

„Wir haben in die Wohnung hunderttausende Schilling investiert, wir haben Jahre auf Urlaub verzichtet, damit wir gesagt haben, wenn wir mal in die Jahre sind, damit wir 's mal gemütlich haben, ja?“ (Interview A 2009: 2: 23-25).

Durch die neuen MitbewohnerInnen hat der Mieter also den Eindruck sein gesamtes Wohnumfeld sei nicht mehr gemütlich. Er stellt seine Verzweiflung mit der Situation noch klarer dar indem er seinen Verzicht und seine Anstrengungen auflistet:

„Es heißt: ‚Die Alten sollen raus, wir brauchen schon die Wohnung‘ mit anderen Worten und wir haben in die Wohnung aber fast eine dreiviertel Million [Anm.: Schilling] hineingesteckt, ja? Muss ich eh sagen, jahrelang keinen Urlaub gemacht, verzichtet. Heute hab ich ja die Bilder nicht da, aber normalerweise hab ich sie mit und da sieht jeder meine Wohnung, was ich gemacht habe, aber keinen Pfusch, von Professionisten!“ (Interview A 2009: 8: 6-10).

4.3.3.2. Ruhestörungen durch Kinder

Kinder kommen in den Gesprächen häufig als Konfliktquelle vor, vor allem in Zusammenhang mit Lärm bzw. Ruhestörung. Der kinderlose, pensionierte Mieter äußert sich diesbezüglich mehrfach:

„Bei uns gibt es nur: ‚Hast ein Problem du Arschloch?‘ sagen darfst du nichts, und der Grundübel ist, dass, der Grundübel, weil sie vor unseren Fenstern sitzen und das sind nicht nur 2 oder 4, das sind oft was weiß ich, 10 oder 12 Personen und 20 Kinder und das muss man jetzt 6 oder 8 Stunden anhören“ (Interview A 2009: 2-3: 46-2).

Während meiner Aufenthalte im Sandleitenhof habe ich mit Ausnahme des Hofgespräches allerdings nie mehr wie 4-5 Personen in einem Innenhof angetroffen.

„Fußballspielen, Skateboard, Radfahren und das Schreien, die fahren vorbei mit den Plastik-Rollern. Es geht ned darum, jetzt, ich bin froh eigentlich, dass es so schlecht ist, das Wetter. Ich muss die Fenster zu machen, wir haben 35 Grad in der Wohnung, meine Frau kriegt keine Luft, die ist krank, ich krieg keine Luft“ (Interview A 2009: 3: 12-15).

Der Mieter empfindet seinen Aufzählungen nach also fast alle Bewegungen von Kindern und Jugendlichen als Lärmstörung, da er mit dieser Ansicht nicht der einzige ist, gibt es auch einen Wildwuchs an Verbotsschildern im Sandleitenhof, siehe dazu auch Abb. 10 auf Seite 104.

Die Hausbesorgerin, die auch Mutter ist, schildert einen gelasseneren Zugang, ihre Erfahrungen mit Lärm sind vielschichtig:

“Also bei uns ist es so, das ist so von uns ein bisschen eingewirkt. Schon mit dem Ball spielen, aber nur mit so einem Softball. Da machen sie keinen Lärm, ja? Und an das halten sich, an das hält sich fast jedes Kind, ja?“

Die was dann mit einem Lederball kommen oder so die wohnen nicht da, ja? Oder die sind frisch zugezogen, aber dann meistens sagt man es gleich, also wenn ihr Ballspielen müsst da unbedingt, bitte mit einem Softball nicht mit einem Lederball. Das hält man sonst nicht aus, weil das prallt an die Mauer, und das verstehe ich auch" (Interview B 2009: 5: 2-8).

Sie stellt also im Unterschied zu den meisten anderen Befragten dar, dass Kommunikation auch zwischen den Generationen erfolgreich sein kann und meint weiter:

„Also die Großen sollten nicht Radlfahren, heißt so ab 10. Erstens einmal, sie werden dann sehr wild, sie fahren da ihre Runden. Die dürfen dann eh um den Häuserblock fahren oder im Park, aber ich sag mal so Kleine, die was am Dreiradler fahren oder a Fahrradl haben, aber das stört ja die Frau S. auch. Ja, aber es geht ja eh immer nur so, dass es gefragt ist, wenn zwei Kinder draußen sind mit dem Rad, dann wollen die anderen Kinder vielleicht auch das Radl haben oder so, und wenn kein Radl draußen ist, dann tun sie eh was anderes" (Interview B 2009: 5: 13-19).

Sie fügt dem hinzu:

„Jetzt haben sie [Anm.: die Kinder] gerade mit den Kreiden die Strassen bemalen, also den Weg bemalen. Das macht überhaupt keinen Lärm" (Interview B 2009: 5: 19-21).

Außerdem versucht sie lärmlose Spiele anzupreisen, denn es gilt auch für sie als unumstritten, dass Lärm, auch jener der durch spielende Kinder entsteht, im Innenhof eines Gemeindebaus nichts zu suchen hat. Sie erinnert sich zurück:

„Na dadurch sind ja Jungfamilien auch gekommen, ned? weil einmal doch alle ihre Kinder haben. Da war mal eine Flaute eine Zeit, das es wirklich mux Mäuschen still im Hof war, weil einfach dann keine Kinder da waren" (Interview B 2009: 1: 33-35).

Diese stillen Tage gehören nach einhelliger Meinung während meiner Aufenthalte bereits der Vergangenheit an. Die türkische Mutter hingegen klagt eher über den Umgang mit Kindergeräuschen im Sandleitenhof:

„Na es geht meistens um die Kinder, dass die Kinder so schreien, dass die Kinder sehr laut sind im Hof und das soll nicht sein. Die Leute fühlen sich halt gestört" (Interview D 2009: 1: 43-44).

Dass sich viele BewohnerInnen durch Kinder gestört fühlen gilt als Gemeinplatz. Es gibt aber auch besonders verärgerte MieterInnen die in einem solchen Fall nahezu zur Selbstjustiz abdriften, so erzählt die türkische Mutter weiter:

„Der Herr S., der halt obere, der hat halt mit der Frau D. einen Konflikt gehabt, und angeblich hat er die Kinder bedroht im Aufzug: ‚Ihr macht’s so viel Lärm‘ und hin und her" (Interview D 2009: 3: 26-28).

Gleichzeitig verteidigt sie auch ihr Verhalten und ihren Umgang mit ihren Kindern:

„Sollen die Kinder den ganzen Tag ganz ruhig sitzen? Oder sollen wir den Kindern den Mund anbinden? Ich weiß nicht mehr was wir machen sollen. Ich mein, ein Kind braucht ja Auslauf, ok wir gehen in den Park, aber ich kann nicht immer in den Park gehen mit zwei Kindern, wenn ich nur eine halbe Stunde Zeit habe, gehe ich sicher nicht in den Park, dann denk ich mir, ja die halbe Stunde verbringen wir jetzt im Hof, geht’s ein bisschen spielen, herumtoben und das wars" (Interview D 2009: 4: 2-8).

Ein männlicher Jugendlicher hat auch eine Erklärung, warum die Geräusche der Freizeitgestaltung anderer häufig ein Problem darstellen, er meinte während des Hofgespräches:

„Die Alten sind ja nur neidisch, dass wir hier sitzen. Die sind alleine, alte Leute sollten wegziehen, wenn sie Kinder nicht aushalten“ (Protokoll 7 2009: 5: 24-27).

Außerdem sollte auch nicht der Altersstarrsinn außer Acht gelassen werden. Altersstarrsinn wird in der Psychologie wie folgt beschrieben: „Die psychischen Folgen konzentrieren sich besonders auf den Rückgang von Konzentration, Gedächtnis, Lernvermögen und das Nachlassen der intellektuellen Leistungsfähigkeit. Dazu vermehrte seelische Rigidität (der erwähnte Altersstarrsinn) und das Erlahmen der Umstellungsfähigkeit. Auch größere Vorsicht und Ängstlichkeit gilt es einzuplanen. Und eine Abneigung gegen alles Neue mit dadurch drohender Einengung der Lebensweise“ (Faust 2009).

In allen geführten Interviews haben sich jene Personen aus Haushalten mit Kindern dazu geäußert, dass Kinder nun einmal Lärm machen, wenn sie spielen. Sie haben also das Kinderspiel nicht nur ihrer eigenen, sondern aller Kinder verteidigt, egal wie sie sich selbst kulturell verorten würden. All jene, aus Haushalten ohne Kinder, haben sich über den so genannten Kinderlärm beschwert.

Aus den Aussagen der älteren Menschen über Kinder und aus den Aussagen der Jungfamilien über ältere Menschen wird deutlich, dass es sich bei vielen (potentiellen) Konfliktursachen mindestens so oft um Generationenkonflikte handelt wie um Konflikte kulturellen Ursprungs. Eine ältere Dame beschreibt mir beim Matteottiplatzfest folgendes:

„Früher sind ganze Kinderhorden durch die Höfe gezogen. Damals gab es keine Spielplätze. Ein paar Mütter haben die Kinder mit Schmalzbrot und Äpfeln versorgt, ansonsten gab es nichts. Heute gibt es Spielplätze, aber viele trauen sich kaum diese zu benutzen. Die gewohnte und lieb gewonnene Ruhe aus den 1980er Jahren gibt es nun in den Augen der Alteingesessenen nicht mehr“ (Protokoll 2 2009, 4: 30-36).

Die jeweils eigene Position verändert also den Blickwinkel und die Ansprüche der BewohnerInnen.

4.3.4. Die Anderen

Meine Datenerhebungen sind ein reicher Fundus an gegenseitigen Zuschreibungen, nicht nur zwischen Alt und Jung, sondern auch zwischen Menschen mit und Menschen ohne Migrationshintergrund. Dabei geht es oft um die Angst, dass einem etwas genommen wird oder etwas streitig gemacht wird, dass man angestammte Rechte verliert oder einem legitime Bedürfnisse abgesprochen werden. In diesem Zusammenhang ist die Emotionalität der Debatte bemerkenswert. Die hohe Identifikation mit dem Sandleitenhof spielt dabei sicher

eine wesentliche Rolle. Frau Casagrande erzählt von der Identifikation mit „dem Bau“ oder sogar mit der Stiege:

„Bei der Sockelsanierung in den 1990er Jahren wurden Bäder in die Wohnungen gebaut, Wohnungen zusammengelegt und dadurch vergrößert, Lift gebaut, dort wo es der Denkmalschutz zuließ. Die leerstehenden Wohnungen wurden im Zuge der Sanierung neu vergeben. Viele Mieter waren nahezu gekränkt, dass sie nicht miteinbezogen wurden bei Neuvergabe der Wohnungen. Der generelle Eindruck war, dass die Neuen Eindringlinge sind, die angestammte Rechte plötzlich streitig machen. Die alten MieterInnen hatten das Gefühl sie haben ein Vorrecht auf die neuen und schöneren Wohnungen“ (Protokoll 4 2009: 4: 21-28).

Geht man davon aus, dass Frau Caragrande mit ihrer Einschätzung richtig liegt, so kann man darauf schließen, dass neue MieterInnen, egal woher sie gekommen sind, zu allererst als Eindringlinge wahrgenommen wurden. Diese Einschätzung wird auch von anderen Konfliktmittlerinnen (Hasanagic/Szerb-Mantl 2004: 30) geteilt: „Das Besondere für uns am Gemeindebau ist, dass die Macht dort eine besondere Rolle zu spielen scheint. Die AltösterreicherInnen leben dort oft schon seit 30 Jahren oder länger und betrachten ‚ihren‘ Bau als ihr Eigentum. NeoösterreicherInnen die zuziehen werden als Eindringlinge, als Fremde erlebt, die man nicht als NachbarInnen haben möchte. Als ‚EigentümerIn‘ will man auch mitbestimmen, wer da mit einem im Haus wohnt, und wer nicht und daher wehrt man sich, wenn unerwünschte Parteien in das Haus einziehen“.

4.3.4.1. Die Türken⁵⁹

Während in Kapitel 4.2.3 dieser Arbeit bereits auf die Herkunftsländer und die Staatsbürgerschaften der BewohnerInnen eingegangen wurde, möchte ich nunmehr die Jahre 1996 (Beginn der Sockelsanierung) bis 2009 exemplarisch am Vergleich der Geburtsländer und Staatsbürgerschaften Österreich und Türkei darstellen. Ich habe diese beiden Länder für den Vergleich gewählt, weil meine InterviewpartnerInnen am häufigsten auf MitbewohnerInnen mit Verbindung zur Türkei Bezug genommen haben. Zudem haben auch die Vorgespräche in der GBwohn 14_15_16 ergeben, dass die Ressentiments gegenüber BewohnerInnen mit türkischem Migrationshintergrund wie auch die gegenüber Roma wesentlich öfter und deutlicher artikuliert werden als jene gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund aus anderen Ländern, beispielsweise den Ländern des Balkans (vgl. Protokoll 3 2009).

⁵⁹ Die Ausdrücke „wir Türken“ wurde mehrfach in Gesprächen, Interviews und während der Feldforschung von den BewohnerInnen des Sandleitenhofs als Selbstbezeichnung verwendet.

19 Personen mit Geburtsland Türkei leben im März 2009 im Sandleitenhof (siehe Abb. 8). Bei Gesprächen mit MieterInnen die sich selbst als „Einheimische“ bezeichnen entstand vielmehr der Eindruck als wären mehr als die Hälfte der MieterInnen des Sandleitenhofes frisch aus der Türkei in den Sandleitenhof gezogen. Die 119 Menschen machen aber bei weitem nicht Hälfte der Bewohnerschaft aus. Sie sind hauptsächlich von 1996 bis März 2009 in den Sandleitenhof gezogen.

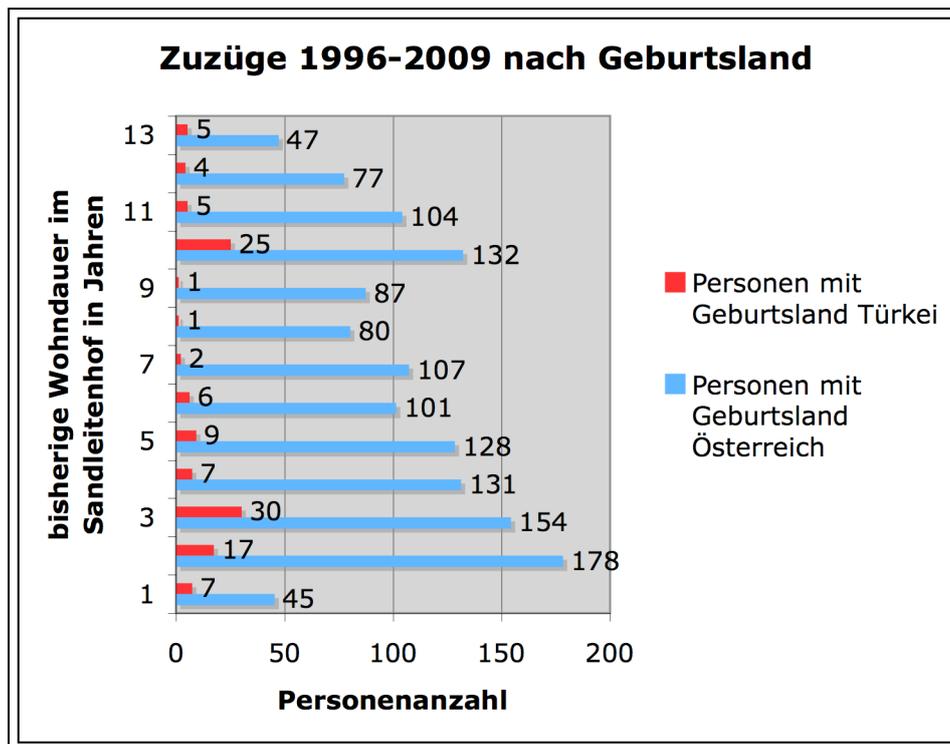


Abbildung 8: Zuzüge 1996-2009 nach Geburtsland
 QUELLE: MA 18, STADT WIEN.

60 Menschen, die im März 2009 im Sandleitenhof gemeldet waren, haben die türkische Staatsbürgerschaft (siehe Abb. 9). Auch das ist gemessen an einer GesamtbewohnerInnenanzahl von über 4000 Personen eine vergleichsweise kleine Anzahl.

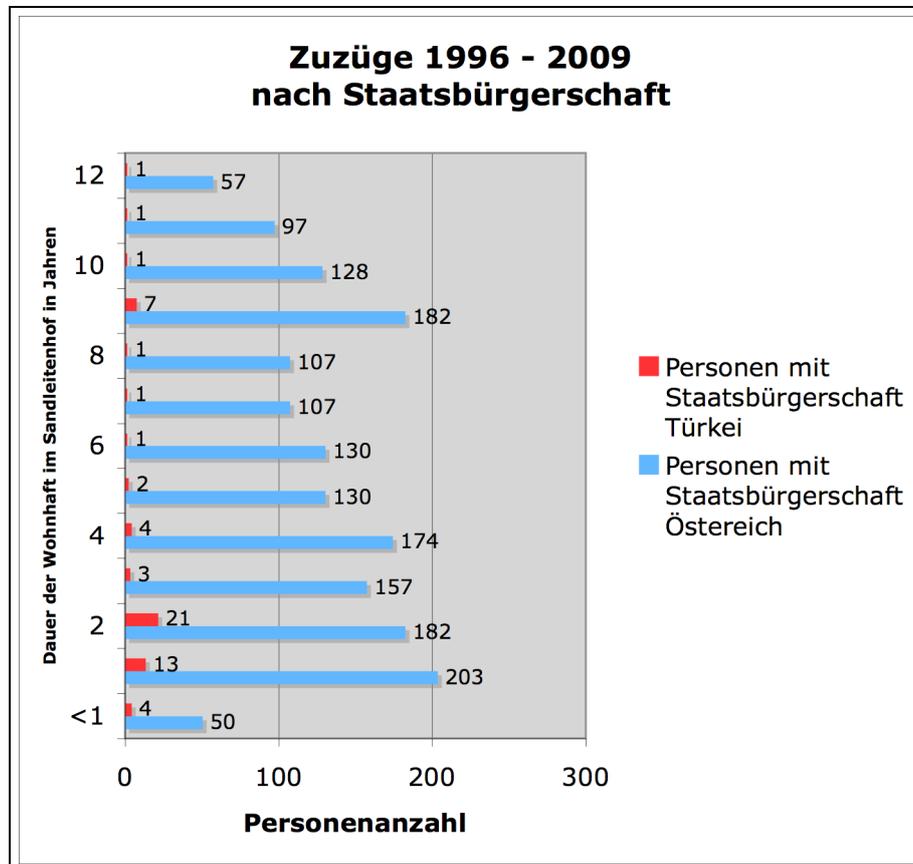


Abbildung 9: Zuzüge 1996-2009 nach Staatsbürgerschaft
 QUELLE: MA 18, STADT WIEN

Die Zahlen beziehen sich auf gemeldete Personen laut der Bevölkerungsevidenz der Stadt Wien aus März 2009. Das Staatsbürgerschaftsgebot vor 2006 bezog sich auf die/den HauptmieterIn. Die Zahlen sind mit Hinblick auf den Migrationshintergrund der BewohnerInnen nicht wirklich aussagekräftig, da die MA 17 nicht ausschließlich Geburtsland und Staatsbürgerschaft als Definitionskriterien heranzieht. Auch Personen, bei denen mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist, gelten als Personen mit Migrationshintergrund. Auch die Selbst-Definition weicht immer wieder von den greifbaren Kriterien wie Staatsbürgerschaft und Geburtsland ab, so beschreibt zum Beispiel eine in Österreich geborene und aufgewachsene Interviewpartnerin mit österreichischer Staatsbürgerschaft, aber in der Türkei geborenen Eltern:

„Ich bin nicht anders, ich bin genauso wie die [Anm.: die Türken]. Ich bin ja auch im Endeffekt eine gebürtige Türkin“ (Interview D 2009: 4: 42-43).

Wer sich als Türke oder Türkin bezeichnet oder als Einheimische oder Einheimischer, obliegt also weitestgehend keinen nachvollziehbaren juristischen Kriterien sondern der Selbstdefinition jedes und jeder Einzelnen.

4.3.4.2. Vorurteile gegenüber den Anderen

Vorurteile werden immer wieder deutlich sichtbar bei den Aussagen meiner InterviewpartnerInnen. Vorurteile haben auch wichtige psychische Funktionen, zum Beispiel die Abwehrfunktion: Vorurteile dienen dem Erhalt eines positiven Selbstbildes und der Abwehr von Schuldgefühlen, innerpsychischen Konflikten und von Selbstkritik. Zugleich ermöglichen Vorurteile die Abwertung, Abwehr und Diskriminierung von Personen und Gruppen mit der Folge positiver Selbsteinschätzung (vgl. Thomas 1994). Unter diesem Aspekt sind die folgenden Zitate zu verstehen.

Ich will vermeiden meine GesprächspartnerInnen hier als einfältig darzustellen, vielmehr sind die folgenden Zitate Ausdruck der sozialen Stellung der BewohnerInnen des Sandleitenhofes und damit auch in Bezug auf ihre spezifischen Ressourcen zu betrachten (bei Bourdieu genannt Kapital). Denn es wird jedenfalls deutlich, dass zwischen Personen oder Personengruppen, zwischen denen kaum direkte Kommunikation besteht, die Vorurteile am ausgeprägtesten sind. Ein 70-jähriger Mann sagte beim Matteottiplatzfest:

„De wås ned passen zu uns, de g'hörn weg“ (Protokoll 1 2009: 1: 12).

Eine ältere Dame meint verärgert und enttäuscht zum Bezirksvorsteher:

„Ich bin schon enttäuscht, früher haben wir noch was zu sagen gehabt, aber jetzt bestimmen DIE“ (Protokoll 2 2009: 2: 11-12).

Sie bezieht sich dabei auf Menschen mit Migrationshintergrund. Der kinderlose Pensionist äußert sich noch drastischer:

„Obwohl die eingezogen sind mit dem Zahnbürstl, alles haben sie drin [Anm.: in der Wohnung] von der Fernwärme, über Aufzug, über Badezimmer, über was es gibt. Die haben nicht mal gewusst für was ist die Badewanne, die haben geglaubt da kann man den Teppich drin waschen. So Leute sind da eingezogen“ (Interview A 2009: 2: 20-23).

Hier drückt sich sowohl Enttäuschung darüber aus, dass er nicht ausreichend für seine eigenen Leistungen belohnt wurde als auch die abwertende Haltung gegenüber seinen neuen NachbarInnen, weiters erzählt er:

“Da hab ich noch nicht mal gewusst, dass es eine Türkei gibt, oder? Da war die erste Türkenbelagerung. Jetzt haben wir die dritte da und da siehst du was sich in Ottakring abspielt“ (Interview A 2009: 4: 4-6).

Hier bringt er auch seine Angst zum Ausdruck und eine gefühlte Bedrängnis wird durch die Wortwahl vermittelt, er drückt außerdem aus, dass er Omnipräsenz der neuen NachbarInnen wittert, wenn er meint:

„Na weil's keine Moslems sind? Die essen in da Nacht, weil jetzt haben sie den Ramadan. Und die gehen in den Durchgang hinaus und trinken und essen und wenn's am Bankl sitzen tun sie Hunger leiden. So ist des. A Show ist des“ (Interview A 2009: 5: 29-31).

Außerdem ist er unzufrieden mit dem Umgang der Eltern mit ihren Kindern:

„Jetzt sind sie da und die Kinder sind in der Ecke und die kümmern sich stundenlang nicht. Da kann eines das andere umbringen, ja? Um des geht's, weil sie nur ihr bla bla bla bla bla machen, ned? Die sind nur kinderfreundlich, dass sie die Kinder kriegen, dass sie ein Geld kriegen, weil die arbeiten ja nix. Sie leben ja von den Kindern, brauchen sie ja nur nachfragen am Magistrat was die auszahlen“ (Interview A 2009: 6: 7-11).

Die Hausbesorgerin teilt lediglich den Eindruck, dass viele neue NachbarInnen Migrationshintergrund aufweisen:

„Also wohnen tu ich hier seit 1986, na klar es ist die Zuwanderung schon ein bisschen angestiegen“ (Interview B 2009: 1: 26-27).

Die türkische Mutter schildert ihre Erfahrungen mit Ungleichbehandlung:

„Da steht sicher was anderes dahinter. Das sind meistens die ausländischen Kinder die dann (...) wie auch die schon gesagt haben ausländische Österreicher. Das ist ein neues Wort, hab ich gelernt. Ausländische Österreicher, und ja? Ich weiß nicht. ich glaub eher es geht um die, wie soll ich das sagen, es geht um die Ausländer. Es geht nicht um die Kinder, sondern es geht um die Ausländer. Die Kultur und die Mentalität sind auch ganz was anderes, wenn wir, ich mein wenn die Türken sitzen, reden, oder die Jugoslawen zam sitzen, dann sitzen sie in einer Gruppe und das ist auch ganz was anderes. Und es sitzen nicht viele Österreicher im Hof oder die trinken keinen Kaffee gemeinsam, das machen sie nicht. Und das ist auch ein Problem für die glaub ich. Das heißt die können das nicht leiden, weil bei uns ist die Bindung viel mehr da“ (Interview D 2009: 2: 3-13).

Sie führt also manche Missverständnisse zum einen auf Kultur und Mentalität zurück zum anderen aber auch schlichtweg auf Neid, sie erzählt weiter zum Thema Diskriminierung:

„Die Blondköpfe dürfen Fußballspielen, aber die Schwarzköpfe, wenn die spielen schreit jeder vom Fenster: „ja, macht's keinen Lärm. Was soll das?“ und hin und her“ (Interview D 2009: 6: 39-41).

Sie ist die einzige die so explizit Ungleichbehandlungen aufgrund von körperlichen Merkmalen im Rahmen der Interviews thematisiert hat. Ein türkischer Familienvater hat allerdings ähnliche Erfahrungen gemacht und teilt folgendes mit:

„Jedes Mal, wenn irgendetwas ist, dann sind es die Ausländer. Dann heißt es die Zigarettenstummel gehören euch“ (Interview E 2009: 2: 43-44).

4.3.4.3. Die Rolle von Deutschkenntnissen

Dass Sprache eine wichtige Rolle für Kommunikation und damit auch für Kultur spielt wurde bereits in Kapitel 2.2.2.2 geschildert, hier möchte ich im speziellen auf die unterschiedlichen Zuschreibungen in Bezug auf sprachliches Können meiner InterviewpartnerInnen eingehen. In vielen Europäischen Ländern, so auch in Österreich, dominiert eine Fremdenpolitik die

Sprachfertigkeit als Voraussetzung zum Erlangen anderer Bürgerrechte voraussetzt. Nur mit entsprechenden Deutschkenntnissen kann man zum Beispiel eingebürgert werden. Sprache dient somit häufig als (vermeintlicher) Integrationsindikator. Die Meinungen zum Thema Deutschkenntnisse im Sandleitenhof gehen jedoch weit auseinander, so äußert die Hausbesorgerin etwa:

„Jetzt muss ich sagen, die was da alle wohnen, die können eigentlich eh ganz gut Deutsch“ (Interview B 2009: 7: 35-36).

Der Pensionist sieht das anders, er meint die NachbarInnen mit Migrationshintergrund können gar kein Deutsch und er mutmaßt, dass sie auch nicht lesen können:

„Die verstehen ja nicht die Sprache“ (Interview A 2009: 6: 47).

„Da hast die türkische Hausordnung, alles, ja? Aber da muss man denen lesen lernen“ (Interview A 2009: 4: 42-43).

Auch die türkische Mutter erzählt, dass einige türkischstämmige MieterInnen nicht Deutsch sprechen, gibt aber auch zu bedenken, dass die mangelnden Sprachkenntnisse nicht alleine für die ungenügende Kommunikation verantwortlich sind:

“Die können alle nicht gut Deutsch. Das ist ja das Problem“ (Interview D 2009: 5: 4).

Sie schildert weiter:

„Es ist egal, ob du jetzt neue Generation bist und halt nicht bedeckt und normal bist oder du bist die alte Generation, bedeckt und kannst kein Deutsch. Dann heißt es halt ‚und die können kein Deutsch ‚und das ist ein Wahnsinn, und die leben seit 30 Jahren in Österreich, die haben das nicht gelernt‘. Entschuldigung, wenn sie mit 30 da her kommt, wird sie nicht viel Deutsch können, wenn sie vier Kinder hat“ (Interview D 2009: 2: 28-32).

Außerdem gesteht sie aber auch:

„Ich sag ihnen das, offen und ehrlich, das ist die Religion. Bedeckt ist so wie abgestempelt. Egal ob du jetzt so nett bist oder so super Deutsch kannst oder was auch immer, du bist abgestempelt. Hauptsache du bist römisch katholisch, serbisch-orthodox oder evangelisch, oder irgendwas, dann ist das was anderes“ (Interview D 2009: 5: 42-45).

Die ausgewählten Zitate zeigen nicht nur, wie sehr sich manche BewohnerInnen an Vorurteilen festhalten, sie zeigen natürlich auch den dadurch entstandenen Rassismus und das Bestreben, die eigenen Spielregeln im sozialen Feld durchzusetzen. August Gächter (2001: 20) geht sogar soweit zu behaupten: „Was wie Fremdheit aussieht ist weitgehend Armut“.

5. Weitere Ergebnisse im Hinblick auf kulturelle Zugehörigkeiten

5.1. Bedeutungen von kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten

Wenn Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten miteinander streiten, wird oft sofort angenommen, dass ihre tatsächliche oder vermeintlich unterschiedliche kulturelle

Zugehörigkeit die Ursache des Konfliktes ist. Wenn man davon ausgeht, dass kulturelle Zugehörigkeit Einfluss hat auf Wissensstrukturierungsprozesse, Werthaltungen, Weltanschauungen, Bedeutungszuschreibungen und Bedeutungsordnungen der Menschen, dann ist es eine zulässige Schlussfolgerung, dass kulturelle Zugehörigkeit auch den Umgang mit Konflikten beeinflusst.

Kultur als bedeutungsgebendes Ordnungssystem, das den Menschen als Wertekatalog dient, um ihre Umwelt zu interpretieren, nimmt durch unterschiedliche kulturelle Sozialisationen Einfluss auf die jeweiligen Reaktionen und das Verhalten im Konfliktfall. Doris Kappe (1996: 7) meint, Ursachen von Problemen in interkulturellen Überschneidungssituationen sind „der projizierten Gleichheit, das heißt der Tendenz, Unterschiede im Denken und Verhalten nicht wahrzunehmen und eigene Maßstäbe auf andere zu übertragen und den dadurch bedingten Stereotypisierungsprozessen“ zuzuschreiben. Sie beschreibt kulturelle Überschneidungssituationen als: „eigene und fremde, durch spezielle Sozialisations- und Umweltbedingungen geprägte, Verhaltensweisen, Denkmuster und Emotionen die aufeinander treffen und aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit nur schwer in Einklang zu bringen sind. Die bisherigen Handlungsstrategien, Bewertungs- und Interpretationsmuster greifen nicht mehr, die Reaktionsweisen von Partnern werden nicht mehr verstanden, Handlungsziele bleiben unerreicht, Handlungsunsicherheit und Desorientierung stellen sich ein“ (Kappe 1996: 9).

Das bedeutet nicht, dass unterschiedliche Werte oder Normen der Konfliktinhalt sind. Eher geht es – wie bei intrakulturellen interpersonellen Konflikten – um unterschiedliche Bedürfnisse wie zum Beispiel: Ruhe, Sauberkeit, Raum, Status. Mannigfache Interpretationen von Codes können auf die ungleiche Sozialisation durch Migrationsbiographie, Religionszugehörigkeit, Traditionen, soziale Stellung oder verfügbares soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital zurückgeführt werden. Eine besondere Rolle kommt laut der Sozialanthropologin Mary Douglas (1996: 25) der Muttersprache zu: „As the child learns his speech or in our terms learns specific codes which regulate his verbal acts he learns the requirements of his social structure“. Das steigert auch die Wahrscheinlichkeit von Missverständnissen und Problemen der interpersonellen Kommunikation und das kann in weiterer Folge zu Konflikten führen. Zudem kommt ein sozialpsychologisches Phänomen hinzu: bei Angst vor Statusverlust werden kreative Sozialstrategien angewendet, um zu versuchen, den Status der eigenen Gruppe und damit der eigenen Person zu erhöhen. Der Sozial-Psychologe Charles Stangor (2004: 81) sagt dazu: „When our group memberships do not provide social identity, we may either leave the group or attempt to use social creativity

strategies⁶⁰ to regain positive identity“. Wobei wichtig zu wissen ist, dass viele Menschen aus dem Fallbeispiel Sandleitenhof es sich schlichtweg nicht leisten können, die Gruppe physisch, also durch Wegziehen, zu verlassen, und dass das Kulturelle einen solch fundamentalen Teil unserer Persönlichkeit ausmacht, dass man nicht so einfach davon sprechen kann in eine Kultur einzutreten oder sie zu verlassen. Doris Kappe (1996: 34) erklärt, die Motivation für eine höhere Streitneigung ist: „ihr Selbstkonzept gegenüber anderen zu verteidigen; konkret bedeutet dies, dass sie [Anm.: die Individuen] Standpunkte vertreten und recht haben wollen“. Wie unterschiedliche Normen, Werte, Regeln oder Bedeutungen Konflikte beeinflussen können, soll anhand der erwähnten Konfliktbereiche und der daraus gebildeten Themencluster dargestellt werden:

- Ruhestörung, Verschmutzung, Waschküche und Besuch – die Regeln im Gemeindebau
- Aneignung von Raum
- Individualisierung und Vereinsamung
- Macht und Ohnmacht

5.1.1. Ruhestörung, Verschmutzung, Waschküche und Besuch – die Regeln im Gemeindebau

Die Wohnhausanlagen der Stadt Wien haben eine Hausordnung⁶¹. Diese Hausordnung stellt die Spielregeln des Zusammenlebens im Gemeindebau dar. Wie einer meiner über 70-jährigen Gesprächspartner es ausdrückt:

„Des ist die Hausordnung, das geht alle an, des is in jedem Haus. Das ma des kennt. Des hängt überall.“
(Interview A 2009: 4: 23-24).

In der Hausordnung der Wiener Gemeindebauten gibt es einen Paragraphen zum Thema Ruhestörungen, der folgendes besagt: „Jede Mieterin, jeder Mieter möchte vor allem in Ruhe leben und wohnen. Daher lautet eine der wichtigsten Regeln für ein reibungsloses Zusammenleben: Mit Rücksicht auf die anderen Mieterinnen und Mieter ist sowohl im Haus wie auch in den angrenzenden Außenanlagen jeder unnötige Lärm zu vermeiden. Auch in der Wohnung sind Geräusche, die andere Mieter oder Mieterinnen belästigen (Türen zuschlagen, Musizieren oder Radio- beziehungsweise Fernsehempfang mit hoher Lautstärke, Verwendung ungedämpfter Maschinen und so weiter) zu vermeiden. Nach 22 Uhr ist jegliches Lärmen zu unterlassen. Ebenso elementar wie dieses Ruhebedürfnis erwachsener HausbewohnerInnen ist aber auch das Bedürfnis unserer Kinder nach Spiel und Bewegung. Spielplätze, Freiflächen und dergleichen, auf denen sie diese Bedürfnisse ausleben können, sind ein wichtiger

⁶⁰ Kreative Sozialstrategien sind zum Beispiel ein Wechsel der Vergleichsdimension, Änderung der Bewertung der Vergleichsmerkmale oder ein Wechsel der Vergleichsgruppe (vgl. Mäs 2005, 26).

⁶¹ Die Hausordnung ist Bestandteil des Mietvertrages.

Bestandteil ihrer Entwicklung. Die von Spielplätzen und anderen Freiflächen ausgehenden Geräusche sind daher nicht als unnötiger Lärm anzusehen“ (vgl. Wiener Wohnen 2009c). Trotzdem ist Lärm ein ständiger Stein des Anstoßes im Sandleitenhof, egal ob Jugendliche vor der Bibliothek Gitarre spielen, ob Teppiche im Hof ausgeklopft werden oder ob irgendwo Skateboard gefahren wird. Nicht jedes Geräusch ist für jede Person gleich Lärm. Der Historiker und Stadtforscher Peter Payer (2006: 117) meint zur Evolution vom Geräusch zum Lärm im frühen 20. Jahrhundert: „Ein stark von bürgerlichen Moral- und Wertvorstellungen geprägter Lärmbegriff entstand, der nicht zuletzt der Identitätsstiftung und Abgrenzung, insbesondere unteren Bevölkerungsschichten gegenüber, diente“. In diesem Kontext ist wohl auch das Zitat eines Mieters zu verstehen, der sich mehrfach über die neuen Nachbarn echaufferte, hier drei Beispiele:

„Die sind eigentlich alle laut. Alle laut.“ (Interview A 2009: 3: 8).

„So geht’s ja nicht weiter. Mir wär’ das alles wurscht. Bei uns fängt das ganze Übel nur an, weil unmittelbar vor uns der Wirbel ist“ (Interview A 2009: 4: 8-9).

“Und da geht’s bumm bumm bumm bumm, da wird Fußball gespielt und da alles, ja? und da ist es mit der Ruhe aus. Und jetzt der B. (Anm.: serbisch stämmiger Mieter), die anderen gehen jetzt, weil sie Ramadan haben oder was, gehen sie jetzt um 8 oder wann z’Haus, und um halb 9 bis halb 11 kommt der B., nimmt ein Windlicht und sitzen die R., ich weiß nicht alle beieinander, der wirkt entgegen, die eine Partie geht und die andere kommt“ (Interview A 2009: 6: 30-35).

Auch Claudia Mylius (2001: 1) erwähnt Lärmbelästigung als Hauptproblem: „Oft geht es um Kinder, die untertags und noch nach 22.00 Uhr durch die Wohnung, das Stiegenhaus oder den Hof toben und offensichtlich von den Eltern nicht ‚zur Raison‘ gebracht werden können oder wollen. Oder um zahlreichen Besuch bis in die Nacht hinein, mit dem sich einfach zu laut unterhalten wird. Die Hellhörigkeit der Bauten tut das ihre dazu.“

Weiters führen die kulturell geprägten Vorstellungen von laut und leise zu großer Verunsicherung, so meinte ein aus Afghanistan stammender Mieter:

„Zum Beispiel, ich bin in der Arbeit, der Kleine geht in den Kindergarten, die Frau geht in den Deutschkurs. Wir sind überhaupt nicht laut, wir haben nicht einmal eine Anlage. Wir hören auch nicht einmal Musik laut. Wenn dann, dann nur ganz leise, besonders in der Nacht. Ich sage noch mal, wir sind den ganzen Tag nicht da. Nur am Abend und zum Schlafen, das war’s“ (Interview C 2009: 4: 4-8).

Eine Mutter beklagt anhand eines Vergleichs, dass sich viele MieterInnen über spielende Kinder beschwerten:

„Beim laut Fernsehen regt sich ja auch keiner auf“ (Interview E 2009: 5: 9-10).

Häufig wurden bei meinen Beobachtungen und Gesprächen auch die Waschküche und die damit verbundenen Konflikte erwähnt. Zu Auseinandersetzungen kommt es, weil die Betriebskosten der allgemeinen Waschküche von allen MieterInnen getragen werden mussten

(Stand: Herbst 2009). Viele MieterInnen in Gemeindebauten haben aber bereits Waschmaschinen in ihren eigenen Wohnungen und fühlen sich ungerecht behandelt, dass sie die allgemeinen Betriebskosten mittragen müssen. Außerdem kommt es immer wieder vor, dass MieterInnen auch die Wäsche von Verwandten und Bekannten, die in privaten Zinshäusern⁶² leben, im Sandleitenhof waschen. Familien mit migrantischem Hintergrund haben häufig Verwandte und FreundInnen, die keine EU/EWR Staatsbürgerschaft haben oder noch nicht lang genug in Wien wohnen. Diese FreundInnen und Verwandten haben daher keine Chance auf eine eigene Gemeindebauwohnung. Da die Armutsgefährdung bei Menschen mit Migrationshintergrund sehr hoch ist, kommt es immer wieder vor, dass diese Verwandten keine eigenen Waschmaschinen besitzen. Nehmen die MieterInnen des Gemeindebaus für das Wäschewaschen der Verwandten dann auch noch Bakschisch⁶³, dann ist ein Streit vorprogrammiert. Durch das rege Kommen und Gehen von Verwandten und Bekannten fühlen sich ältere und teils vereinsamte MieterInnen dann zusätzlich überfordert, verängstigt oder an ihre Einsamkeit erinnert.

⁶² Bei Zinshäusern in Österreich handelt es sich um Gebäude, die den Schutzbestimmungen des Mietrechts unterliegen und zum Zwecke der Erwirtschaftung von Mieterträgen vor 1945 errichtet wurden.

⁶³ Das Wort Bakshish bzw. Bakschisch kommt aus dem Persischen (بکشیش) und bedeutet so viel wie Gabe oder Geschenk. Es ist im islamischen Raum im ursprünglichen Sinn eine Art Almosen. Das schließt finanzielle Unterstützung ein. Im deutschsprachigen Raum ist Bakschisch umgangssprachlich ein Ausdruck für (Schmier-) Geld.

Neben der Hausordnung und der zahlreichen Verbotsschilder (siehe Abb. 10) im Sandleitenhof gibt es auch noch die Waschküchenbetriebsordnung, die Gartenordnung und die Garagenordnung.



Abbildung 10: Verbotsschilder im Sandleitenhof

QUELLE: EIGENE FOTOGRAFIEN

5.1.2. Aneignung von Raum: Platzmangel und Freiraum

Das Konzept der Aneignung geht auf die sogenannte kulturhistorische Schule der sowjetischen Psychologie zurück. Heute spricht man vor allem in der Raumsoziologie und der kritischen Psychologie von Aneignung. Die Definition nach dem Sozialpädagogen Ulrich Deinet und dem Soziologen und Sozialgeographen Christian Reutlinger (2004: 7) ist die heute vorherrschende im deutschsprachigen Raum, sie lautet: „Aneignung begreift die Entwicklung von Kindern, Jugendlichen aber auch Erwachsenen als eigentätige Auseinandersetzung mit

der materiellen und symbolischen Kultur, die insbesondere für Kinder und Jugendliche räumlich vermittelt ist“.

Aneignung braucht also einen Raumbegriff, der nicht rein physisch ist, denn Aneignung steht für die subjektive und aktive Gestaltung und Veränderung von einem bestimmten physischen oder virtuellen Raum oder Territorium. Räume sind auch Canvas für die Abbildung von sozialen Hierarchien, oder wie es der Soziologe Albert Scherr (2004: 162) formuliert: „Soziale Ordnungen werden folglich auch als Raumordnungen realisiert – etwa durch räumliche Markierungen von Hierarchien qua Über- und Unterordnung, durch Zuweisung zentraler bzw. peripherer Positionen in Räumen (...) oder mittels der Unterscheidung privater und öffentlicher Räume.“ Raum wird im Aneignungskonzept also nicht lediglich naturwissenschaftlich verstanden, sondern in Relation zur Gesellschaft und als soziales Konstrukt angesehen, es steht also nicht Vermessung und Abgrenzung im Mittelpunkt dieses Ansatzes, sondern die Wahrnehmungs-, Deutungs- und Aneignungsstrategien der sozialen Akteure (vgl. Frey 2004: 220).

Dies wird auch für die Gestaltung von urbanen Räumen relevant, so meint zum Beispiel der Stadt- und Sozialplaner Oliver Frey: „Raumbezogenen Aneignungsprozessen liegt dementsprechend ein Verständnis von gesellschaftlichen, relationalen Räumen zugrunde“ (ebd.). Dass sich also gerade Kinder und Jugendliche die Innenhöfe aneignen, dass dies ein notwendiger Schritt in ihrer Lebensbewältigung ist, führt leider im Sandleitenhof immer wieder, wie bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben, zu Beschwerden.

Außerdem wird über den halböffentlichen Raum im Gemeindebau auch um Anerkennung gekämpft: Wer darf bestimmen, wer kann dominieren? Die Möglichkeit über den angeeigneten Raum zu dominieren, hängt auch von den Ressourcen, der Macht, also dem Kapital der einzelnen AkteurInnen ab. Diese Ressourcen sind bei Kindern oft am geringsten. Das Regelsystem im Gemeindebau normiert den gemeinsamen Raum. Offensichtlich ist die Erwartungshaltung, dass alle anderen die vertrauten Praktiken übernehmen, Praktiken die allerdings durch Habitus geprägt sind (vgl. ebd: 225). Für die halböffentlichen Räume des Gemeindebaus gilt bedeutungsgleich auch was Oliver Frey (ebd: 230) über den öffentlichen Raum sagt: “Der Grad der Aneignungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum hängt davon ab, in welchem Ausmaß mehr oder weniger unbehindertes Handeln möglich ist. Nutzungskonflikte im öffentlichen Raum nehmen durch die Heterogenität der Nutzungsstrukturen zu. So ist ein Teil des öffentlichen Raumes durch administrative Regelungen der Verbote gekennzeichnet. Regelungen und Verordnungen schränken die Aneignungsmöglichkeiten für bestimmte Gruppen ein“. Im Gemeindebau ist die Gruppe, die

mit Sicherheit (trotz anders lautender Hausordnung) am meisten eingeschränkt wird, jene Gruppe der Kinder und Jugendlichen. Sie sind am häufigsten von Verboten betroffen.

Dabei sind es gerade die Kinder und Jugendlichen, die laut Deinet und Reutlinger (2005: 295) ihren Aktionsradius erweitern wollen, ein „besonders ausgeprägtes Verlangen [Anm.: haben], sich ihre Lebenswelten zu erschließen, deren Bedeutungen zu verstehen, sich Räume anzueignen, eigene Sozial-Räume zu definieren, ihren Handlungsraum zu erweitern“. Im Gegensatz dazu verringert sich die Möglichkeit der Aneignung bei älteren Menschen: „Bei vielen älteren Menschen stellt sich, meist verbunden mit Problemen der körperlichen Mobilität und Bewegungseinschränkungen, eine allmähliche Einschränkung des Handlungsraumes ein“ (ebd.: 307). Also nicht nur das soziale Kapital wird mit dem Alter kleiner, sondern Handlungsräume im Allgemeinen.

Viele MieterInnen drücken immer wieder das Gefühl aus, dass ihnen zwei Dinge genommen wurden: Ruhe und Raum. Der Aneignung von Raum gehen auch architektonische und landschaftsplanerische Überlegungen voraus. Wie zum Beispiel, ob es Kinderspielplätze gibt und wie diese ausgestaltet sind, dazu ein paar Statements von den MieterInnen des Sandleitenhofes. So erzählt etwa die Hausbesorgerin vom Verschwinden eines Spielplatzes:

„Hat ja auch vorher keinen Spielplatz geben. Also es hat mal einen gegeben, das weiß ich noch aus Erzählungen, aber der wurde dann irgendwie abgebaut, weil es die Leute dann einfach gestört hat, aber da war eben der Bau noch nicht saniert“ (Interview B 2009: 2: 6-9).

Eine andere Mieterin und Mutter erklärt Konflikte mit Platzmangel:

„Das ist kein Spielplatz. Die Kinder können sich nicht austoben, es gibt nur eine Sandkiste“ (Interview D 2009: 3: 36-37).

Sie stellt weiter fest:

„Bei unserem Hof gibt's halt mehr Wickel, weil es gibt halt Bänke und gibt einen kleinen Spielplatz und die Kinder setzen sich halt da her und spielen“ (Interview D 2009: 6: 19-21).

Eine andere Mutter mit Türkischen Wurzeln bestätigt diesen Eindruck:

„Unsere türkischen [Anm.: Mütter] gehen drum herum oder in den Park und die Österreicher sitzen meistens auf den Bänken und reden miteinander, untereinander. und wir sind immer im Abseits“ (Interview E 2009: 5: 14-16).

Der Platz an dem Kinder ungestört spielen können ist für diese Mieterin deutlich zu gering. DI Smetana, von der zuständigen Gebietsbetreuung erklärt den gefühlten Platzmangel in der doch recht großzügig gestalteten Anlage Sandleitenhof mit unterschiedlichen Vorstellungen von Freiraum:

„Es gibt einfach Unterschiede bei der Aneignung von Freiraum. Menschen, die alleine sind, vielleicht sogar einsam, stoßen sich an den Treffen und Zusammenkünften anderer. So wird eine Bank Stein des Anstoßes. Wo Freiraum eng wird, da werden die Konflikte dichter“ (Protokoll 5 2009: 5: 6-9).

Er meint weiters:

„Freiräume werden von den häufig migrantischen Jungfamilien anders angenommen als von Alteingesessenen. So wird eine Bank im Hof zum Beispiel unterschiedlich genutzt. Eine türkische Familie trifft sich dort, isst dort, sitzt zusammen und empfängt Besuch. Das macht Wirbel. Alteingesessene Familien würden nie im Hof eine Hauptmahlzeit zu sich nehmen“ (Protokoll 5 2009: 5: 19-23).

Aneignung ist nicht nur abhängig von kultureller Zugehörigkeit (unterschiedliche Wahrnehmungen und Deutungen) und von dem zur Verfügung stehenden Kapital sondern vor allem auch vom Lebensalter. Sich Räume anzueignen ist wie oben erwähnt ein wichtiger Schritt in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, Räume im Gemeindebau, die für die gemeinschaftliche Nutzung angedacht sind, nur bedingt zur Aneignung geeignet.

5.1.3. Individualisierung und Vereinsamung

Wie bereits in Kapitel 2 theoretisch erklärt ist es für Individuen von Bedeutung ob sie sich einer Wir-Gruppe zugehörig fühlen, das beeinflusst Identitätsfindung. Über die Konzepte der Kultur- und Sozialanthropologie hinaus gibt es in der kulturvergleichenden Konfliktforschung als auch in der Wirtschaftswissenschaft zahlreiche Werke, die sich mit der Dimension Individualismus-Kollektivismus befassen. In diesen Wissenschaftsdisziplinen fußt das vor allem auf dem Wirtschaftsinteresse zwischen nord-amerikanischen Firmen und süd-ost-asiatischen Firmen. Human Resource Management Guides sind daher voll mit Ratschlägen für interkulturelle Kommunikation zwischen individueller Wertorientiertheit (als Beispiel werden meist die USA angeführt) und kollektiver Wertorientiertheit (als Beispiel wird meist China angeführt) (vgl. Gudykunst 2005, Morris, Fu 2000, Trompenaars 1993, Hofstede 2004). Inwieweit diese Theorien auf einen Wiener Gemeindebau angewandt werden können, ist fraglich. In den Stereotypen und Vorurteilen gegenüber den „Anderen“ geht es allerdings manchmal genau darum: wir halten als Gruppe zusammen versus (vermeintliches) EinzelkämpferInnentum. Eine in Österreich aufgewachsene, türkische Mieterin führt die Anfeindungen der Nachbarn zum Beispiel auf Neid zurück:

„Weil wir halt wirklich gemeinsam sitzen, einen Spaß haben“ (Interview D 2009: 2: 18).

Während Mag. Srienz, fachlicher Mitarbeiter der zuständigen Gebietsbetreuung dazu ein differenzierteres Bild darstellt:

„Die ältere Generation hat oft das Erklärungsmuster, dass die Ausländer schuld sind. Aber Ausländer helfen nicht als Erklärungsmuster für Vereinsamung, für das Sterben von Freunden, für das Wegbrechen des SPÖ-Netzwerkes. Menschen mit Migrationshintergrund haben oft andere Netzwerke, feiern Feste, haben Zugang zu Tausch und Hilfe“ (Protokoll 6: 3: 17-20).

Während es noch vor einigen Jahrzehnten auch in Österreich häufig Familien mit mehr als zwei Kindern gab, scheinen sich viele heute einsame Menschen durch Großfamilien gestört

oder verunsichert zu fühlen. Dieses Phänomen beschreibt auch Claudia Mylius (2001, S.1): „Außerdem verunsichern die Neoösterreicher den altösterreichischen Mieter allein schon durch die Größe der Familie, die oft aus den Eltern und mehreren Kindern besteht und zu der sich eine große Verwandtschaft gesellt, die auch regelmäßig zu Besuch kommt. So befinden sich oft bis zu zehn Personen in den meist eher kleinen Wohnungen, was für österreichische Verhältnisse gänzlich unüblich ist und daher mit großer Skepsis betrachtet wird“.

Vor allem bei Krisen, seien sie familiär, finanziell oder beruflich scheinen sich vor allem die in Österreich geborenen und aufgewachsenen Menschen sehr zurückzuziehen. Daran, dass das nicht die einzige Möglichkeit ist mit Krisen umzugehen erinnert der Soziologe Reinhard Blomert. Blomert (1991: 100f.) beschreibt die Veränderung der Krisenverarbeitung von der Vergemeinschaftung zur Individualisierung: „Auch gesamtgesellschaftliche Krisen, etwa der Weltkrieg, wurden als persönliche Krisen erfahren, da sie so gut wie jeden in seinem persönlichen Lebensbereich betrafen. Und die Verarbeitung dieser Erfahrungen fand öffentlich statt, es gab gesellschaftliche Vorgaben, der Einzelne wurde nicht allein gelassen: Literatur, politisch-gesellschaftliche Mythen und religiöse Gefühlsverarbeitung erleichtern den Menschen ihre Orientierung und lassen ihn, wenn er sich trösten lassen will oder Unterstützung für seine Sinnfragen sucht, nicht allein“. Dieses gemeinsame Trösten und Halt Geben gibt es heute kaum mehr. Durch die zunehmende Individualisierung oder im Fall des Sandleitenhofes durch den Wegfall von Vereins- und Parteistrukturen sind viele MieterInnen mit ihren Krisen weitestgehend allein gelassen. Die gesamtgesellschaftliche Verarbeitung von Krisen ist laut Blomert (ebd.: 103) auch aufgrund von Fragmentierungstendenzen nicht mehr auf die Art und Weise möglich wie vor 60 Jahren: „[D]as vorbehaltlose Zugehörigkeitsgefühl von Menschen zu einer bestimmten Gruppe, Klasse und Nation beginnt sich zu lockern, wenn nicht gar zu verflüchtigen, man spricht von der ‚Fragmentierung‘ des Lebens, und damit der Zersplitterung der Lebenszeit und der Lebensgefühle im Verhältnis zu den verschiedenen Gruppen, denen man sich zugehörig fühlt. Die äußeren Bindungen verlieren ihren Zwangscharakter, während die inneren Zwänge eher zunehmen und stabiler werden“. Dies gilt insbesondere für jüngere Menschen, Menschen, die flexibel sind, und Menschen, die reichhaltige ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen besitzen. Die von mir interviewten älteren Menschen haben selten mehrere Bezugsgruppen, sondern vereinsamen eher, haben weniger Sozialkapital.

5.1.4. Macht und Ohnmacht

In einem gesellschaftlichen Klima permanenter Veränderungen stellt sich natürlich auch die Frage nach Einflussmöglichkeiten einzelner Personen und Personengruppen auf ihre jeweilige Umwelt.

Bei Kommunikation zwischen zwei Personen, die sich zu unterschiedlichen Kulturen zugehörig fühlen, spielen manche Faktoren eine größere Rolle als dies bei intra-kultureller Kommunikation der Fall ist. So werden Machtfaktoren, denen eine kulturell spezifische Bedeutung zugemessen wird, umso schneller Auslöser von Missverständnissen. Genderrolle, soziale Hierarchie, berufliche Stellung, Alter, Sprachfertigkeit und Sprachbarrieren, Zugehörigkeit zu einer Minderheit oder Mehrheit stellen Machtfaktoren dar, die Machtungleichheiten schaffen (vgl. Mayer/Boness 2004: 70). Ina-Maria Greverus (1995: 27) sagt sogar: „Und weiterhin glaube ich, dass sich Immigranten viel eher unterlegen als überlegen gegenüber der einheimischen Majorität fühlen. Sie erfahren oft Stigmatisierung, als gedachte und auferlegte, wenn auch meist nicht so sehr als Individuum, sondern als Mitglied eines Kollektivs auf der ‚anderen Seite‘“. Sie beschreibt auch ein Ohnmachtssyndrom von Menschen, die lange unterdrückt waren oder immer wieder marginalisiert werden: „Das Ohnmachtssyndrom (...) bedeutet einen verinnerlichten Komplex von Ohnmachtsanzeichen (als Handlungshemmungen) und reaktiven Verhaltensmustern“ (ebd.: 115).

Immer wieder gibt es den symbolischen Versuch sich gegen diese Ohnmacht aufzulehnen, und sei es nur durch grobe Worte, die Stärke ausdrücken sollen. Vermutlich handelt es sich bei der im folgenden Zitat beschriebenen Wandbeschriftung um einen solchen Kraftausdruck. So empört sich ein pensionierter Mieter über Schriftzüge auf den Mauern des Sandleitenhofes:

„Ja, und dann bin ich runter gegangen eines Tages, is eh jetzt, und da steht 'Wir Türken haben die Macht, wer darüber lacht wird umgebracht'“ (Interview A 2009: 6: 11-13).

Solche oder ähnliche Schriftzüge habe ich während meiner Aufenthalte im Sandleitenhof nicht feststellen können, sollte es öfter zur Bemalung von Wänden kommen, so werden diese Malereien wohl schnell wieder entfernt.

Ein anderer, paschtunischer Mieter verrät mir seine Rechtfertigung gegenüber Beschwerden anderer MieterInnen:

„Ich sag immer, so wie sie Miete zahlen, ich zahle auch Miete, ja? Sie wohnen da, ich wohne auch da“ (Interview C 2009: 4: 19-20).

Er gesteht jedoch im selben Gespräch, dass er und seine Familie eigentlich immer in Angst vor den eigenen NachbarInnen leben:

„Also meine Frau hat viel Angst. Natürlich habe ich auch Angst, wenn ich zur Arbeit gehe und ich kann nichts wissen, die können jederzeit irgendetwas machen wo meiner Frau und meinem Kind etwas passiert“ (Interview C 2009: 3: 27-29).

Ernüchternd ist in diesem Zusammenhang auch die Feststellung Foucaults (2005: 262): „Tatsächlich stehen Machtbeziehungen und Kampfstrategien in einem Verhältnis wechselseitiger Provokation, endloser Verkettung und ständiger Verkehrung. Die Machtbeziehung kann jederzeit zu einer Auseinandersetzung zwischen Gegnern werden – und wird dies gelegentlich auch. Umgekehrt führt Gegnerschaft innerhalb der Gesellschaft immer wieder zum Einsatz von Machtmechanismen.“ Berücksichtigt man also das Wesen von Machtbeziehungen, so wird klar, warum manche Konflikte so unglaublich prinzipiell ausgetragen werden müssen.

6. Weitere theoretische Überlegungen und Einordnung der Ergebnisse

6.1. Bedeutung der sozialen Stellung

Die soziale Stellung der BewohnerInnen trägt wesentlich zur Prägung einer bedeutungsgebenden Ordnung bei. Dabei ist zum Beispiel zu berücksichtigen, dass die Beschäftigungsfelder von Menschen mit Migrationshintergrund seit den Anfängen der Arbeitsmigration in Österreich auf wenige Branchen reduziert sind. Der Großteil der MigrantInnen, vor allem aus den klassischen Zuwandererländern wie der Türkei und den Ländern des Balkan, arbeitet in Bereichen mit einem niedrigen sozialen Prestige, hoher Arbeitsplatzunsicherheit, geringen Löhnen und kaum vorhandenen Aufstiegschancen. Das betrifft die Branchen: Beherbergungs- und Gaststättenwesen, Bauwirtschaft, Handel, Instandhaltung & Reparatur, Gesundheits-, Veterinär- und Sozialwesen sowie der Sachgütererzeugung (vgl. Wiener Integrationsfonds 2002). Berufliche Aufwärtsmobilität ist daher auch unter bereits lange in Österreich lebenden MigrantInnen kaum festzustellen. Allerdings gilt dies auch für jene ÖsterreicherInnen, die aufgrund ihres niedrigen Einkommens Zugang zu Gemeindewohnungen haben. Daher erscheint eine genauere Betrachtung der Gemeinsamkeiten der BewohnerInnen anhand der in der Kultur- und Sozialanthropologie und in der Soziologie von Pierre Bourdieu (vgl. 1982, 1983, 1987, 2005) entwickelten Begriffe von Habitus, vom praktischen Sinn, vom Feld, vom sozialen Raum sowie vom kulturellen und ökonomischen Kapital angebracht.

6.1.1. Habitus

Der Begriff „Habitus“ hat in philosophischen und soziologischen Theorien verschiedene Bedeutungen, wie zum Beispiel Anlage, Haltung, Erscheinungsbild, Gewohnheit oder Lebensweise. Bourdieu versteht den Habitus als Dispositionssystem sozialer AkteurInnen. Er sieht hier einen je nach sozialer Konditionierung entwickelten charakteristischen Lebensstil einer Person. Personen, die homogenen Lebensbedingungen unterworfen waren und daher homogene Anpassungsprozesse durchlaufen haben, entwickeln ihm nach ähnliche praktische Handlungsmuster. Bourdieu (vgl. 1982: 174ff.) spricht auch von „Klassenhabitus“, der nicht nur durch die Stellung innerhalb von Produktionsverhältnissen gekennzeichnet ist, also durch Beruf, Einkommen, Ausbildungsniveau, sondern auch zum Beispiel durch ethnische Zugehörigkeit oder Geschlecht bestimmt wird. Habitus ist für Bourdieu ein Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen. Da Klasse und Ethnizität eine wichtige Rolle bei Konflikten im Gemeindebau spielen, ist auch Habitus für diese Arbeit ein wichtiges Konzept.

Die Kulturdefinition bei Bourdieu bezieht sich allerdings vor allem auf Merkmale der "Außenwelten", das sind zum Beispiel: Kunstwerke, Theater, Konzerte, Gebäude, Sport, Ästhetik, Geschmack und Vorlieben. In diesem Zusammenhang spricht er von kulturellem Kapital. Zwar ist die Aneignung von kulturellem Kapital durch den Habitus untrennbar mit kulturspezifischen Merkmalen der "Innenwelten" (im besonderen die kulturspezifischen Bedeutungen, Werte, Normen, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata) verbunden, jedoch beschreibt Bourdieu Kulturelles in einer Art, die sich besser als Gebildetheit oder Kultiviertheit ins Deutsche übersetzen ließe. Bei der Definition von Kultur in dieser Arbeit wird Kultur als bedeutungsgebende Ordnung beschrieben, das entspricht in weiten Teilen der Habitusdefinition von Bourdieu.

Habitus ist also nicht biologisch und angeboren, sondern beruht auf Sozialisation, also auf individuellen und kollektiven Erfahrungen. Bourdieu (1987: 101) meint dazu: „Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata; er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen“. Mit diesem Konzept lässt sich nachvollziehen, warum die Hausordnung im Gemeindebau wesentlich weniger emotionale Relevanz für Konflikte hat als die sozialisierten Ordnungsvorstellungen.

Schwingel (2000: 60) meint in diesem Zusammenhang, dass für Bourdieu Habitus ein Erzeugungsprinzip und Klassifikationssystem ist:

- Wahrnehmungsschemata: dadurch wird die alltägliche soziale Welt strukturiert.
- Denkschemata: Alltagstheorien und Klassifikationsmuster werden gebildet, um die soziale Welt zu interpretieren; dazu gehören implizite, ethische Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen, aber auch ästhetische Maßstäbe zur Bewertung kultureller Objekte und Praktiken (kurz Geschmack und Lebensstil).
- Handlungsschemata: Diese bringen individuelle und kollektive Praktiken hervor.

Damit wird Habitus auch zum „System von Differenzen“ (Bourdieu 1982: 279) und ist mit „Alltagsverstand“ (Bourdieu 1987: 127) gekennzeichnet: „Weil die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wissen“ (ebd.). Oder auch: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man“ (ebd.: 135). So genannten Alltagsverstand vermissen viele BewohnerInnen des Sandleitenhofes bei ihren jeweiligen NachbarInnen, weil sie den jeweils anderen Habitus nicht deuten können.

Der Soziologe Markus Schwingel (2000: 64) schreibt zur sozialen Klasse: „Von der frühesten Kindheit an, vermittelt über die sozialisatorische Praxis, bestimmen die objektiv vorgegebenen materiellen und kulturellen Existenzbedingungen eines Akteurs, mithin die Lebensbedingungen seiner Familie und sozialen Klasse die Grenzen seines Handelns, Wahrnehmens und Denkens“. Diese Grenzen des Handelns und Wahrnehmens machen Kommunikation und damit auch Konfliktvermittlung besonders schwierig bei Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Prägungen. Stille Pädagogik schafft laut Bourdieu (1987: 128): „scheinbar unbedeutende Einzelheiten von Haltung, Betragen oder körperliche und verbale Manieren den Grundprinzipien des kulturell Willkürlichen Geltung zu verschaffen, die damit Bewusstsein und Erklärung entzogen sind“. Dies erklärt warum viele BewohnerInnen des Sandleitenhofes mir gegenüber artikulierten, dass sie sich nicht erklären können warum ihre jeweiligen NachbarInnen so schlechte Manieren haben.

Bourdieu schafft damit ein Analyseinstrument, das „zwischen Kultur und Bildung auf der einen und der Reproduktion und Legitimation bestehender Herrschaftsverhältnisse auf der anderen Seite besteht. (...) Durch die äußeren materiellen, kulturellen und sozialen Existenzbedingungen – d.h. durch die gesellschaftlichen Strukturen – und deren verinnerlichende Transformation in habituelle Denk-, Erwartungs- und Handlungsstrukturen werden lediglich die Grenzen möglicher und unmöglicher Praktiken festgelegt, nicht aber die Praktiken an sich“ (Schwingel 2000: 66f.). Wenn also durch eine gewisse Sozialisation ein

Habitus geformt wird, der manche Dinge undenkbar erscheinen lässt, so löst ein solch undenkbares Verhalten natürlich Aufregung und Schock aus. Jedoch weist Bourdieu (1987: 113) auch auf die Bedeutung des individuellen Lebenslaufes hin: „Jedes System individueller Disposition ist eine strukturelle Variante der anderen Systeme, in der die Einzigartigkeit der Stellung innerhalb der Klasse und des Lebenslaufes zum Ausdruck kommt. (...) Die Grundlage der Unterschiede zwischen den individuellen Habitusformen liegt in der Besonderheit der sozialen Lebensläufe“. Meine Erhebungen im Sandleitenhof haben gezeigt, dass die unterschiedlichen habituellen Denk-, Erwartungs- und Handlungsstrukturen allerdings für ein Zusammengehörigkeitsgefühl in der jeweiligen „Wir-Gruppe“ deutlich mehr betont werden als die durchaus unterschiedlichen Lebensläufe.

Zum Tragen kommen die sozialen Strukturen also nur, wenn sie durch Vollziehung zu Handlungsweisen werden, das erklärt Schwingel (2000: 75) wie folgt: „Soziale Strukturen sind als materielle Wirklichkeit nur existent im Zuge der Ausführung von individuellen oder kollektiven Praktiken“. Dies wird durch die unterschiedlichen Praktiken vor allem von banalen Tätigkeiten wie Müllentsorgung oder Essenszubereitung auch im Sandleitenhof deutlich.

Befindet sich ein Akteur oder eine Akteurin in einer Situation, in der es zu Interaktion mit fremden Kulturen kommt, wird der soziale Sinn des Habitus mit sozialen Strukturen und Ereignissen konfrontiert, die ihm so fremd und ungewohnt sind, dass er zum Scheitern verurteilt ist (vgl. Schwingel 2000: 76f.). Bourdieu (1987: 114) erläutert, wie der soziale Sinn auf Konfrontation mit Ungewohntem reagiert und damit ein Scheitern zu verhindern versucht: „Durch die systematische ‚Auswahl‘, die er [Anm.: der Habitus] zwischen Orten, Ereignissen, Personen des Umgangs trifft, schützt sich der Habitus vor Krisen und kritischer Befragung, indem er sich ein ‚Milieu‘ schafft, an das er so weit wie möglich vorangepasst ist, also eine relativ konstante Welt von Situationen, die geeignet sind, seine Dispositionen dadurch zu verstärken, dass sie seinen Erzeugnissen den aufnahmebereitesten Markt bieten“. Im Gemeindebau versuchen die BewohnerInnen mit denen ich ins Gespräch kam vor allem ihr Milieu zu beschönigen und zu verteidigen.

Im konkreten Fall meiner Erhebungen ist diese absichtliche Auswahl von einem „Milieu“ aufgrund der Zuteilung von Wohnungen basierend auf Reihung von Vormerkscheinen bei der Besiedlung von Gemeindebauten quasi nicht möglich. Die auf den Beurteilungsschemata beruhenden Meidungsverhalten des Habitus können daher nur schwer in die Praxis umgesetzt werden. Räumliche Trennung oder Fernhalten von schlechtem Umgang ist kaum realisierbar, wenn man sich Gemeinschaftsräume, Stiegenhaus und Hof teilt.

Denkt man weiter, muss man sich also fragen wie Anpassung trotzdem gelingen kann. Schwingel (2000: 78) beschreibt Mögliche Bedingungen für eine gelungene Anpassung: „Solange (...) die eingelebte Erfahrung der sozialen Welt und die ihr zugrunde liegenden habituellen Schemata nicht durch neue Erfahrungen infrage gestellt werden, kann sich die Alltagsvernunft in ihrer Abgestimmtheit auf die momentanen Zustände und Erfordernisse der Praxis wohlweislich einrichten“. Jedoch werden durch den Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund die einverlebten Denk- und Handlungsmuster ständig in Frage gestellt. Die unterschiedlichen Gruppen, die im Gemeindebau leben, teilen also nicht den „Sinn für das Schickliche und das Unschickliche“ (Bourdieu 1982: 392).

Die physische Ausweglosigkeit führt zu einem Phänomen, das im urbanen Raum häufiger auftritt: „Stadtleben bedeutet soziale Verdichtung im Raum, d.h. räumliche Nähe kann größtmögliche soziale Distanz bedeuten, wobei soziale Distanz bzw. soziale Ungleichheit auch oft räumlich sichtbar wird (Segregation)“ (Nigg 2005: 29). Zwar kann man innerhalb eines Gemeindebaus, indem die Wohnungen nach Wohnbedarf zugeteilt werden, kaum von Segregation sprechen, jedoch findet man deutliche räumliche Trennungen von unterschiedlichen sozialen Gruppen, zum Beispiel in der Hofnutzung, wieder. Bei meinen Aufenthalten in den Höfen des Sandleitenhofes wurde dies immer wieder deutlich.

6.1.2. Soziale Felder

Soziale Felder⁶⁴ legen den Rahmen denkbarer und undenkbarer Spiel-Praktiken fest, Schwingel (2000: 82) führt zur Rolle von Feldern weiter aus: „Die feldspezifischen Regeln stellen eine Form von Zwang dar, dem sich die Akteure nicht entziehen können, ohne das Spiel zu verlassen, d.h., ohne aus dem entsprechenden Feld auszutreten“ (Schwingel 2000: 82). Soziale Felder sind nach Bourdieu (1987: 123): „Ergebnis eines langwierigen und langsamen Verselbständigungsprozesses (...) nicht bewusst zur Teilnahme, sondern wird in das Spiel hineingeboren, mit dem Spiel geboren“. Einige der BewohnerInnen des Sandleitenhofes sind dem Anschein nach in das Feld „Gemeindebau“ hineingeboren, umso schwieriger scheint es für die neu hinzukommenden BewohnerInnen die Spiel-Praktiken zu erkennen oder zu verstehen.

Schwingel (2000: 98) verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Entwicklung von Dynamiken beim Versuch der Kapitalsakkumulation: „Innerhalb der verschiedenen Felder gibt es eine historische Dynamik, die auf die strategischen Auseinandersetzungen der um die Akkumulation von Kapital streitenden Akteure zurückzuführen ist“ (Schwingel 2000: 98). Es finden permanent Kämpfe statt um die Aneignung und Bewahrung von Kapitalressourcen, im

⁶⁴ Orte sozialer Praxisformen (vgl. Bourdieu 1987).

Gemeindebau bestehen solche Kämpfe aus einfordern von Definitionsmacht, Vergleich der sozialen Netzwerke oder Priorisierung der eigenen Bedürfnisse gegenüber den jeweils anderen Bedürfnissen.

6.1.3. Kapitalformen

Eine weitere Art der Einschränkung entsteht durch Ressourcenknappheit. Bourdieu (2005: 49) nennt spezifische Ressourcen „Kapital“: „Kapital ist akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Material oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“. Kapital ist für Bourdieu (2005: 58) Macht, und er nennt verschiedene spezifische Kapitalformen (oder Machtformen): „Die ungleiche Verteilung von Kapital, also die Struktur des gesamten Feldes, bildet somit die Grundlage für die spezifischen Wirkungen von Kapital, nämlich die Fähigkeit zur Aneignung von Profiten und zur Durchsetzung von Spielregeln, die für das Kapital und seine Reproduktion so günstig wie möglich sind“. Die Kämpfe um Definitionsmacht im Sandleitenhof wären also nach Bourdieus Konzepten Kämpfe um die Durchsetzung der Spielregeln im Feld.

6.1.3.1. Das ökonomische Kapital

Das ökonomische Kapital bezieht sich vor allem auf Bargeld sowie Grund- und Immobilienbesitz (vgl. Bourdieu 2005, Bourdieu 1982, Schwingel 2000). Im Sinne von ökonomischem Kapital sind die von mir interviewten BewohnerInnen einander ähnlich. Sie verfügten beim Erlangen des Vormerkscheins weder über größeres erspartes ökonomisches Kapital, nicht über Immobilienbesitz, und nicht über ein besonders hohes Einkommen. Hohes ökonomisches Kapital wäre ein Ausschlussgrund für einen Vormerkschein für eine Gemeindewohnung gewesen. Zudem haben jene Menschen, mit denen ich gesprochen habe, wenige Chancen, ökonomisches Kapital zu akkumulieren. PensionistInnen können weder Beförderungen noch wesentliche Gehaltssprünge oder Karriereanstiege erwarten, da sie bereits pensioniert sind. Auch jene BewohnerInnen, die nicht fließend Deutsch sprechen, werden sich schwer tun Kapital zu akkumulieren. Es handelt sich hier nämlich nicht um Expatriates von internationalen Institutionen oder multinationalen Firmen, sondern häufig um Menschen, die aufgrund ihrer mangelnden Kenntnis der Amts- und Mehrheitsprache in Österreich häufig auf manuelle Arbeit festgeschrieben sind. Sie haben daher vermutlich auch keine großen Gehalts- oder Karrieresprünge in Aussicht.

6.1.4. Das kulturelle Kapital

Das kulturelle Kapital existiert laut Bourdieu in inkorporiertem Zustand (dauerhafte Disposition des Organismus), in objektiviertem Zustand (kulturelle Güter) und in institutionalisiertem Zustand (Objektivierung) (vgl. Bourdieu 2005: 53). Vor allem passiert die „Transmission des kulturellen Kapitals in der Familie“ (ebd.: 55), Bourdieu (ebd.: 56) fährt fort: „inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden“. Kulturelles Kapital besitzt also jeder, die Bandbreite und Vielfalt des kulturellen Kapitals der von mir Beobachteten BewohnerInnen des Sandleitenhofes ist nicht immer sehr groß (niedriger Bildungsstand, wenig Zugang zur so genannten Hochkultur, wenige Bücher im Haushalt usw.).

6.1.4.1. Das soziale Kapital

Nachdem die beiden erst genannten Kapitalformen nicht sehr zugänglich sind für die BewohnerInnen eines Gemeindebaus ist das soziale Kapital wohl das wichtigste, weil auch am ehesten ausbaubare. Bourdieu (1983: 190f.) definiert das soziale Kapital wie folgt: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“. Der Umfang des Sozialkapitals, das einzelne besitzen, hängt sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die tatsächlich mobilisierbar sind, als auch von dem Umfang der gesamten zur Verfügung stehenden Ressourcen, die diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht (vgl. ebd.). Dies fällt doppelt ins Gewicht, einerseits bei BewohnerInnen mit Migrationshintergrund, deren FreundInnen, Verwandte, ArbeitskollegInnen häufig auch wenig kulturelles, ökonomisches und soziales Kapital akkumuliert haben.

Bei den (ehemaligen) SPÖ-Mitgliedern ist dies häufig ein Ausdruck ihres Statusverlustes, denn durch den Wegfall der regelmäßigen Besuche von Vertrauenspersonen wird ihr Kontakt zu tatsächlichen EntscheidungsträgerInnen (Vorsitzende von Wohnraumkommissionen, BezirksvorsteherInnen, GemeinderätInnen usw.) stets weniger, durch ihr Alter und das Sterben von FreundInnen wird ihr Netzwerk generell kleiner, durch die Pensionierung erweitert sich ihr ökonomisches Kapital, und auch das ihres Umfeldes, wohl eher nicht mehr und etwas provokant - auch durch die Professionalisierung mit KundInnenzentren anstatt der örtlich ansässigen und anfütterbaren WohnungsinspektorInnen wurde ihr Einflussradius verringert. Dem steht gegenüber, dass Kindern tendenziell weniger Ressourcen zur Verfügung

stehen: „Kinder sind für die Gestaltung ihres Alltags auf die familiären Ressourcen angewiesen, nicht nur auf die materiellen, sondern auch die sozialen und kulturellen“ (Chassé 2004: 152). Hat die Familie wenige ökonomische Ressourcen, so sind die Kinder eben nicht in Vereinen, in Musik- und Sportstunden, sondern sind auf Spielen im Hof angewiesen, was wiederum zu weniger kulturellem und sozialem Kapital führt.

Die Änderungen in der demographischen Zusammensetzung des Gemeindebaus haben nicht nur zur Folge, dass bei vielen der Eindruck entsteht, dass die Wir-Gruppe kleiner wird, zudem fehlt auch noch die Aussicht auf die von Bourdieu (ebd.: 192) beschriebene Reproduktion: „Mit der gegenseitigen Anerkennung und der damit implizierten Gruppenzugehörigkeit wird so die Gruppe reproduziert“.

Der Umfang des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals der Menschen, mit denen man in Beziehung steht, ist ausschlaggebend für die Akkumulation des eigenen Sozialkapitals: „Für die Reproduktion von Sozialkapital ist eine unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich die gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt. Bei der Beziehungsarbeit wird Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital verausgabt“ (ebd.: 193). Leider wird in die gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschen mit und Menschen ohne Migrationshintergrund wenig investiert. Dies könnte unter anderem auch dadurch begünstigt werden, dass mit dieser Erweiterung des sozialen Netzwerkes keine zusätzliche Akkumulation von Sozialkapital zu erwarten ist, denn nur in nutzbringende Beziehungen wird investiert. „Beziehungsnetz ist das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewusst oder unbewusst auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (Bourdieu 2005: 65). Warum neue MitbewohnerInnen eine Bedrohung für Alteingesessene darstellen können, erklärt Bourdieu (2005: 66) folgendermaßen: „mit der Einführung neuer Mitglieder in eine Familie, einen Clan oder einen Club wird die Definition der ganzen Gruppe mit ihren Grenzen und ihrer Identität aufs Spiel gesetzt und von Neudefinitionen, Veränderungen und Verfälschung bedroht.“

Habitus gestaltet Bedeutungen, Werte, Normen, Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata und ist daher eine bedeutungsgebende Ordnung. In Krisen suchen Menschen Halt und ihr Habitus bestimmt, dass sie sich ein Milieu schaffen wollen, an das sie möglichst vorangepasst sind. Im Fall des Sandleitenhofes scheitert dieses Durchsetzen der Spielregeln des jeweiligen Habitus und Milieus an mangelndem Kapital der BewohnerInnen und führt daher zu noch mehr Verunsicherung beziehungsweise schafft Abwehrreaktionen

aufgrund dieser Verunsicherung, und zwar nicht nur bei den Menschen mit Migrationshintergrund, denen die geringsten Ressourcen attestiert werden, sondern auch bei den Menschen ohne Migrationshintergrund.

6.2.Arbeiterkultur und Kapitalformen: die veränderte Rolle der SPÖ im Gemeindebau.

Die Arbeiter von Wien⁶⁵

Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt,
wir sind der Sämann, die Saat und das Feld.
Wir sind die Schnitter der kommenden Mahd,
wir sind die Zukunft und wir sind die Tat.
So flieg, du flammende, du rote Fahne,
voran dem Wege, den wir ziehn.
Wir sind der Zukunft getreue Kämpfer,
wir sind die Arbeiter von Wien.

2

Herrn der Fabriken, ihr Herren der Welt,
endlich wird eure Herrschaft gefällt.
Wir, die Armee, die die Zukunft erschafft,
sprengen der Fesseln engende Haft.

3

Wie auch die Lüge uns schmähend umkreist,
alles besiegend erhebt sich der Geist.
Kerker und Eisen zerbricht seine Macht,
wenn wir uns rüsten zur letzten Schlacht.

In der Zwischenkriegszeit wurden die neu errichteten Gemeindebauten fast ausschließlich mit ArbeiterInnen besiedelt. Die Gemeindebauten boten ArbeiterInnenfamilien würdige Wohnbedingungen mit fließendem Wasser und eigenem WC. Mit Waschküche, Kindergarten,

⁶⁵ Seit sich ArbeiterInnen in der ArbeiterInnenbewegung organisiert haben, bedienten sie sich des politischen Volksliedes. Diese politischen und sozialen Lieder schilderten die Lebensrealität der ArbeiterInnen, sie spielen daher eine wichtige Rolle in der ArbeiterInnenkultur. Das Lied „Die Arbeiter von Wien“ drückt dabei die Hoffnung und eigentlich auch den Glauben an eine bessere Zukunft aus. Zwar weisen Textzeilen wie „Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt“ darauf hin, dass sich Veränderung nicht einfach einstellt, sondern dass daran gearbeitet werden muss, jedoch scheinen dies viele GemeindebaubewohnerInnen heute nicht mehr präsent zu haben, denn viele warten nur, dass ihre Probleme für sie gelöst werden. Der Text des Liedes stammt vom Historiker, Journalisten, tschechischen Diplomaten und Schriftsteller Fritz Brügel (1897- 1955).

Grünflächen, Mütterberatungsstelle, Zahnklinik und Läden auf dem Gelände sowie sozialdemokratischem Parteilokal. Wer noch kein „Roter“ oder keine „Rote“ war, sollte spätestens durch den Einzug in den Gemeindebau eineR werden. Gemeindebauten sind Ausdruck der neu gewonnenen Macht der Wiener SozialdemokratInnen und ihres Ziels eines umfassenden Kulturprogramms; dabei zeigt sich: „Streben der Austromarxisten, in ihrem Machtbereich Wien eine neue, beispielhafte, proletarische ‚Gegenkultur‘ zu schaffen“ (Hautmann/Hautmann 1980: 202).

Die älteren (ehemaligen) SPÖlerInnen sind eine Kultur für sich. Sie verwenden eine gemeinsame FunktionärInnensprache von Grußformeln (Freundschaft) und Anreden (Genosse und Genossin), eigene Terminologie bis hin zu Abkürzungen oder technischem Parteijargon (Sektion, Arbeiterheim, usw.). Sie haben ihre eigene Geschichte, die Geschichte des „Roten Wiens“, mit ihren eigenen Tragödien und KämpferInnen, mit den HeldInnenschichten der Februarkämpfe und den TheoretikerInnen und Köpfen aus der Parteigeschichte (von Karl Marx und Friedrich Engels über Otto Bauer, Hugo Breitner, Julius Tandler bis hin zu Bruno Kreisky und vielen mehr). Viele Gemeindebauten erinnern per Namensgebung an diese HeldInnen⁶⁶. Der Gemeindebau galt als ArbeiterInnenfestung und einige Höfe waren das auch: Festungen des bewaffneten Kampfes, in den Tagen des Bürgerkrieges im Februar 1934. Sie haben ihr eigenes Liedgut, ihre Hymnen, Rituale und Umgangsformen (Bruderkuss, alle GenossInnen sind per du) und Feiertage wie den 1. Mai, den Tag der Arbeit, der mit Aufmärschen und Fahnen gefeiert wird oder im Herbst den Tag des Kindes, mit traditionellen Spielefesten. Bei meinen Aufenthalten im Sandleitenhof hörte ich oft Aussagen wie diese eines 70-jährigen beim Matteottiplatzfest:

⁶⁶ Um einige Beispiele von Sozialistischen „Helden“ zu nennen, nach denen in der Zwischenkriegszeit Gemeindebauten benannt wurden, hier eine Auswahl:

3. Bezirk, Hanuschhof, erbaut 1923-25, Ferdinand Hanusch war ein sozialdemokratischer Politiker, Gründer der Arbeiterkammer und prägender Mitgestalter der österreichischen Sozialpolitik in der Ersten Republik.

5. Bezirk, Matteottihof, erbaut 1926-27, Giacomo Matteotti war ein italienischer Politiker und Generalsekretär der Partito Socialista Unitario (PSU).

5. Bezirk, Reumannhof, erbaut 1924-26, Jakob Reumann war ein sozialdemokratischer Politiker und Bürgermeister von Wien.

10. Bezirk, Viktor-Adler-Hof, erbaut 1923-24, Viktor Adler war österreichischer Politiker und Begründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

11. Bezirk, Friedrich-Engels-Hof, erbaut 1925-26, Friedrich Engels war deutscher Politiker und entwickelte gemeinsam mit Karl Marx eine revolutionäre, soziale Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie.

12. Bezirk, Bebelhof, erbaut 1925-27, August Bebel war einer der Begründer der organisierten sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

12. Bezirk, Liebknechtthof, erbaut 1926-27, Karl Liebknecht war ein deutscher und internationalistischer Sozialist und Antimilitarist.

19. Bezirk, Karl-Marx-Hof, erbaut 1924-25, Karl Marx war deutscher Philosoph und kritischer Journalist und entwickelte gemeinsam mit Friedrich Engels eine revolutionäre, soziale Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie.

21. Bezirk, Karl-Seitz-Hof, erbaut 1926-31, Karl Seitz war Parteivorsitzender der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), Präsident des Nationalrates und Bürgermeister von Wien.

„Wir waren lauter rote Beamte, Eisenbahner und Postler, am 1. Mai sind wir alle mit der Uniform unter der roten Fahne marschiert“ (Protokoll 1 2009: 1: 10-11).

Es gab und gibt viele Organisationen und Vereine, vom Arbeiter-Samariterbund bis zum Bund sozialdemokratischer AkademikerInnen, vom Arbeiter-Fischereiverein bis zum Arbeitersänger-Verein oder der Volkshilfe. Manche Einrichtungen, die zum sozialdemokratischen Leben im Gemeindebau gehörten, gibt es nicht mehr, wie den Konsum, oder sie haben sich wesentlich verändert, wie beispielsweise ehemals verstaatlichte Betriebe und sozialdemokratische oder gewerkschaftliche Hochburgen, wie die Österreichische Bundesbahn oder die Post. Es gibt ein sozialdemokratisches/sozialistisches Wertesystem mit Freiheit, Gleichheit, Solidarität und Gerechtigkeit als Grundgerüst, eine Weltsicht, eine gemeinsame Ideologie. Der Einzug in eine Gemeindewohnung kurz nach dem zweiten Weltkrieg bedeutete ein Privileg.

Diese umfassenden Traditionen, die Organisation des sozialdemokratischen Lebens vom Wäschepaket bei der Geburt, über Mütterberatung, Kindergärten, Waschküche, Vereinslokale, Parteisektion, Gemischtwarenhandel bis hin zur Post war alles im eigenen Gemeindebau zu finden. Dieser Mikrokosmos, Sandleiten, die Stadt in der Stadt, gemeinsam mit einem sehr mieterInnenfreundlichen Mietrecht führt dazu, dass „der Bau“ häufig als Eigentum gesehen wird. Dies wird sicherlich durch die Weitergabebestimmungen (siehe Kapitel 5c) verstärkt. Ältere Menschen, und im Besonderen (ehemalige) SPÖ-FunktionärInnen, versuchen also auf nahezu staatstragende Weise ihre Stellung zu behaupten, ihre Ressourcen auszubauen oder zu bewahren. Zur Macht von Verwaltungen über die Lebensweise der Menschen beschreibt Foucault (2005: 244) eine Haltung, die sicherlich auch in abgewandelter Form auf viele ältere (ehemalige) SPÖ-FunktionärInnen zutrifft: „Es handelt sich um Kämpfe, die den Status des Individuums in Frage stellen. Einerseits treten sie für das Recht auf Anderssein ein und betonen alles, was die Individualität des Individuums ausmacht. Andererseits wenden sie sich gegen alles, was das Individuum isoliert und von den anderen abzuschneiden vermag, was die Gemeinschaft spaltet, was den Einzelnen zwingt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und was ihn an seine eigene Identität bindet.“

Die (ehemaligen) SPÖ-FunktionärInnen im Gemeindebau fühlen sich im Recht und im Rahmen der Norm: „Dies macht den Unterschied aus zwischen der legitimen Kultur der Klassengesellschaften, die ein Herrschaftsprodukt ist, dazu bestimmt, Herrschaft auszudrücken und zu legitimieren“ (Bourdieu 1982, 359). Für die Wiener ArbeiterInnenkultur gilt sicherlich: „Erst durch (...) Demonstrationen, Kundgebungen, Parteitage, Streiks, usw. konstituieren sich soziale ‚Klassen‘ als politisch wahrnehmbare und handlungsfähige Gruppierungen“ (Schwingel 2000: 121).

SPÖ-Mitgliedschaft und SPÖ-Nähe wurde über Jahrzehnte hinweg als entscheidender Machtfaktor betrachtet, so meinte zum Beispiel Oliver Schrader (1998: 121): „Parteinähe scheint (...) eine Voraussetzung zu sein, die das Zutrauen in den eigenen Einfluss stärkt – einerseits weil man dazugehört, andererseits weil Verbindungen zur Partei oder zumindest ein Wissen um Einflüsse in der Verwaltungsstruktur bestehen (...) das subjektive Machtgefühl und damit die Bereitschaft sich zu engagieren war jedoch eindeutig [Anm.: höher]“. Diese Beschreibung Schraders stimmt überein mit der Beschreibung von Sozialkapital im Sinne von Bourdieu (2005: 63): „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“.

Die verbindende Vision einer besseren Zukunft: „Wir sind der Zukunft getreue Kämpfer, wir sind die Arbeiter von Wien“ (Text: Die Arbeiter von Wien).

Diese Vision wurde nicht für alle erfüllt. Trotz vieler politischer Versprechen gibt es heute in Gemeindebauten viele PensionistInnen, viele von ihnen sind alte Menschen, die entweder keine Familie haben oder deren Familien längst nicht mehr im Gemeindebau wohnen. In der Pension wird es keine groben Gehaltsprünge (also Pensionserhöhungen) mehr geben, kein Karrieresprung ist mehr möglich. Die Vereinstrukturen von früher sind nicht mehr da, die NachbarInnen oft unbekannt, die FreundInnen oft verzogen oder verstorben. Die NachbarInnen und ParteigenossInnen, mit denen man gleichzeitig eingezogen ist, mit denen man zeitgleich Kinder aufgezogen hat, sind nicht mehr da. Das sinnstiftende Element der Parteiarbeit fehlt häufig.

Es gab allerdings nicht nur durch das Vereinsleben einen regelmäßigen Parteikontakt, sondern auch durch die Kassierung des Mitgliedsbeitrags. Monatlich kam einE ParteifunktionärIn zu Besuch, um den Mitgliedsbeitrag einzusammeln: „Der Kontakt zwischen der Organisation und den Mitgliedern wurde über die Vertrauensperson gehalten, die allmonatlich an die Tür derjenigen Parteimitglieder, für die sie verantwortlich war, klopfte“ (Kulemann 1982: 309). Bei diesen regelmäßigen Besuchen wurde natürlich auch über Neuigkeiten gesprochen, es konnten Beschwerden oder Sorgen angebracht werden. Es hat jemand Interesse gezeigt und sich um die Anliegen gekümmert.

Die verbandliche, engmaschige Parteistruktur hatte auch klare Bildungs- und Reformziele: „Teilweise flossen in diese Organisationen Ansätze einer sozialistischen Lebensreformbewegung ein, die versuchte die Lebensgestaltung der ArbeiterInnenschaft bewusst entgegen den bürgerlichen Normen zu beeinflussen. Inhalte dieser

Lebensreformbewegung lassen sich in den sonntäglichen Ausflügen in die Natur, einer eigenständigen Körperkultur und einer gemeinschaftlichen Festkultur finden. Es entwickelte sich ein puritanischer sozialistischer Sittenkodex, der weniger Ergebnis ideologischer fundierter Überlegungen war, sondern die Negation bürgerlicher Erscheinungsformen darstellte“ (Vaskovich 1998: 51).

Heute sind fast alle SPÖ-Mitglieder ZahlscheinzahlerInnen, doch viele Gemeindebau BewohnerInnen beschwerten sich noch immer darüber, dass niemand mehr „kassieren“ kommt. Mit dem Wegfallen der WohninstpektorInnen und dem Abschaffen der HausbesorgerInnen ist die Institution der persönlichen Kassierung ein weiterer Bereich, bei dem der regelmäßige Kontakt wegfällt, eine weitere Verkleinerung des Netzwerkes älterer GemeindebaubewohnerInnen und damit Verkleinerung ihres sozialen Kapitals.

Vom Gemeinschaftsgefühl zur Individualisierung – „Wir, die Arme, die die Zukunft erschafft, sprengen der Fesseln engende Haft.“ (Text: Die Arbeiter von Wien)

Die Kulturarbeit der Sozialdemokratie ist auf Gemeinschaft und Miteinander aufgebaut: „Die rote Stadtverwaltung hat am Höhepunkt ihres Wirkens, in den Jahren 1923 bis 1929, nichts weniger versucht, als im Gemeindewohnbau die ethisch-moralischen Normen der Arbeiterklasse – proletarische Solidarität, gegenseitige Hilfe und Unterstützung, Organisiertheit, Streben nach Übereinstimmung zwischen individuellen und kollektiven Interessen – zum Gradmesser der zwischenmenschlichen Beziehungen ihrer Einwohner zu machen“ (Hautmann/Hautmann 1980: 204). Das Wir-Gefühl und der Zusammenhalt sind heute nicht mehr in dieser Form gegeben, das Feindbild nicht mehr klar. Die zunehmende Vereinsamung sprengt keine Fesseln mehr, sondern bewirkt neue, angstbeladene Einschränkungen. Ein Beispiel dafür ist die Aussage einer Mieterin beim Hofgespräch:

„Ja, ich geh eh bald in ein Heim, weil es klopft keiner bei mir an, und es ruft keiner bei mir an und es merkt ja niemand, wenn ich sterbe“ (Protokoll 6 2009: 2: 19-21)

Oder auch eine Episode beim Matteottiplatzfest, bei dem DI Semtana berichtet, zeigt dieses Problem ebenfalls:

„Wie man in den Wald ruft so hallt es zurück, häufig reagieren Jugendliche und Kinder ungehalten auf die Ermahnungen älterer MieterInnen“ (Protokoll 2 2009: 5: 6-7).

Ein alter Mann sagt dazu:

„Des muas i ma g'foin lüssn? Und des wo i 60 Jähr Mitgliedsbeitrag [Anm.: der SPÖ] zoid hãb“ (Protokoll 2 2009: 5: 7-9).

Es gibt kaum Erwartungen an die Zukunft, vor allem nicht mehr bei jenen Interviewten, die in den 30er Jahren geboren wurden. Mein Eindruck im Sandleitenhof war durchwegs, dass sie am liebsten einfach den Status quo erhalten würden und sich daran erfreuen, dass alles so

bleibt wie es ist, oder sogar wieder ein wenig so wird, wie es mal war. Die Zukunft wird nicht als Gestaltungsraum gesehen, sondern als bedrohliches Unbekanntes. Viel Enttäuschung, Zukunftsangst und Frustration ist zu spüren. Dass, in heiklen Situationen der Verunsicherung durch veränderte Lebensumstände, ein besonderes Verlangen nach Halt in einer Gemeinschaft besteht, stellt auch der Soziologe Reinhard Blomert (1991: 100) fest: „Besonders in kritischen Momenten, bei Arbeitslosigkeit, Krankheit oder in ähnlichen Situationen sind diese Wertegemeinschaften [Anm.: gesellschaftliche Institutionen der Sinnvermittlung] gefragt“ (Blomert 1991: 100). Veränderung wird also nicht als Chance begriffen sondern als beängstigende Bedrohung wahrgenommen.

Hoffnungsfroh in die Zukunft? „Wir sind die Schnitter der kommenden Mahd, wir sind die Zukunft und wir sind die Tat.“ (Text: Die Arbeiter von Wien)

Gerade ältere GemeindbaubewohnerInnen und (ehemalige) SozialdemokratInnen haben mir vermittelt, dass sie viel für diese Republik getan haben. Als junge Erwachsene haben sie mitgeholfen diese Republik aufzubauen und versuchten das Beste aus den Trümmern, die der 2. Weltkrieg hinterlassen hat, zu machen. Nach all den Mühen des Wiederaufbaus und der jahrelangen Arbeit meint ein Pensionist, die Parteitreuen sollen doch jetzt endlich den Lohn für ihren Einsatz erhalten:

„Weil wir Roten so viel g'macht haben, leben die [Anm.: Ausländer] heut' im Paradies“ (Protokoll 1 2009: 1: 21-22)

oder

„es geht eana z'guat, dera Jugend“ (Protokoll 1 2009: 1: 22)

Beides sind klassische Aussagen, die starke Verbitterung widerspiegeln.

Feindbild verzweifelt gesucht – „Herrn der Fabriken, ihr Herren der Welt, endlich wird eure Herrschaft gefällt.“ (Text: Die Arbeiter von Wien)

Viele der kämpferischen Versprechen aus dem ArbeiterInnenliedgut wurden nicht eingelöst, die Unternehmer sind schon lange nicht mehr Feindbild Nr. 1 einer Sozialdemokratie im Dritten Jahrtausend, im Gegenteil: es gibt Unternehmensförderungen mit dem Ziel, weitere Arbeitsplätze zu schaffen. Politik ist komplexer geworden, die Vereins- und Parteistrukturen funktionieren nicht mehr wie früher, die Netzwerke sind brüchiger geworden. Bei all den hohen Erwartungen gibt es jetzt herbe Enttäuschung und Ratlosigkeit:

„Viele gehen ned mehr wählen, weil eine andere wie die Roten wähl I ned“ (Protokoll 1 2009: 2: 1-2).

Dies gilt nicht nur für den Sandleitenhof, so beschreiben die Mediatorinnen, mit jahrelanger Erfahrung bei Nachbarschaftskonflikten, Hasanagic und Szerb-Mantl (2004: 30): „Der Kampf um die Macht wird zunächst nicht mit der Gemeinde ausgetragen, sondern primär mit den betroffenen NeumieterInnen. Erst in der 2. Runde wendet man sich dann gegen die Gemeinde

Wien, vertreten durch ‚Wiener Wohnen‘ und droht dieser die ‚Rechnung bei der nächsten Wahl zu präsentieren‘“. Foucault (2005: 244) erklärt das von den Mediatorinnen beschriebene Phänomen, wie folgt: „Erstens kritisieren die Menschen jene Machtinstanzen, die ihnen am nächsten sind und auf den Einzelnen einwirken. Sie suchen nicht nach dem ‚Feind Nr. 1‘ sondern nach den unmittelbaren GegnerInnen. Zweitens denken sie nicht, dass die Lösung ihrer Probleme irgendwo in der Zukunft läge (das heißt im Versprechen einer Befreiung oder einer Revolution, in der Hoffnung auf ein Ende des Klassenkampfes)“.

7. Schlussfolgerungen und Ausblick

Ob bestimmte Werte, Wahrnehmungen, Bewertungen, Bedeutungen als gut oder schlecht angesehen werden, ist kulturell, sozial, individuell und zudem immer situativ und kontextual bedingt. Ferner sind Wahrnehmungen durch Sozialisation, Ethnozentrismen, Stereotypen und Vorurteile gefiltert. Sowohl artikulierte Kommunikation als auch nonverbales Verhalten werden bei unterschiedlichen bedeutungsgebenden Ordnungsschemata auch unterschiedlich interpretiert. All dies sind Faktoren, die Konfliktverhalten beeinflussen, egal ob die kulturelle Zugehörigkeit als Gemeinsamkeit oder als Unterschied wahrgenommen wird.

Die vorliegende Diplomarbeit stellt den Versuch dar, ausgehend von einem konkreten Fallbeispiel, das vom Gemeindebau „Sandleitenhof“ im 16. Wiener Gemeindebezirk, die Rolle von kulturellen Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten zu klären. Wie sind Konfliktverläufe also durch kulturelle Zugehörigkeiten beeinflusst? Stellt Kultur eine tatsächliche Konfliktursache dar oder ist Kultur vielmehr ein vorgegebener Konfliktgegenstand hinter dem sich ganz Anderes verbirgt?

Um die Forschungsfrage zu beantworten habe ich neben Literaturrecherche auch selbst Daten durch teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews erhoben. Ich konnte dabei feststellen, dass bei Konflikten im Gemeindebau zunächst oft das „Anderssein“ als Konfliktursache angenommen wird. Die Beschwerden, die mir zugetragen wurden, reichen von als unangenehm empfundenen Gerüchen über Lärm, verursacht durch Kinder und Besuch, über Verschmutzung durch falsche Müllentsorgung bis hin zu anderen Vorstellungen von Manieren. Laut sein, unangenehme Gerüche erzeugen, Kinder haben und den Müll schlampig entsorgen, aber auch Herausforderungen im Zusammenleben von Menschen, die sich derselben Kultur zugehörig fühlen, stellen daher per se keine spezifisch kulturellen Konfliktthemen dar. Die Konflikte, die in den Interviews und Gesprächen erwähnt wurden, waren so gesehen also keineswegs nur interkulturelle Konflikte. Die Konfliktverläufe wurden allerdings durchaus von den kulturellen Zugehörigkeiten beeinflusst.

In den mir gegenüber erläuterten Konfliktfällen handelte es sich öfter um Generationenkonflikte, wo das Spielbedürfnis von Kindern dem Ruhebedürfnis von älteren Menschen gegenübergestellt wurde. Das Ausbrechen eines Streites hatte bei genauer Betrachtung also nichts mit der Herkunft, Muttersprache oder Religionszugehörigkeit der Konfliktparteien zu tun, sondern häufiger einfach mit unterschiedlichen Bedürfnissen aufgrund von unterschiedlichem Familienstand oder Lebensalter. Zur fälschlichen Einordnung dieser Konflikte als Kulturkonflikte kam es anscheinend, weil viele der Mütter und Väter in kinderreichen Familien auch Migrationshintergrund haben und dies schnell zu einer Kulturalisierung von Konflikt führt.

Bei unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten werden auch oft Missverständnisse als sprachliche oder definatorische und damit kulturelle Missverständnisse deklariert, die vermutlich eher als Unvereinbarkeiten von Bedürfnissen einzustufen sind. Solche Unvereinbarkeiten wirken auf BewohnerInnen mit geringem „sozialem Kapital“ allerdings teilweise bedrohlich. Die Affektreaktion daraufhin ist es, jemandem die Schuld für die real empfundene Bedrohung zuzuschieben.

Die Unzufriedenheit älterer BewohnerInnen führt schließlich auch zu einer Verherrlichung der Vergangenheit. Die explizit benannten Konfliktthemen sind also nicht unbedingt die eigentliche Ursache für den Konflikt. Daher geht es oft in den Gesprächen um Rangordnung, um Akte der Selbstbehauptung, um Durchsetzung eigener Interessen, um Gesichtswahrung, um Verteidigung des eigenen Sozialstatus oder um Vermeidung von Strafen für das eigene Fehlverhalten. Es handelt sich dabei um Ziele, die mit Macht zu tun haben, die aber nicht auf Konflikte mit Konfliktparteien aus unterschiedlichen Kulturen beschränkt sind. Diese Aushandlungen – bis hin zum Konflikt – werden besonders emotional geführt bei Konfliktparteien, die gesamtgesellschaftlich nur wenig Macht haben.

Was im Gemeindebau noch hinzukommt, ist, dass die BewohnerInnen nicht nur sich selbst, sondern die jeweils gesamte „Wir-Gruppe“, der sie angehören, vor weiterem Statusverlust schützen wollen. Wenn man sich explizit zu einer Kultur zugehörig fühlt, wird man eher versuchen diese Gruppenidentität zu bewahren. Dies führt dazu, dass die Menschen meist versuchen die (angenommenen) Interessen der gesamten Gruppe zu verteidigen.

Viele Personen, die ich beobachten durfte, mit denen ich Gespräche führen konnte, haben mehr oder weniger berechtigte Existenzängste. Jene Personen, bei denen diese Existenzängste am deutlichsten zum Ausdruck kamen, haben auch am unnachgiebigsten an negativen Zuschreibungen gegenüber den „Anderen“ festgehalten, um den Status der eigene „Wir-Gruppe“ zu erhöhen. Die „Anderen“ werden damit zur real empfundenen, konkreten

Bedrohung des eigenen Status und der eigenen Bedürfnisse. Ich habe diese ständig empfundene Bedrohung als regelrechte Verzweiflung wahrgenommen. Einer Verzweiflung, die nach mehr verschriftlichten Regeln, mehr Ordnungsüberwachung und mehr Sanktionen gegenüber Regelbrüchen verlangt.

Diese defensive Haltung und Angst erschwert aber eine Reflexion der eigenen Rolle, denn das zu Verteidigende kann nicht gleichzeitig hinterfragt werden. Dies erschwert Kommunikation und insbesondere zwischen Menschen die sich nicht derselben Kultur zugehörig fühlen. Außerdem ist die Verunsicherung aufgrund von konkreten Veränderungen so groß, dass unterschiedliche Meinungen oder Verhaltensweisen nicht als zulässig empfunden werden, sondern viel eher als weitere Irritation wahrgenommen werden. Leider führt diese rigide, unflexible Haltung dazu, dass sich aus Missverständnissen Konflikte entwickeln.

Immer wieder kommt der Wunsch nach Übersicht, dörflicher Kleinteiligkeit und damit sozialer Kontrolle zum Ausdruck. Dies steht dem Bedürfnis nach Anonymität und Freiheit gegenüber. Vor allem Menschen, die sich nicht zur Mehrheitsgesellschaft in Österreich zugehörig sehen, fühlen sich durch Kontrolle eingeschränkt während sich vor allem Alte Menschen durch Anonymität allein gelassen fühlen.

Dieser Wunsch nach Überschaubarkeit und Kontrolle geht gerade bei den älteren Menschen einher mit einer erstaunlichen Passivität. Menschen, die von sich behaupten politisch bewegt zu sein, wollen eigentlich vermeintliche Regelverstöße nur melden und wünschen sich, dass sich jemand anderes darum kümmert, dass jemand ihre Probleme für sie löst und Regelverstöße sanktioniert. Der Eindruck könnte also entstehen, dass die straffe Organisation und ehemalige, externe Kontrolle im Gemeindebau den Wunsch nach Gehorsam unterstützt und zur Unmündigkeit erzogen hat.

Da sich gesellschaftliche Hierarchien natürlich auch in einem Gemeindebau widerspiegeln, zeigen die alteingesessenen BewohnerInnen oft ein Verhalten, als ob sie bestimmen dürften, wo es lang zu gehen hat. Auch das begünstigt Kommunikationsbereitschaft keineswegs. Wenn Menschen nicht miteinander kommunizieren können entwickeln sich aus Missverständnissen viel schneller Konflikte. Dort, wo es ein respektvolles oder kooperatives Klima gibt, das offene Kommunikation erlaubt und damit auch schlichtes Nachfragen ermöglicht, entstehen viel weniger schnell aus Missverständnissen Konflikte.

Aufgrund der tradierten gesellschaftlichen Machtverhältnisse gibt es ein solches kommunikationsbegünstigendes Klima im Gemeindebau oft erst nach externer Unterstützung. Also zum Beispiel dem Initiieren von Hofgesprächen durch die Gebietsbetreuung oder durch

Konfliktvermittlung von ausgebildeten Fachkräften. Aktive MieterInnenvertretungen und Hofpalaver sind weitere Möglichkeiten ein solches Klima (wieder-)herzustellen.

Im Rahmen der Datenerhebung habe ich mir zahlreiche weitere Fragen gestellt, deren Beantwortung den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätte. Im Folgenden möchte ich diese Aspekte kurz vorstellen. Auf Themen, die zwar in dem einen oder anderen Interview vorgekommen sind, die aber nicht in allen eine Rolle gespielt haben, habe ich nicht näher eingehen können.

So wäre es noch möglich, auf Inhalte wie AkademikerInnenfeindlichkeit oder pathologische Verhaltensauffälligkeiten einzugehen - beides entfaltet sich ohne Zweifel auch mit einer kulturellen Dimension.

Ein weiteres Beispiel ist mein Eindruck, dass es bei der Hofbauweise viel häufiger zu Konflikten kommt. Daher stellte sich die Frage, ob die Höfe nahezu als Panoptikum⁶⁷ funktionieren. Denn die Hofbauweise ermöglicht eine permanente potenzielle Kontrolle, vom Wohnzimmerfenster aus haben die BewohnerInnen einen allumfassenden Blick. Jederzeit können sie beobachten und könnten sie beobachtet werden. Das bedeutet als Konsequenz, dass sie auch für als falsch gewertete Handlungen bestraft werden könnten. Führt also die Hofbauweise zu einer neuen Konzeption von Verhalten, die gerade diesen potenziellen Blick der ÜberwacherInnen einbezieht?

Weiters scheint mir die Rolle von Architektur für soziales Miteinander generell unterbelichtet. Die Gemeindebauten wurden explizit für eine homogene Arbeiterschaft geplant und gebaut. Erlaubt diese Architektur überhaupt ein friedliches Miteinander heterogener Gruppen? Schließlich steht schon jetzt fest, dass es nie 100% Homogenität geben wird?

Eine weitere Frage war die nach dem ästhetischen Sinn als Sinn für Distinktion. Da ich fast alle Interviews in den Wohnungen der InterviewpartnerInnen geführt habe, konnte ich die frappante Ähnlichkeit der Innenraumgestaltung von einander unbekanntem Menschen, die sich zur selben Kultur zugehörig fühlen, nicht übersehen. Wie beeinflussen unterschiedliche ästhetische Maßstäbe einen Konfliktverlauf? Oder welchen Einfluss hat Geschmack auf die Aneignung von Wohnraum? Beides wären spannende Forschungsfortsetzungen.

Außerdem wäre es spannend etwas genauer zu betrachten, ob durch biographische Gemeinsamkeiten der BewohnerInnen eine Bindung zwischen ihnen begünstigt wird, trotz unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeiten, also zum Beispiel durch Arbeitslosigkeit, Schwangerschaft, erlerntes Handwerk oder Krankheit.

⁶⁷ Ursprünglich eine von Jeremy Bentham gegen Ende des 18. Jahrhunderts entworfene Gefängnisbauweise, die eine gleichzeitige Überarbeitung von vielen Menschen durch nur einen einzigen Überwachenden ermöglicht. Später wurde diese Bauweise auch von Foucault besprochen.

Abschließend bleibt mir nur mehr festzustellen, dass unterschiedlich wahrgenommene kulturelle Zugehörigkeiten sich auflösen können, indem eine neue Hof-, Stiegen- oder Gemeindebaukultur entsteht. Gemeinwesenarbeit versucht diese Entwicklungen zu unterstützen.

Gemeinwesenarbeit verdient mehr Ressourcen in dieser Stadt.

Bibliographie

Abrams, Dominik/Hogg Michael A. (Hg.) (1999): Social identity and social cognition. Oxford: Blackwell Publishers.

Arbeiterkammer (2009):

Erhältlich: <http://www.arbeiterkammer.com/online/page.php?P=1515> Stand: 1.9.2009.

Augsburger, David W. (1992): Conflict Mediation Across Cultures; Pathways and Patterns. Louisville: Westminster/John Know Press.

Bennet, Milton J. (1995): Critical Incidents in an Intercultural Conflict-Resolution Exercise. In: Sandra Mumford-Fowler, Monica G. Mumford (Hg.): Intercultural sourcebook: cross-cultural training methods. Boston: Intercultural Press. 147-156.

Berkel, Karl (1984): Konfliktforschung und Konfliktbewältigung. Ein organisationspsychologischer Ansatz. Berlin: Duncker & Humboldt.

Bernius, Volker/Kemper, Peter/Oehler, Regina/Wellmann, Karl-Heinz (Hg.) (2006): Der Aufstand des Ohrs – die neue Lust am Hören. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Bloch, Maurice (1994): Language, Anthropology, and Cognitive Science. In: Robert Borofsky (Hg.): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill. 276-283.

Blomert, Reinhard (1991): Wandlungen des „Wir-Gefühls“ am Beispiel Nationalismus. In: Ortfried Schäffter (Hg.): Das Fremde. Opladen: Westdeutscher Verlag. 97-117.

Blume, Michael (2010a): Amische, Hutterer, Haredim – Wie religiöse Traditionen Kinderreichtum erreichen. In: Wolfgang Mazal (Hg.): Familie und Religion. Aktuelle Beiträge aus der interdisziplinären Familienforschung. Wien: Budrich UniPress.

Blume, Michael (2010b): Von Hayek and the Amish Fertility. How religious communities manage to be fruitful and multiply. A Case study. In: Ulrich Frey (Hg.): The Nature of God - Evolution and Religion. Marburg: Tectum. 157-174.

Bonacker, Thorsten/Imbusch, Peter (2006): Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden. In: Peter Imbusch, Ralf Zoll (Hg.) Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 67-126.

Borofsky, Robert (Hg.) (1994): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill.

Borofsky, Robert (1994): Rethinking the Cultural. In: Robert Borofsky (Hg.): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill. 243-249.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Sonderband 2. Göttingen: Schwartz. 183-198.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA Verlag.

Brix, Emil/Richter, Rudolf (2000): Organisierte Privatinteressen: Vereine in Österreich. Wien: PassagenVerlag.

Der Brockhaus in fünfzehn Bänden, 1998, Band 7. Gütersloh: F.A. Brockhaus/wissenmedia.

Der Brockhaus in fünfzehn Bänden, 1999a, Band 12. Gütersloh: F.A. Brockhaus/wissenmedia.

Der Brockhaus in fünfzehn Bänden, 1999b, Band 13. Gütersloh: F.A. Brockhaus/wissenmedia.

Bsteh, Petrus (2007): Afrikanische Religionen. In: Caroline Sidler, Anna Mirfattahi (Hg.): *Leben Glauben Feiern*. Wien: Czernin. 20-25.

Bünker, Michael (2007): Evangelische Kirche. In: Caroline Sidler, Anna Mirfattahi (Hg.): *Leben Glauben Feiern*. Wien: Czernin. 65-72.

Chassé, Karl August (2004): Aneignungsstrukturen von benachteiligten Kindern. In: Ulrich Deinet, Christian Reutlinger (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 149-160.

CoE – Council of Europe (2008): *White Paper on Intercultural Dialogue. Living together as equals in dignity*. Strasbourg: Council of Europe.

Danesi, Marcel (2004): *A basic course in anthropological linguistics*. Toronto: Canadian Scholars' press Inc.

Danesi, Marcel/Perron, Paul (1999): *Analyzing cultures: an introduction and handbook*. Bloomington: Indiana university press.

Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hg.) (2004): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (2004): Einführung. In: Ulrich Deinet, Christian Reutlinger (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 7-15.

Doppler, Klaus/Lauterburg, Christoph (2005): *Change Management: Den Unternehmenswandel gestalten*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

Douglas, Mary (1996): *Natural Symbols*. New York: Routledge.

Eysenck, Michael W. (2004): *Psychology: An International Perspective*. New York: Psychology Press.

Farrugia, Joseph (2007): Katholische Kirche. In: Caroline Sidler, Anna Mirfattahi (Hg.): Leben Glauben Feiern. Wien: Czernin. 128-137.

Fassmann, Heinz/ Hatz, Gerhard/ Matznetter, Walter (2009): Wien – Städtebauliche Strukturen und gesellschaftliche Entwicklungen. Wien: Böhlau.

Faust, Volker (2009): Wie wir uns im Alter verändern. Nicht alles ist negativ, vieles hat auch einen kräfte-schonenden Sinn.

Erhältlich: <http://www.psychosoziale-gesundheit.net/psychohygiene/alter.html> Stand: 13.09.2009.

Flechsing, Karl-Heinz (1997): Interkulturelles und Kulturelles Lernen.

Erhältlich: <http://wwwuser.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps1-97.htm> Stand: 25.9.2009.

Flechsing, Karl-Heinz (2000): Kulturelle Orientierung.

Erhältlich: <http://wwwuser.gwdg.de/~kflechs/iikdiaps.htm> Stand: 13.09.2009.

FSW, Fonds Soziales Wien (2008): Wien 10, Karl Wrba Hof.

Erhältlich:

http://www.fsw.at/export/sites/fsw/fswportal/downloads/satzung_berichte/teamfocus/2008_Team_Focus_Bericht_Karl-Wrba-Hof.pdf Stand: 22.09.2009.

Foucault, Michel (2005): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fox, Richard G./King, Barbara J. (2002): Anthropology beyond culture. New York: Berg.

Frey, Oliver (2004): Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. In: Ulrich Deinet, Christian Reutlinger (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 219-234.

Frey, Ulrich (Hg.) (2010): The Nature of God – Evolution and Religion. Marburg: Tectum Verlag.

Fu, Ho-Ying/Morris, Michael W. (2000): Research Paper No. 1649 How Does Culture Influence Conflict Resolution? A Dynamic Constructivist Analysis. Erhältlich: <http://ideas.repec.org/p/ecl/stabus/1649.html> Stand: 2.9.2009.

Gächter, August (2001): Daten und Fakten zu Einwanderung und Integration. Wien: IHS.

Galtung, Johan (1981): Theorien zum Frieden. In: Dieter Senghaas (Hg.): Kritische Friedensforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 235-246.

Gebietsbetreuung (2009a):

Erhältlich: <http://www.gebietsbetreuung.wien.at/htdocs/highlights.html> Stand: 18.8.2009.

Gebietsbetreuung (2009b): Erhältlich:

<http://www.gebietsbetreuung.wien.at/gbdocs/gbwohn14-15-16/team.html> Stand: 18.8.2009.

Gebietsbetreuung (2009c):

Erhältlich: <http://www.gebietsbetreuungen.wien.at/> Stand: 24.08.2009.

Gebietsbetreuung (2009d): Erhältlich:

<http://www.gebietsbetreuung.wien.at/htdocs/sw-arbeitsprinzipien.html> Stand: 2.9.2009.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gelfand, Michele J./Brett, Jeanne M. (Hg.) (2004): The handbook of negotiation and culture. Stanford: Stanford Business Books.

Gelfand, Michele J./Morris, Michael W. (2004): Cultural Differences and Cognitive Dynamics: Expanding the Cognitive Perspective on Negotiation. In: Michele Gelfand, Jeanne M. Brett (Hg.): The handbook of negotiation and culture. Stanford: Stanford Business Books. 45-71.

Gelfand, Michele J./Nishii, Lisa H./Holcombe, Karen M./Dyer, Naomi/Ohbuchi Ken-Ichi/Fukuno Mitsuteru (2001): Cultural influences on cognitive representations of conflict:

interpretations of conflict episodes in the US + Japan. In: Journal of Applied Psychology. 86, (6):1059-1074.

Gesteland, Richard E. (1999): Cross-cultural business Behavior. Marketing, Negotiating and Managing Across Cultures. Kopenhagen: Copenhagen Business School.

Gingrich, Andre (1998) : Ethnizität für die Praxis. In: Karl R. Wernhart, Werner Zips (Hg.): Ethnohistorie – Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien: Promedia. 99-111.

Glasl, Friedrich (2010): Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater. Bern/Stuttgart: Haupt, Freies Geistesleben.

Goody, Jack (1994): Culture and Its Boundaries: A European view. In: Robert Borofsky (Hg.): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill. 250-261.

Greverus, Ina-Maria (1995): Die anderen und Ich. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Gudykunst, William B. (2005): Theorizing about intercultural communication. Thousand Oaks: Sage publications.

Hall, Edward T. (1977): Beyond Culture. New York: Anchor books.

Hansen, Georg (1996): Perspektivwechsel. Münster/New York: Waxmann.

Hansen, Klaus P. (2003): Kultur und Kulturwissenschaft. Tübingen: A. Francke Verlag.

Harris, Marvin (1993): Culture, People, Nature: An Introduction to General Anthropology. New York: Allyn & Bacon.

Hasanagic, Violeta/Szerb-Mantl, Barbara (2004): Konfliktarbeit im interkulturellen Kontext. Unveröffentlichte Abschlußarbeit der Mediationsausbildung.

Häussermann, Hartmut/Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hautmann, Hans/Hautmann, Rudolf (1980): Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919-1934. Wien: Schönbrunn.

Hirschberg, Walter (Begr.) (1999): Wörterbuch der Völkerkunde: Mit 1250 Stichwörtern. Berlin: Reimer.

Historisches Museum der Stadt Wien (1993): Das Rote Wien. Katalog der 177. Sonderausstellung. Wien: Museen der Stadt Wien.

Hofstede, Geert (2004): Cultures and Organizations: Software of the Mind. Columbus: McGraw-Hill.

Holzmann-Jenkin, Andrea/Schmid, Tom/Machold, Ingrid (1999): Beschäftigungsinitiativen im Bereich sozialer Dienste: Das Hausbesorgerwesen in Wien, Endbericht. Forschungsbericht der Sozialökonomischen Forschungsstelle. Wien: MA 50.

Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.) (2006): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jakober, Andrea (1999): Interactive Problem Solving. Eine mediative Methode interkultureller Konfliktregelung. In: Gerde Klammer, Peter Geißler (Hg.): Mediation. Einblicke in Theorie und Praxis professioneller Konfliktregelung, Wien: Falter Verlag. 220-229.

Kainrath, Wilhelm (1985): Das „Wiener Modell“ der Stadterneuerung. In: MA 19 (Hg.): Wiener Wohnbau Wirklichkeiten. Wien: Compress-Verlag. 82 – 89.

Kaiser, Karl (1970): Friedensforschung in der Bundesrepublik. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Kappe, Doris (1996): Konfliktbewältigung und kulturspezifisches Konfliktverhalten. Wiesbaden: Deutscher Universität-Verlag.

Karakasoğlu, Yasemin/ Lüddecke, Julian (Hg.) (2004): Migrationsforschung und interkulturelle Pädagogik: Aktuelle Entwicklungen in Theorie, Empirie und Praxis. Münster: Waxmann.

Keesing, Roger M. (1994): Theories of Culture Revisited. In: Robert Borofsky (Hg.): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill. 301-310.

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hg.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological Approach. New York: Wiley.

Keupp, Heiner (2011),

Erhältlich: <http://www.wissenschaft-online.de/abo/lexikon/psycho/5669>, Stand: 27.5.2011

Kilic, Birol (2007): Islam/Türkei: Sunniten und Aleviten. In: Caroline Sidler, Anna Mirfattahi (Hg.): Leben Glauben Feiern. Wien: Czernin. 100-116.

Klammer, Gerda/Geißler, Peter (Hg.) (1999): Mediation. Einblicke in Theorie und Praxis professioneller Konfliktregelung, Wien: Falter.

Klusacek, Christine/Stimmer, Kurt (2005): Ottakring. Wien: Mohl.

Kottak, Conrad Phillip (2003): Anthropology: The Exploration of Human Diversity. Columbus: McGraw-Hill.

Kreckel, Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Sonderband 2. Göttingen: Schwartz.

Kulemann, Peter (1982): Am Beispiel des Austromarxismus. Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich von Hainfeld bis zur Dollfuss-Diktatur. Hamburg: Junius.

Lackner, Herbert (2010): Der Kampf um Wien: Warum die Wahl im Gemeindebau entschieden wird. In: Profil. 25. September 2010. Wien: News.

MA 14 (1997): Wohnbau aktuell, Jahresbericht 1995/1996. Wien: Werba Werbe.

MA 17, Geschäftsgruppe Integrations- und Diversitätsangelegenheiten, Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/integration/> Stand: 24.08.2009.

MA 18 & 19 (1998): Architektur Wien: 500 Bauten. Wien: Springer-Verlag.

MA 19 (Hg.) (1985): Wiener Wohnbau Wirklichkeiten. Wien: Compress-Verlag.

Malinowski, Bronislaw/Redfield, Robert (2004): Magic, Science and Religion and Other Essays. Whitefish: Keesinger Publishing.

Mäs, Michael (2005): Regionalismus, Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mattl, Christine (2004): Zum Verständnis interkultureller interpersoneller Konflikte in der Mediation (unter Berücksichtigung der Ergebnisse aus der empirischen kulturvergleichenden und interkulturellen Konfliktforschung). In: Gerda Mehta, Klaus Rückert (Hg.): Streiten Kulturen? Konzepte und Methoden einer kultursensitiven Mediation. Wien: Springer. 7-31.

Mayer, Claude-Hélène (2008): Trainingshandbuch Interkulturelle Mediation und Konfliktlösung. Didaktische Materialien zum Kompetenzerwerb. Münster: Waxmann.

Mayer, Claude-Hélène/Boness, Christian Martin (2004): Interkulturelle Mediation und Konfliktbearbeitung. Münster: Waxmann.

Mayring, Philipp (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz.

Mazal, Wolfgang (Hg.) (2010): Familie und Religion. Aktuelle Beiträge aus der interdisziplinären Familienforschung. Wien: Budrich UniPress.

Mehta, Gerda/Rückert, Klaus (Hg.) (2004): Streiten Kulturen? Konzepte und Methoden einer kultursensitiven Mediation. Wien: Springer.

Miebach, Bernhard (2006): Soziologische Handlungstheorie: Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft.

Mumford-Fowler, Sandra/Mumford, Monica G. (Hg.) (1995): Intercultural sourcebook: cross-cultural training methods. Boston: Intercultural Press.

Mylius, Claudia (2001): Mediation bei Nachbarschaftskonflikten im Gemeindebau. Unveröffentlichte Abschlußarbeit der Mediationsausbildung.

Nestvogel, Renate (2004): Interkulturelle Kompetenzen in der beruflichen Alltagspraxis und die Aushandlung von Macht. In: Yasemin Karakasoglu, Julian Lüddecke (Hg.): Migrationsforschung und interkulturelle Pädagogik: Aktuelle Entwicklungen in Theorie, Empirie und Praxis. Münster: Waxmann. 349-362.

Nigg, Rosmarie (2005): Städtische Räume & Wiener Verhältnisse. Universität Wien: Diplomarbeit.

Payer, Peter (2006): Vom Geräusch zum Lärm – Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Volker Bernius, Peter Kemper, Regina Oehler, Karl-Heinz Wellmann (Hg.): Der Aufstand des Ohrs- die neue Lust am Hören. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 106-119.

Peer, Soteris (2003): Die Standardisierung von Kultur als Weg zu interkultureller Kompetenz. Universität Wien: Diplomarbeit.

Pfarr Sandeiten (2009), Erhältlich: www.pfarre.sandleiten.at/ Stand: 23.8.2009.

Podbrecky, Inge (2003): Rotes Wien. Wien: Falter.

Prochazka, Birgit (2007): Interkulturelle Kompetenzen?! Begriffsklärung und Möglichkeiten im Kindergarten. Wien. Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/integration/mkg/prochazka.html>
Stand: 2.9.2009.

Raiby, Tove/Stoik Christoph (2011): Hofpalaver.

Erhältlich: <http://www.sozialraum.de/hofpalaver.php> Stand: 13.01.2011.

Sapir, Edward (2004): Language: An Introduction to the Study of Speech. Minrola: Dover publications. New York: Harcourt, Brace.

Sarbaugh, Lawrence E. (1988): Intercultural Communication. New Brunswick/New Jersey: Transaction.

Schäfer, Bernd (Hg.) (1978): Sozialpsychologie des Vorurteils. Stuttgart: Kohlhammer Urban.

Schäffter, Ortfried (Hg.) (1991): Das Fremde. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schäfter, Ortfried (1991): Modi des Fremderlebens. In: Ortfried Schäffter (Hg.): Das Fremde. Opladen: Westdeutscher Verlag. 11-45.

Scherr, Albert (2004): Rückzugsräume und Grenzüberschreitungen. In: Ulrich Deinet, Christian Reutlinger (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 161-174.

Schrader, Oliver (1998): Zur Aneignung bedingt geeignet. Soziale, mikropolitische und architektonische Bedingungen der Aneignung und Gestaltung des Wohnumfeldes durch die Bewohner in einem Wiener Gemeindebau. Universität Wien: Diplomarbeit.

Schwingel, Markus (2000): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.

Senghaas, Dieter (Hg.) (1991): Kritische Friedensforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Shearman, Sachiyo (2008): Culture, Values, and Cultural Variability: Reviews of Hofstede, Inglehart, and Schwartz. Montreal: Universal Value Frameworks. Erhältlich: <http://www.allacademic.com/> Stand: 2.9.2009.

Sherman, Steven J./Hamilton, David L./Lewis, Amy C. (1999): Perceived Entitativity and the Social Identity. Value of Group Memberships. In: Dominik Abrams, Michael A. Hogg (Hg.): Social identity and social cognition. Oxford: Blackwell Publishers. 80-110.

Caroline Sidler, Anna Mirfattahi (Hg.) (2007): Leben Glauben Feiern. Wien: Czernin.

Skinner, Burrhus Frederic (2011): About Behaviorism. New York: Knopf Doubleday Publishing Group.

Spivak, Gayatri C. (1996): Subaltern studies. Deconstructing historiography. In: Donna Landry, Gerald MacLean (Hg.): The Spivak reader. London: Routledge: 203–236.

SPÖ Wien (2009), Onlinelexikon. Erhältlich: www.dasrotewien.at Stand: 23.08.2009.

Stadt Wien (2008): Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2008: Menschen in Wien. Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/statistik/pdf/menschen08.pdf> Stand: 22.09.2009.

Stadt Wien (2009): Geschäftsgruppe Wohnen, Wohnbau, Stadterneuerung: Digitaler Kulturgüterkataster, Wohnhausanlage Sandeuten. Erhältlich: http://metadb.wrwks.at/open/object_pdf/0816307/export.pdf Stand: 24.8.2009.

Stadt Wien (2010): Kultur und Freizeit, Chronik: Archiv. Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/kultur/chronik/gedenken2008/archiv/kommunalpolitik.html> Stand: 8.8.2010.

Stadt Wien (2011a): Mietermitbestimmung. Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/mietermitbestimmung/> Stand: 11.2.2011.

Stadt Wien (2011b): Politik und Verwaltung, Volksbefragung. Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/politik-verwaltung/volksbefragung.html> Stand: 9.2.2011.

Stangor, Charles (2004): Social groups in action and interaction. New York: Psychology Press.

Statistik Austria (2008): Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, Wohnbevölkerung in Privathaushalten. 1. Quartal 2008. Erhältlich:
http://www.statistik.at/web_de/presse/pressemitteilungen_vorjahr/7/032181?year=2008&month=7 Stand: 2.9.2009.

Statistik Austria (2009a): Armutsgefährdung und Lebensbedingungen in Österreich Ergebnisse aus EU-SILC 2009. Wien: BMASK.

Statistik Austria (2009b): Demographisches Jahrbuch 2009. Wien: Österreich.

Strauss, Claudia/Quinn, Naomi (1994): A Cognitive/Cultural Anthropology. In: Robert Borofsky (Hg.): Assessing cultural anthropology. New York at al: McGraw-Hill. 284-297.

Sumner, Wilhelm Graham (1906): Folkways: a study of the sociological importance of usages, manners, customs, mores, and morals. Boston: Ginn and Co.

Thomas, Alexander (Hg.) (1994): Psychologie und multikulturelle Gesellschaft. Problemanalysen und Problemlösungen. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.

Thomas, Alexander (1994): Können interkulturelle Begegnungen Vorurteile verstärken? In: Alexander Thomas (Hg.): Psychologie und multikulturelle Gesellschaft. Problemanalysen und Problemlösungen. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie. 227-238.

Ting-Toomey, Stella/Oetzel, John G., (2001): Managing intercultural conflict efficiently. London: Sage Publications.

Triandis, Harry C. (2006): Some dimensions of intercultural variation and their implications for community psychology. In: Journal of Community Psychology, Volume 11, Issue 4. Wiley Periodicals. 285 -302.

Trompenaars, Fons (1993): Handbuch Globales Managen. Wie man kulturelle Unterschiede im Geschäftsleben versteht. Düsseldorf: Econ.

United Nations Economic Commission for Europe (UNECE) (2006): Conference of European Statisticians Recommendations for the 2010 censuses of population and housing. Erhältlich: <http://www.unece.org/stats/documents/2010.00.census.htm> Stand: 22.09.2009.

Vaskovich, Nadja (1998): Das Rote Wien. Modellversuch einer „Proletarischen Gegenwelt“. Eine Untersuchung über die Hervorbringung einer „Arbeiterkultur“ am Beispiel einer Milieuspezifischen Wohnkultur. Universität Wien: Diplomarbeit.

Wagner, Wilhelm J. (1995): Der Grosse Bildatlas zur Geschichte Österreichs. Wien: Kremayr & Scheriau.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.

Wehle, Peter (1980): Sprechen Sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Wien: Ueberreuter.

Wentz, Martin (1992): Planungskulturen. Frankfurt am Main: Campus.

Wernhart, Karl R./Zips, Werner (Hg.) (1998): Ethnohistorie – Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien: Promedia.

Wiener Integrationsfonds (2002): MigrantInnen in Wien 2001. Daten & Fakten & Recht. Wien: MA 57.

Wiener Wohnen (2009a):

Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/> Stand: 21.08.2009.

Wiener Wohnen (2009b):

Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/wohnungsweitergabe/index.html>
Stand: 2.9.2009.

Wiener Wohnen (2009c), Erhältlich:

<http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/mietvertragbestandteile/hausordnung.html#ruhe> Stand: 18.8.2009.

Wiener Wohnen (2009d),

Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/wohnungsweitergabe/index.html>
Stand: 24.8.2009.

Wiener Wohnen (2010),

Erhältlich: <http://www.wien.gv.at/wohnen/wienerwohnen/geschichte.html> Stand: 15.8.2010.

Wittgenstein, Ludwig/Schulte Joachim (2001): Philosophische Untersuchungen: kritisch-genetische Edition, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

wohnfonds_wien (2009): Sockelsanierung. Wien: wohnfonds_wien.

Wohnservice Wien GmbH (2009): Gebietsbetreuung Städtische Wohnhausanlagen. Jahresbericht 2008. Wien: Wohnservice Wien GmbH.

Wyer, Robert S./Chiu, Chi-Yue/Hong, Ying-Yi (2009): Understanding Culture: Theory, Research, and Application. New York: Psychology Press.

Zeller, Eva-Maria (2007): Interkulturelle Pädagogik als integrativer Bestandteil der Grundschule. Norderstadt: Grin Verlag.

Zimmermann, Peter (2006): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Liste der durchgeführten Interviews

Interview A (2009). Wien, 11. September 2009. Geführt mit:

I1: männlich, geboren 1933 in Österreich, Muttersprache Deutsch, verheiratet, kinderlos.

I2: weiblich, geboren 1935 in Österreich, Muttersprache Deutsch, verheiratet, kinderlos.

Interview B (2009). Wien, 10. September 2009. Geführt mit:

I4: weiblich, geboren 1962 in Österreich, Wien, Muttersprache Deutsch, verheiratet, 2 eigene und 3 Pflegekinder, Hausbesorgerin.

Interview C (2009). Wien, 10. September 2009. Geführt mit:

I5: männlich, geboren 1977 in Afghanistan, lebt seit 1992 in Österreich, seit 2005 im Sandleitenhof, Muttersprache Paschtu, verheiratet, ein Sohn.

I6: weiblich, geboren in Afghanistan, Muttersprache Paschtu, verheiratet, ein Sohn. Mann und Sohn waren bei Interview anwesend.

Interview D (2009). Wien, 12. September 2009. Geführt mit:

I7: weiblich, geboren 1980 in Österreich, Muttersprache türkisch, verheiratet, 2 Kinder; beide Kinder waren während des Interviews anwesend.

Interview E (2009). Wien, 12. September 2009. Geführt mit:

I8: männlich, geboren 1956 in der Türkei; Muttersprache Türkisch, verheiratet, 3 Kinder, spricht gebrochen Deutsch, in Österreich seit 1979.

I9: weiblich, geboren 1955 in der Türkei, Muttersprache Türkisch, verheiratet, 3 Kinder, spricht kein Deutsch, seit 1990 in Österreich, bedeckt.

I10: männlich, geboren 1976 in der Türkei; Muttersprache Türkisch, verheiratet, 3 Kinder, spricht gebrochen Deutsch, seit 1990 in Österreich.

I11: weiblich, geboren 1980 in der Türkei, Muttersprache Türkisch, verheiratet, 3 Kinder, bedeckt.

Liste der Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle

Protokoll 1 (2009). Wien, 23. August 2009. Persönliches Gespräch, geführt mit: Pensionist, geboren 1932 in Österreich, Muttersprache Deutsch.

Protokoll 2 (2009). Wien, 23. August 2009. Teilnehmende Beobachtung bei Matteottiplatzfest.

Protokoll 3 (2009). Wien, 14. August 2009. Persönliches Gespräch, geführt mit: Mag^a Angelika Weibold, Fachliche Mitarbeiterin der GBwohn 14_15_16.

Protokoll 4 (2009). Wien, 23. August 2009. Persönliches Gespräch, geführt mit: Dagmar Casagrande, weiblich, geboren 1944 in Österreich, Muttersprache Deutsch, 2 Kinder, 5 Enkelkinder, Vorsitzende es Mieterbeirates.

Protokoll 5 (2009). Wien, 23. August 2009. Persönliches Gespräch, geführt mit: DI Kurt Smetana, Auftragnehmer der GBwohn 14_15_16.

Protokoll 6 (2009). 31. August und 8. September 2009. Persönliche Gespräche, geführt mit: Mag. Christian Srienz, Fachlicher Mitarbeiter der GBwohn 14_15_16, Wien.

Protokoll 7 (2009). Wien, 11. September 2009. Teilnehmende Beobachtung bei Hofgespräch.

Abstract

In dieser Diplomarbeit geht es um den Stellenwert kultureller Zugehörigkeiten bei interpersonellen Konflikten und um den Einfluss von Kulturellem auf Konfliktverläufe. Als Fallbeispiel wurde der Gemeindebau „Sandleitenhof“ im 16. Wiener Gemeindebezirk gewählt sowie der Tätigkeitsbereich der Gebietsbetreuung für städtischen Wohnbau für die Bezirke 14, 15, und 16.

Neben der Begriffsbestimmung von „Kultur“ und „Konflikt“ werden weitere Facetten des Kulturellen wie Identität, Interkulturalität oder Rassismus beleuchtet.

Zur Darstellung des Forschungsfeldes wird auf die Entwicklungen der ArbeiterInnenbewegung in Wien eingegangen und die damit verbundene Entstehung von kommunalem Wohnbau in Wien. Ausgehend von den historischen Grundvoraussetzungen wird auch der konkrete Gemeindebau Sandleitenhof zum Zeitpunkt der Forschung beschrieben.

Mittels Analyse der Interviews, die mit (ehemaligen) TeilnehmerInnen an Konfliktvermittlungsversuchen der zuständigen Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen für die Bezirke 14, 15 und 16 geführt wurden, wird dargestellt, welche Rolle kulturelle Zugehörigkeiten in interpersonellen Konflikten spielen.

Anhand von häufig genannten Konfliktfeldern wird beleuchtet, welche Rolle das Kulturelle bei Fragen der Verunsicherung und Veränderung, der Ordnung und Sitten, des Lebensalters und der Fremdzuschreibungen spielt.

Basierend auf den Konzepten von Pierre Bourdieu, wird die Analyse der teilnehmenden Beobachtung und der Interviews ergänzt um Betrachtungen der Rolle der SPÖ im Gemeindebau heute.

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich versichere hiermit,

1. Dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe, und
2. Dass ich die Diplomarbeit bisher weder im Inland noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Wien, 2011

Unterschrift,

Lebenslauf

Bettina Schwarzmayr

Persönliche Daten

Geburtsdatum 20. Oktober 1979
Geburtsort Salzburg

Ausbildung

Studium Kultur- und Sozialanthropologie
BORG 1994-1998 BORG Neumarkt am Wallersee
HS 1990-1994 HS Mattsee
VS 1986-1990 VS Mattsee

Berufe und Ämter

Wien Penzing seit 2001: Bezirksrätin in Wien Penzing
Vorsitzende der Kommission für Jugend, SeniorInnen
und Soziales

Universität Wien & HochschülerInnenschaft

1998-2004 diverse Funktionen: Mandatarin der
Universitätsvertretung, Sachbearbeiterin im
Internationalen Referat der ÖH Bundesvertretung,
Mitglied im Senat der Universität Wien, Mandatarin der
Fakultätsvertretung, Mitglied des Fakultätskollegiums,
Mitglied des Genderstudies-Ausschusses, Mitglied der
Personalkommission, Mitglied des Senatsausschusses für
interne Revision.

Vereine und Ehrenämter

2007-2008 Präsidentin des Europäischen Jugendforums
2005-2006 Vize-Präsidentin des Europäischen
Jugendforums
2003 Vorstandsmitglied der ESIB – The National Unions
of Students in Europe
2003-2004 Mitglied der Österreichischen Bologna Follow
up Group (damals BMBWK)
2002-2004 Mitglied der ministerialen Arbeitsgruppe zur
Umsetzung des Weißbuches Jugend (damals BMGfJ)
1999-2000 Vorsitzende des VSSÖ Wien
1998-2000 Stv. Vorsitzende der Heimvertretung der
WIHAST StudentInnenheime am Campus Brigittenau